Nr. 8 Deutschland € 8,– • Schweiz sfr 15,80 • Österreich € 8,80 •
Benelux € 9,50 • Finnland € 12,– • Frankreich € 10,50 • Griechenland € 10,50 • Italien € 10,50 • Portugal (cont.) € 10,50 • Spanien € 10,50
48755

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

DAS ALTE CHINA GEO EPOCHE

VK.COM/IDEUTSCH

DAS ALTE CHINA

419487 5508009 20008

Die Nr. 1 für China

GeBeCo
Reisen erleben

Das Reich der Mitte

Unser beliebte Klassiker für eine erste Reise nach China! Entdekken Sie die pulsierenden Metropolen Peking, Shanghai sowie Hongkong und lassen Sie sich von der romantischen Landschaft Chinas verzaubern. Intensive Begegnungen mit der Kultur, dem Land und den Menschen sind Ihnen garantiert.

16-Tage-Studienreise
mit Lufthansa ab € 2.655*

Romantisches China

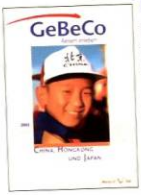
Eine Reise zu den landschaftlich reizvollsten Orten und beeindruckendsten Städten Chinas wartet auf Sie! Erleben Sie die atemberaubende Berg- und Schluchtenwelt des „Langen Stroms" an Bord der MS Snow Mountain, die wir exklusiv für unsere GeBeCo-Gäste gechartert haben.

16-Tage-Erlebnisreise mit
Austrian Airlines ab € 2.595*

Supercity Shanghai

Diese Städtereise entführt Sie zu der wohl interessantesten Mischung aus Tradition und Moderne. Genießen Sie die Kolonialbauten an der Flaniermeile - dem „Bund" -, und lassen Sie sich von der spektakulären, modernen Skyline beeindrucken. Das „Paris des Ostens" erwartet Sie!

7-Tage-Städtereise
mit Lufthansa ab € 755*



Mehr China-
Reisen finden Sie im aktuellen **GeBeCo**-Katalog „China, Hongkong und Japan 2002".

Beratung und Buchung in Ihrem Reisebüro.

Kostenlose Kataloge unter Telefon
04 31 / 5 44 6 - 289

* zzgl. Versicherungsgebühr für Flugreisen € 18

World of TUI

GEO EPOCHE
Das Magazin für Geschichte
Gruner + Jahr AG & Co, Druck- und Verlagshaus, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg. Postanschrift für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg, Telefon (040) 37 03-0. Telefax (040) 37 03-56 48.
E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de
GEO-Explorer: http://www.geo.de

CHEFREDAKTEUR
Peter-Matthias Gaede
GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE
Michael Schaper (Text)
Erwin Ehret (Art Direction)
Ruth Eichhorn (Bild)
CHEF VOM DIENST
Ernst Artur Albaum (freie Mitarbeit)
TEXTREDAKTION
Cay Rademacher
BILDREDAKTION
Christian Gargerle
ART DIRECTOR
Johannes Dönges
DOKUMENTATION
Irene Leipprand (freie Mitarbeit)
WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG
Dr. Matthias Richter
MITARBEITER DIESER AUSGABE:
Kirsten Bertrand, Uwe George, Gabriele Riedle, Johanna Romberg;
Freie Mitarbeit: Lars Abromeit, Jörg-Uwe Albig, Dr. Susmita Arp, Helen Bömelburg, Dr. Eva Danulat, Dorothee Hackenberg, Søren Harms, Dr. Anja Herold, Ruth Hoffmann, Dr. Thomas Jansen, Prof. Dr. Kuan Yu-Chien (Kalligraphien), Nora Luttmer, Harald Martenstein, Dr. Achim Mittag, Walter Saller, Dr. Angela Schottenhammer, Kolja Selker, Eva Schmidt-Klingenberg, Wieslaw Smetek, Christian Schütte, Zhang Wei
REDAKTIONSASSISTENZ
Sigrid Dahlhaus
KARTOGRAPHIE
Stefanie Peters
HONORARE
Petra Schmidt
SCHLUSSREDAKTION
Hinnerk Scelhoff; Assistenz: Hannelore Koehl
GEO-BILDARCHIV
Bettina Behrens, Gunda Lerche, Gudrun Lüdemann, Peter Müller
REDAKTIONSBÜRO NEW YORK
Brigitte Barkley, Wilma Simon, Nadja Masri
375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514, Tel. 001-212-499-8100, Fax 001-212-499-8105, E-Mail: geo@geo-ny.com
Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Peter-Matthias Gaede

VERLAGSLEITUNG:
Dr. Gerd Brüne, Dr. Bernd Buchholz
ANZEIGENLEITUNG: Anke Wiegel
VERTRIEBSLEITER: Markus Böhler
WERBELEITER: Florian Wagner
HERSTELLER: Peter Grimm

GEO EPOCHE-Kundenservice
Deutschland: Gruner + Jahr AG & Co, GEO-EPOCHE-Kunden-Service, 20080 Hamburg,
Schweiz: GEO-EPOCHE-Kundenservice, Postfach, 6002 Luzern
Österreich: GEO-EPOCHE-Kundenservice, DPV Wien, Postfach 7, A-1140 Wien

Übriges Ausland:
GEO-EPOCHE-Kundenservice, DPV, Postfach 101602, D-20010 Hamburg

GEO EPOCHE-Servicetelefon
(Abonnement, Nachbestellung älterer Ausgaben, Bücher von GEO, GEO-Kalender, Register, Schuber etc.)
Deutschland: Neubestellungen: Tel: (040) 37 03 38 03 Kundenservice: (040) 37 03 40 41; Fax: (040) 37 03 56 57; E-mail: abo-service @guj.de
Schweiz: Tel: (041) - 248 44 20; Fax: (041) - 248 44 04
Österreich: Tel: (01) - 91 07 63 26; Fax: (01) - 91 07 63 18
Übriges Ausland: Tel: ++4940-37 03 39 89; Fax: ++4940-37 03 56 25

Heft-Preis: € 8,00 · ISBN-Nr. 3-570-19352-7
© 2002 Gruner + Jahr, Hamburg
Anzeigenabteilung
Anzeigenverkauf: Thorsten Treppe, Tel: (040) 37 03 29 32, Fax: (040) 37 03 57 73
Anzeigendisposition: Wolfgang Rüders, Tel: (040) 37 03 38 24, Fax: (040) 37 03 57 73
Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 3 vom 1. Januar 2002
Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg, Konto 0322800, BLZ 200 700 00

Druck: Gruner + Jahr AG & Co
Druck- und Verlagshaus
Itzehoe/Holstein

Liebe Leserin, lieber Leser

Hätte man um das Jahr 1430 einen neutralen, weltkundigen Beobachter gefragt, welche Kultur schon bald die Erde dominieren würde, welches Reich aufsteigen könnte zur ersten Macht in Ost und West – er hätte Chinas globale Hegemonie vorhergesagt.

Der Kaiser auf dem Drachenthron beherrschte mit seinen Flotten die Ozeane im Osten, vom Chinesischen bis zum Roten Meer. Wo immer seine Dschunken ankerten – darunter Schiffe, die 30-mal größer waren als später die des Christoph Kolumbus –, blieb lokalen Potentaten nichts übrig, als seine Dominanz anzuerkennen, Tribute zu zahlen oder sich auf die gewünschten Tauschgeschäfte einzulassen. Chinesische Kapitäne erforschten Arabien und die Ostküste Afrikas und segelten womöglich sogar bis nach Australien.

Cay Rademacher, Historiker und Textredakteur dieses Heftes

Und nicht nur in Schiffbau und Navigation war das Reich im Osten dem Rest der Welt weit voraus. Jahrhundertelang schon wurden in China Brücken aus Eisen konstruiert, wurde Erdgas über Pipelines befördert, gruben sich Bohrmeißel 1500 Meter in die Tiefe – etwa, um Salz zu gewinnen. Chinesen hatten das Porzellan erfunden und den Fallschirm und bereits 500 Jahre vor Johannes Gutenberg die Kunst, Bücher mit beweglichen Lettern zu drucken.

Kein Land der Erde verfügte über eine bessere Verwaltung, über einen ähnlich effizienten und gut ausgebildeten Beamtenapparat. Nirgendwo standen mehr Soldaten im Sold, wurden gefährlichere Waffen gebaut oder annähernd so viele Schiffe Jahr für Jahr auf Kiel gelegt – Grundlage für die gigantischen Flotten des Kaisers.

Doch dann, fast urplötzlich, zog sich China um das Jahr 1433 wieder zurück. Die Herrscher in Beijing schickten keine weiteren Expeditionen hinaus, verboten den Bau hochseetüchtiger Schiffe, später sogar bei Todesstrafe den privaten Handel mit Ausländern. Das Reich im Osten wandte sich ab von der Welt, vergab seine historische Chance. Kurz darauf brachen Spanier und Portugiesen auf, die Erde unter sich aufzuteilen und jene Dominanz der abendländischen Kultur zu etablieren, die bis heute andauert.

Wie es zu jener epochalen Wende gekommen ist, auch davon erzählt dieses Heft (Seite 64), und es ist der vielleicht überraschendste Beitrag auf den folgenden Seiten: Denn er zeigt, in welchem Zickzack Geschichte mitunter verläuft.

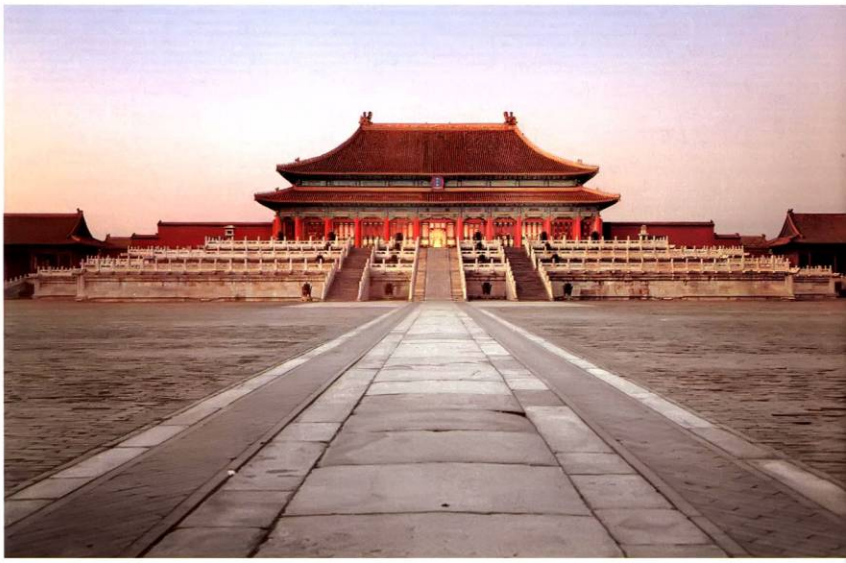
Und wie wenig manchmal daran fehlt, dass alles ganz anders kommt.

Herzlich Ihr

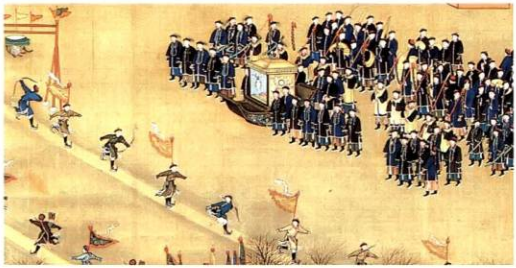
Michael Schaper

INHALT

DAS REICH UNTER DEM DRACHENTHRON
Des Kaisers Untertanen haben Mauern über Gebirge gezogen und filigrane Brücken in Seen gesetzt, Berge in Riesentreppen verwandelt und imposante Palastanlagen errichtet – wie die Verbotene Stadt mit der »Halle der Höchsten Harmonie«. Eine Reise zu den Monumenten jener Zeit, als in China der Sohn des Himmels regierte. Seite **6**



HOFZEREMONIELL
In Gegenwart des Kaisers ist jede Handlung, jeder Vorgang, jeder Augenblick durch komplizierteste Vorschriften exakt geregelt. So gleicht selbst die Vorführung fahnengeschmückter Schlittschuhläufer vor dem Beherrscher Chinas einem Ritual. Seite **96**



DIE GROSSE FLOTTE
Im Jahr 1405 stechen im Auftrag des Himmelssohns 317 Dschunken in See, darunter über 120 Meter lange Neunmaster, und machen sich die Meere im Osten untertan. Rund 30 Jahre lang sieht es so aus, als würde China zur ersten wahrhaft globalen Macht – doch dann ergeht ein fataler Befehl. Seite **64**

DER ERSTE KAISER
Qin Shi Huangdi ist verhasst, skrupellos – und: erfolgreich. Er eint China und träumt von Unsterblichkeit. Eine Armee von Terrakotta-Kriegern (rechts ein Wagenlenker) wacht bis heute an seinem Grab. Seite **26**

DER »ALTE DRACHE«
Niemanden hasst die durch Intrigen an die Macht gekommene Kaiserinwitwe Cixi so sehr wie die Ausländer, die mehr und mehr ins Land drängen. Am 21. Juni 1900 erklärt sie allen den Krieg. *Seite* ***140***

MILLIONENSTADT KAIFENG
Fallschirmspringer, Freudenmädchen, Finanzbeamte: Wer im Jahr 1120 sein Glück machen will, drängt sich auf den Straßen der ausufernden Hauptstadt. *Seite* ***48***

DAS VERMÄCHTNIS DER SCHMUGGLER
Taucher und Archäologen haben Tausende von Krügen, Tellern und Porzellantassen entdeckt – im Bauch einer Dschunke, die um 1495 vor den Philippinen versank. Das Wrack lässt neue Schlüsse zu auf den illegalen Seehandel zum Ende des 15. Jahrhunderts. *Seite* ***84***

Bildessay: Das verschlossene Wunder 6

Textessay: Alles Unter dem Himmel 24

221 v. Chr.: Der Erste Kaiser 26

Dichtkunst: Zinnober und Brokat 46

Kaifeng: In der größten Stadt der Welt 48

Architektur: Zu Buddhas Ehren 62

Großmacht zur See: Die Armada des Kaisers 64

Chinesische Medizin: Ordnung ist das ganze Leben 78

Unterwasser-Archäologie: Das Vermächtnis der Schmuggler 84

Hofzeremoniell: Der Abglanz des Universums 96

Literatur: Spiegel der Liebe 114

Bauernrebellion: Der Aufstand der Gotteskrieger 116

Kunst: Form-Vollendung 128

Peking-Oper: Schule der Moral 138

Untergang: Cixi, die letzte Herrscherin 140

Campus: 154
Kungfu • Die Gräber von Changsha • Sechs Kaiser, die China veränderten • Küche • Kunstschmuggel • Opium fürs Volk • Das Geheimnis der Schrift • Denkschulen: Konfuzius & Co

Zeittafel 172

Karten 174

Vorschau: Deutschland von 1945 bis 1955 178

Impressum 3

Fotohinweise: 178

Titelbild: Shunzhi, der erste Mandschu-Kaiser (1644–1661), in offizieller Hoftracht

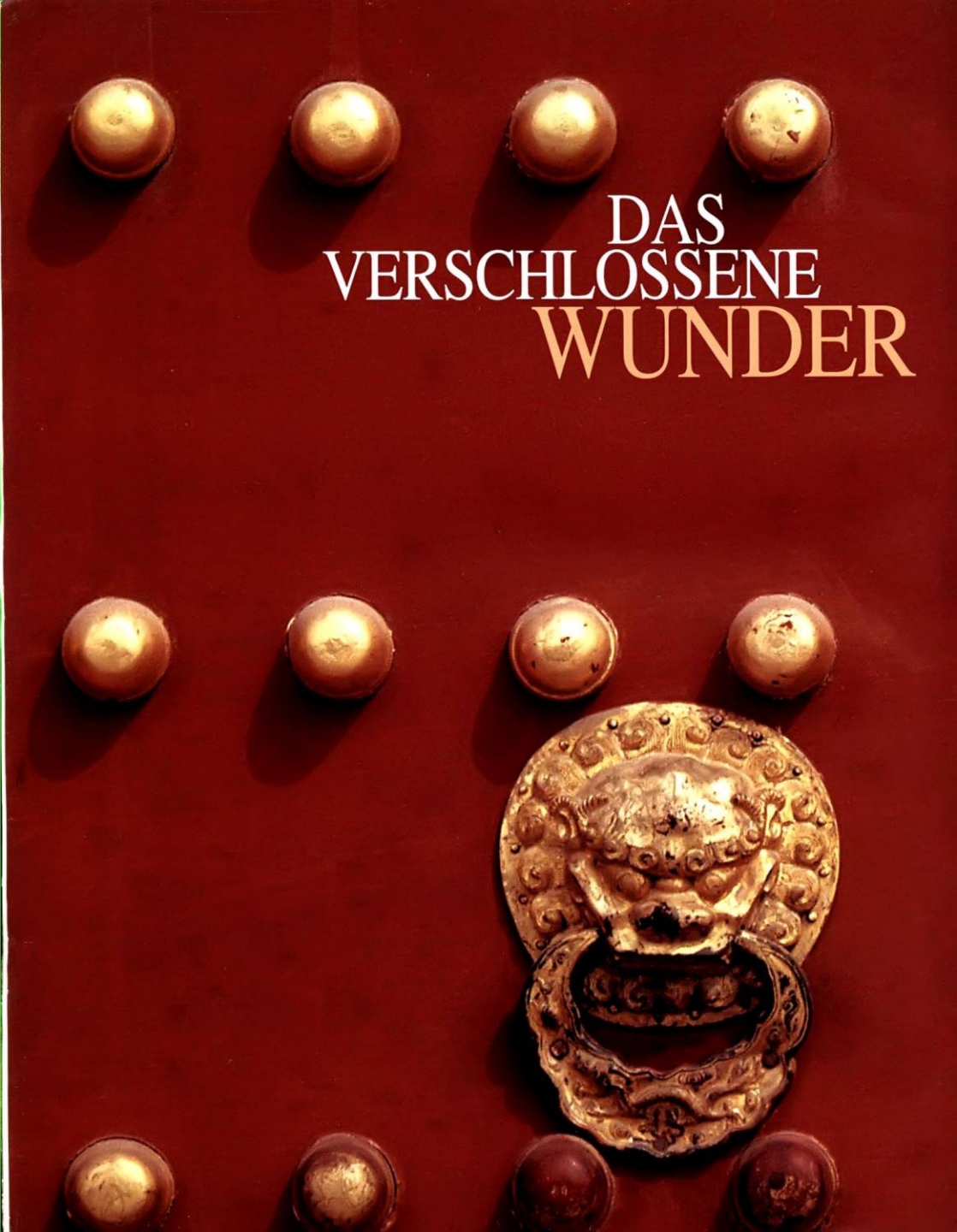
Redaktionsschluss: 27. 3. 2002

SCHREIBWEISEN

Alle chinesischen Namen und Begriffe sind einheitlich nach dem in China gebräuchlichen Pinyin-System transkribiert, das zum Teil andere Schreibweisen bietet als ältere Umschriften. So heißt es heute beispielsweise »Beijing« statt »Peking«, »Cixi« statt »Tz'u-hsi«. Chinesische Begriffe sind in diesem Heft klein und kursiv geschrieben, Namen hingegen groß und normal. Bei »Peking-Oper« wurde die übliche Schreibweise beibehalten.

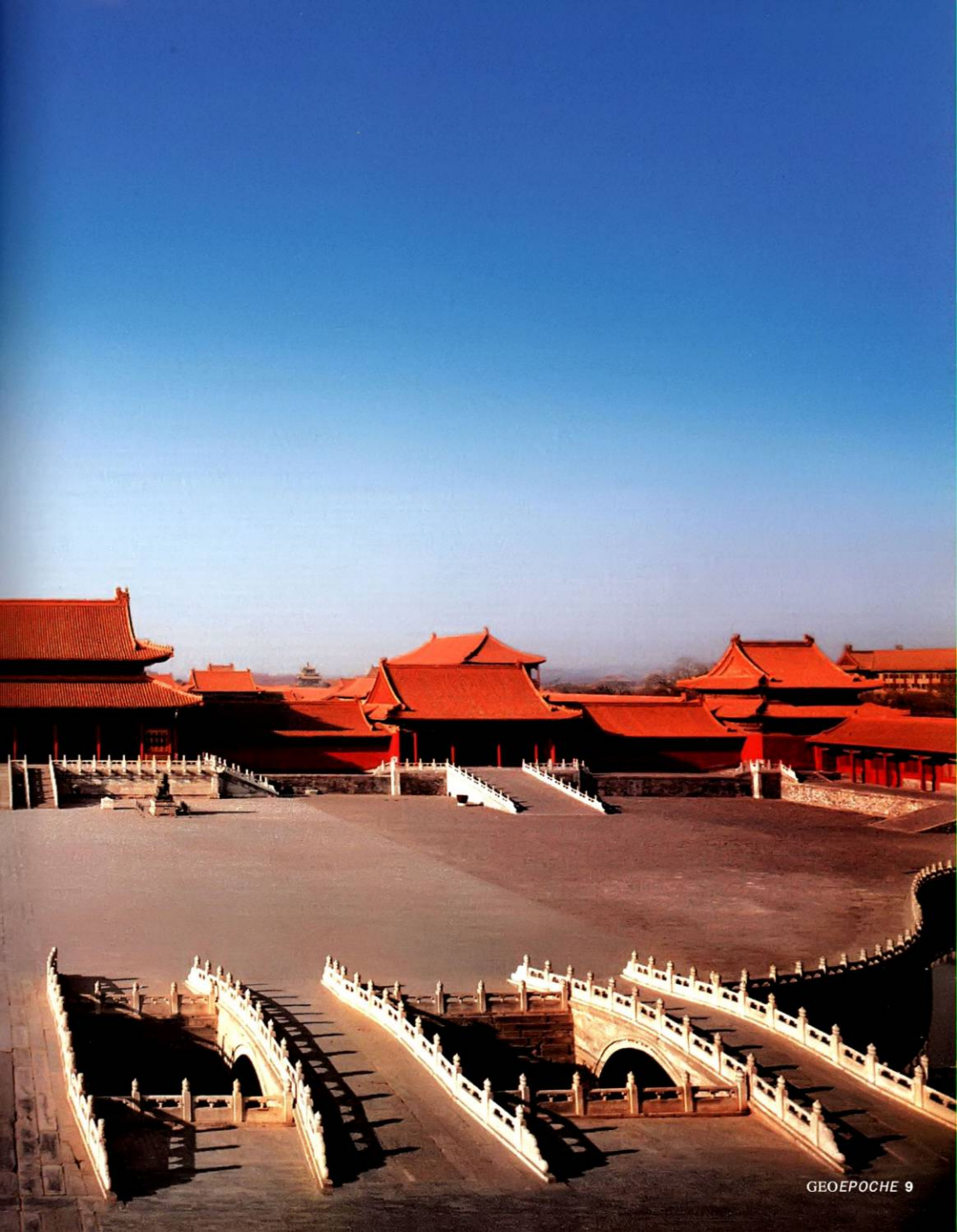
Alle in diesem Heft vorkommenden Fakten sind, wie immer bei GEO EPOCHE, von einem Team wissenschaftlich auf ihre Richtigkeit und Relevanz überprüft worden.

DAS VERSCHLOSSENE WUNDER



Güldene Köpfe wehrhafter Löwen zieren die Tore der Verbotenen Stadt. Von hier aus herrschten Chinas Kaiser jahrhundertelang über ein Land, das dem Westen lange Zeit ein Rätsel blieb. Ein Reich, beherrscht von Traditionen und Riten, von Wissen und Magie, von Philosophie und Ahnenkult – und von tiefem Misstrauen gegenüber dem barbarischen Rest der Welt

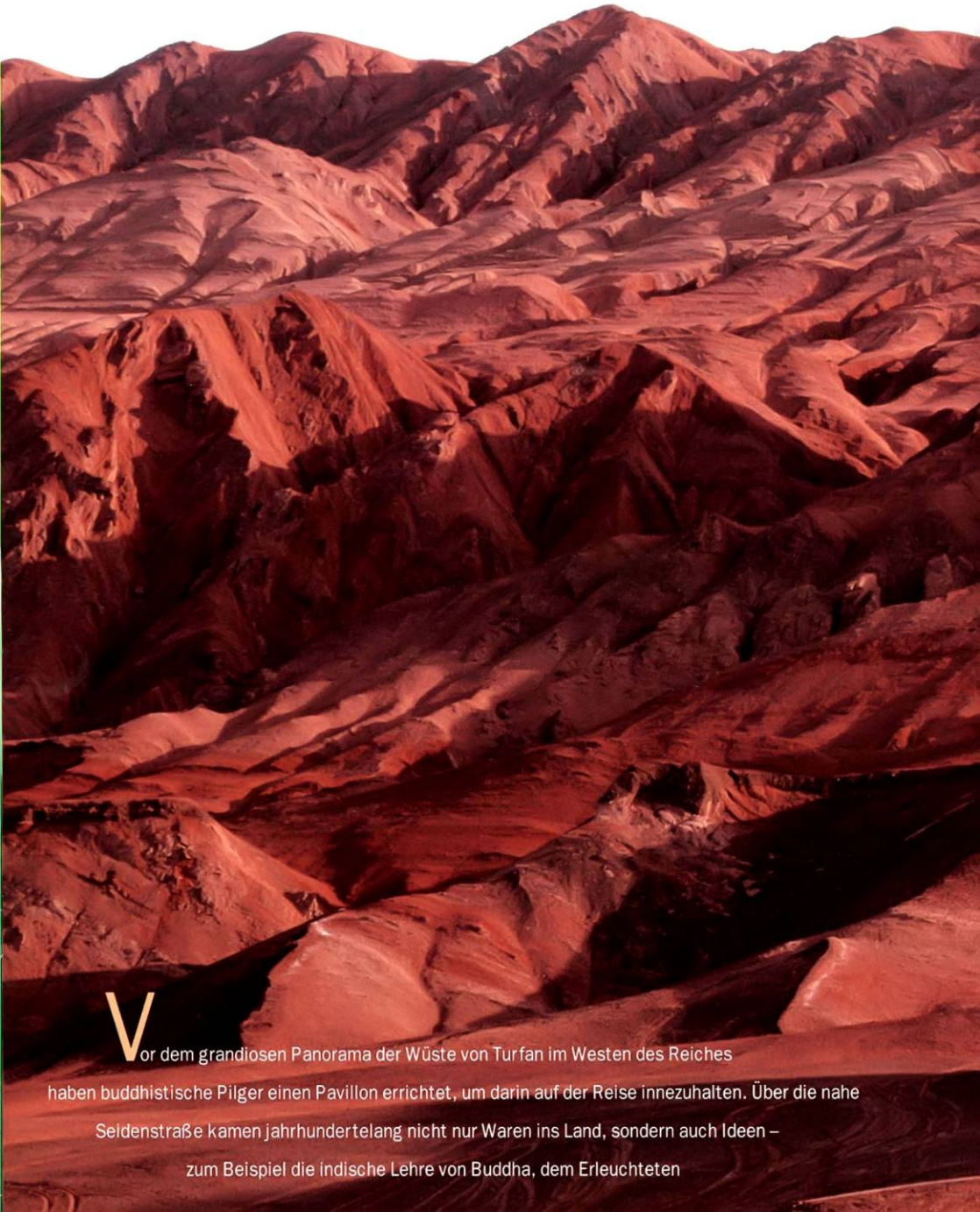
Erhaben in seiner Symmetrie, überragt das »Tor der Höchsten Harmonie«
die meisten Dächer der Verbotenen Stadt und verbirgt den Blick auf das Zentrum des Palastviertels,
das einst der Mittelpunkt der Welt war und Schauplatz der wichtigsten kaiserlichen Zeremonien.
Die Brücken über den Goldwasser-Fluss symbolisieren die fünf Tugenden des Konfuzianismus:
Mitmenschlichkeit, Rechtschaffenheit, Sittlichkeit, Klugheit, Zuverlässigkeit



Reich geschmückt sind die Tore, die in einen der Westlichen Paläste der Verbotenen Stadt führen. Hier und in den übrigen fünf Westlichen wie auch in den sechs Östlichen Palästen wohnten die Gemahlinnen und Konkubinen des Herrschers. Nach ihrer Vollendung um 1420 war die gesamte kaiserliche Residenz 500 Jahre lang für das Volk tabu

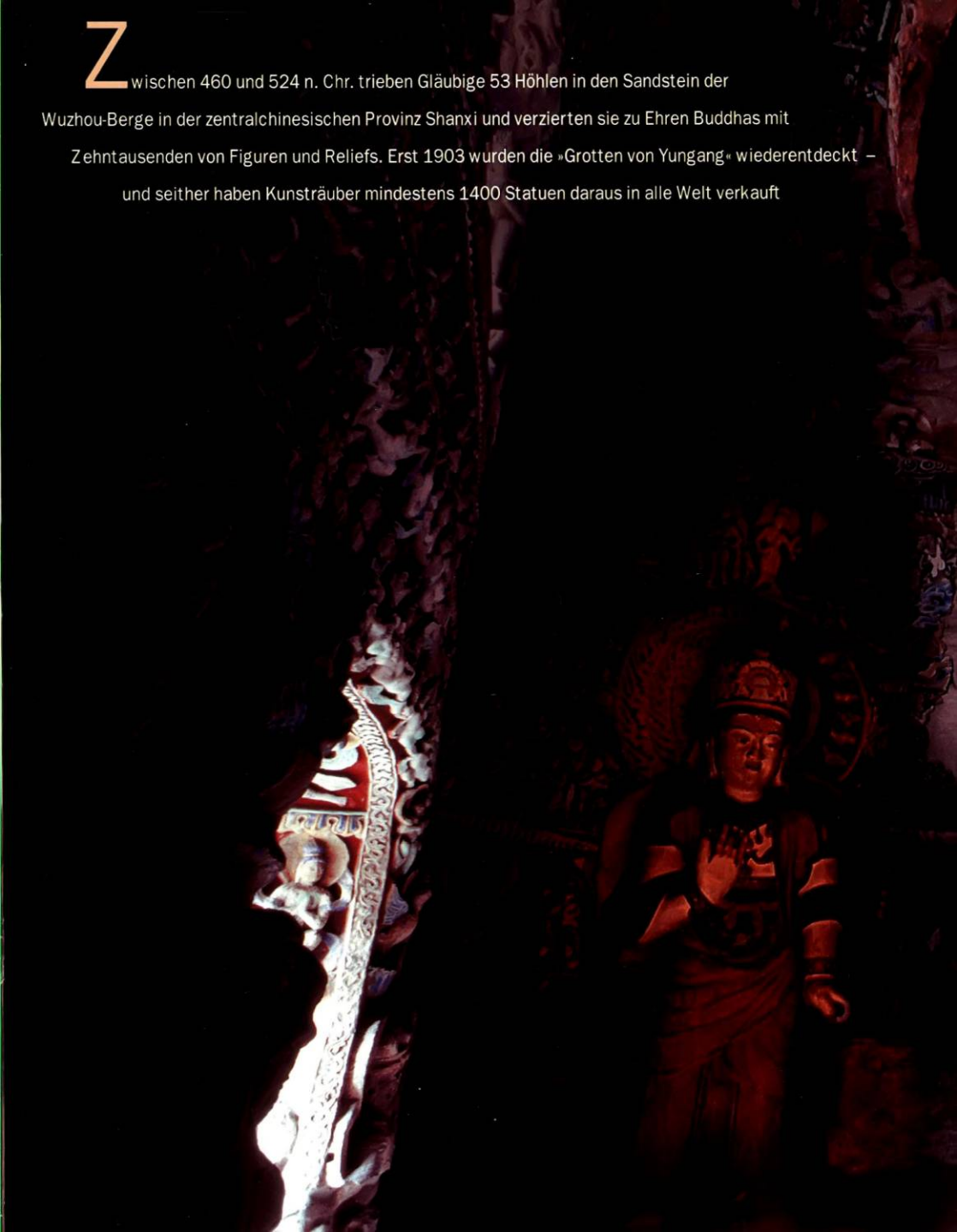
Wie hier bei Jinshanling zieht sich die Große Mauer 6000 Kilometer lang durch die Berge und Wüsten im Norden Chinas. Schon vor Gründung des Kaiserreichs hatten lokale Herrscher Wälle gegen anstürmende Nomaden errichtet. Doch immer wieder wurden diese Festungen in den folgenden Jahrhunderten von Nachbarvölkern überrannt

Kanäle, Brücken, traditionelle Häuser: Nur wenige Orte am alten Kaiserkanal von Beijing nach Hangzhou sind von Kriegen und Naturkatastrophen so unberührt geblieben wie die Stadt Zhouzhuang in der Nähe von Shanghai. Noch heute legt sie Zeugnis ab vom Leben im China von einst

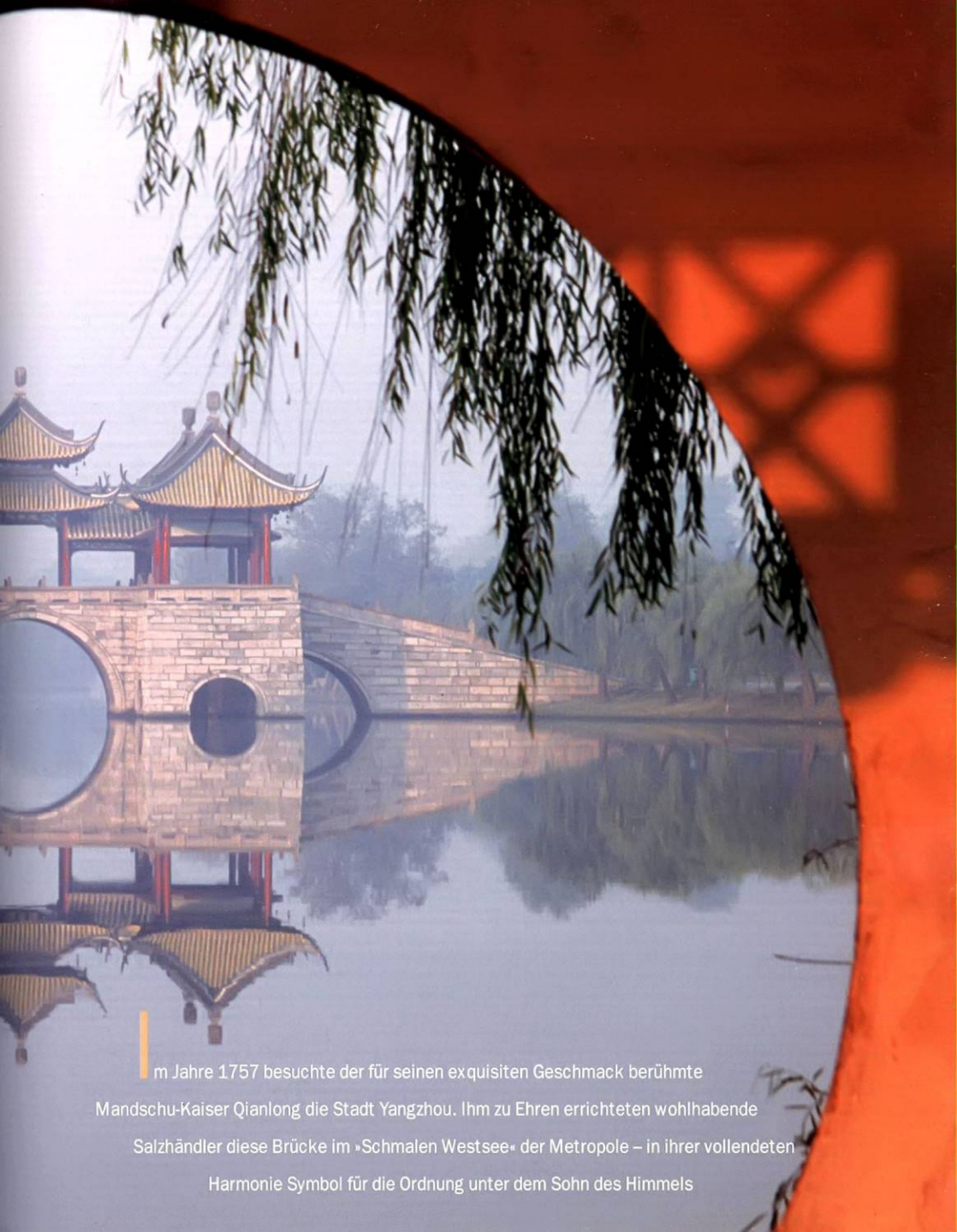


Vor dem grandiosen Panorama der Wüste von Turfan im Westen des Reiches haben buddhistische Pilger einen Pavillon errichtet, um darin auf der Reise innezuhalten. Über die nahe Seidenstraße kamen jahrhundertelang nicht nur Waren ins Land, sondern auch Ideen – zum Beispiel die indische Lehre von Buddha, dem Erleuchteten

Zwischen 460 und 524 n. Chr. trieben Gläubige 53 Höhlen in den Sandstein der Wuzhou-Berge in der zentralchinesischen Provinz Shanxi und verzierten sie zu Ehren Buddhas mit Zehntausenden von Figuren und Reliefs. Erst 1903 wurden die »Grotten von Yungang« wiederentdeckt – und seither haben Kunsträuber mindestens 1400 Statuen daraus in alle Welt verkauft



Aus Bergen wurden Kunstwerke, als Chinas Bauern begannen, wie hier in Sichuan Reisterassen anzulegen. Seit 10 000 Jahren wird in China die ertragreichste – aber arbeitsintensivste – Feldfrucht der Welt angebaut. Nachdem im Jahr 1012 aus Südostvietnam eine neue Sorte eingeführt worden war, konnten die Bauern gar zwei Ernten jährlich einfahren – eine der Voraussetzungen für Chinas rasantes Bevölkerungswachstum



Im Jahre 1757 besuchte der für seinen exquisiten Geschmack berühmte Mandschu-Kaiser Qianlong die Stadt Yangzhou. Ihm zu Ehren errichteten wohlhabende Salzhändler diese Brücke im »Schmalen Westsee« der Metropole – in ihrer vollendeten Harmonie Symbol für die Ordnung unter dem Sohn des Himmels

Verschlossen, in sich ruhend und in Ritualen erstarrt. Das war das Bild, das sich Eu

Alles Unter Dem Himmel

VON CAY RADEMACHER

Die erste Karawane, die den Weg fand zwischen dem Osten der Welt und dem Westen, muss um 100 v. Chr. die Stadt Chang'an verlassen haben: Vielleicht ein paar hundert Mann, die Kamele mit sich führten, beladen mit Keramik, Gewürzen, Lackdosen und Seidenballen. 30 Kilometer kamen sie am Tag voran – und sie brauchten Monate, um ihr Ziel zu erreichen, Jahre, um zurück in die Heimat zu gelangen.

Von Chang'an (dem heutigen Xi'an) zogen sie los bis nach Dunhuang, der westlichsten Stadt des Reiches, dann weiter durch das Tarim-Becken mit der Takla Makan, einer der gefährlichsten Wüsten der Welt. Vielleicht umging jene erste Karawane die Takla Makan über eine Route im Süden, vielleicht nahm sie den Weg im Norden. Westlich der Wüste ging es weiter über die mehr als 4000 Meter hohen Pässe des Pamir. Dann waren die Städte Osch und Samarkand ihre Stationen, und möglicherweise wurden hier die Waren umgeschlagen und von anderen Karawanen weiter transportiert. Über Teheran und Bagdad, Zeugma am Euphrat und Antiochia gelangten die Schätze des Fernen Ostens schließlich ans Mittelmeer. Die Händler hatten das Imperium Romanum erreicht, Ost und West waren verbunden.

Und es war der Osten, es war China, das damals den ersten Schritt zur Globalisierung unternommen hatte. Wie in so vielem anderen war das Reich des Himmelssohns auch darin Europa weit voraus.

Für mehr als 1000 Jahre verband die „Seidenstraße" nun den Fernen Osten mit Europa. Und mit den Waren reisten Geschichten vom anderen Ende der Welt. Der römische Dichter Lukian berichtete im 2. Jahrhundert n. Chr., dass die Chinesen „bis zu 300 Jahre leben, wobei die einen der Luft, andere der Erde die Ursache für das hohe Alter zuschreiben, wieder andere aber der Ernährung, denn sie sagen, dass dieses ganze Volk Wasser trinke".

Das Wissen blieb jahrhundertelang fragmentarisch, war eher Legende als Gewissheit, war Mythos, Traumgebilde – und Quelle der Sehnsucht nach dem Land hinter den Gebirgen. Nach dem Riesenreich am Horizont der Welt, das anders als die Reiche der Perser und später der Kalifen kein Rivale sein konnte, aber doch nicht so isoliert war durch Wüsten und Ozeane wie beispielsweise das Königreich von Benin. Roms Kaiser Caligula etwa pflegte seine Extravaganz durch eine seidene Toga zu demonstrieren – die auch deshalb so hoch im Wert war, weil nie ein Römer das Land gesehen hatte, in dem ihr Stoff gesponnen worden war.

So blieb China seit der Ankunft jener ersten Schätze aus Fernost im europäischen Bewusstsein – zu weit fort, als dass es Freund oder Feind hätte sein können, doch als Quell legendären Reichtums stets präsent. Im Lauf der Jahrhunderte festigte sich im Westen ein Bild von China, das auf paradoxe Weise zugleich richtig und falsch war: Das Reich der Mitte erschien als ewiges, in sich ruhendes Imperium, als verschlossenes Land, das sich selbst genügte und vom Rest der Welt nichts wissen wollte. Als Staat erstarrter, komplizierter Rituale.

Und tatsächlich stimmte das alles – aber nur für bestimmte Epochen. Große Dynastien wie die Han (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.), die Tang (618 bis 907) und die Song (960 bis 1279) regierten in der Tat viele Generationen lang und mochten jedem Zeitgenossen deshalb wie „ewig" erschienen sein. Und wirklich wandten sich vor allem die letzten beiden Dynastien, die Ming (1368 bis 1644) und die Qing (1644 bis 1911) ab vom Rest der Welt: Es waren Ming-Kaiser, die sich hinter der Großen Mauer verschanzten und ihren Untertanen den Besitz hochseetüchtiger Dschunken bei Strafe des Todes verboten. Und es war der Qing-Herrscher Qianlong, der noch Ende des 18. Jahrhunderts britische Gesandte schroff beschied, es gebe nichts, das China aus England beziehen wolle. Nur selten verließen die Herrscher ihre Residenz, blieben gefangen in erstickend engen, absurd peniblen Ritualen, die selbst die Dauer des Beischlafs mit den kaiserlichen Konkubinen beschränkten.

Dennoch war dieses Bild vom Reich der Mitte als einem sich der Welt verschließenden Monolithen ein Zerrbild. Mehr als 500 Jahre, beispielsweise, herrschte zwar in jenem Riesenreich der Kaiser von China – aber es war kein chinesischer

ropa im Lauf der Jahrhunderte von China gemacht hat. Es war ebenso richtig wie falsch

Kaiser: Auf dem Drachenthron saßen Männer aus fremden Völkern. Und insgesamt fast ein halbes Jahrtausend gab es China als eigenständiges Gebilde überhaupt nicht.

Als Marco Polo im 13. Jahrhundert seine legendenumwobene Reise unternahm, berichtete er von Macht und Reichtum eines Herrschers – der gar kein Chinese war. Khubilai Khan war ein Mongole, Angehöriger eines Volkes, das China unterworfen hatte. Dieses Reitervolk war ins Reich der Mitte eingefallen und hatte 1279 die kultivierte, aber militärisch ineffiziente Song-Dynastie vernichtet. Fast ein Jahrhundert lang herrschten Khubilai Khan und seine Nachfolger als Yuan-Dynastie.

Und selbst noch Puyi, der kindliche Herrscher, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Monarchie verlor, war zwar Chinas „letzter Kaiser", aber kein „chinesischer Kaiser": Er war ein Mandschu – ebenfalls Nachfahre von Eroberern aus der Steppe Nordostasiens, die 1644 die einheimischen Ming vernichtet hatten und als neue Dynastie Qing in die Verbotene Stadt eingezogen waren.

Die Mandschu dominierten das Reich der Mitte 267 Jahre lang – was auf europäische Zeitrechnung übertragen heißt, dass China vom Barockzeitalter bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges nicht von Chinesen regiert wurde. Aber als Staat blieb es intakt.

In anderen Epochen hingegen brach das Reich auseinander: 220 n. Chr. etwa lösten drei Heerführer den letzten Han-Kaiser ab und teilten das Imperium unter sich auf. Nach einer kurzen Phase der Reichseinigung zerfiel China dann in zeitweise noch kleinere Territorien. Wäre ein westlicher Händler oder Missionar etwa Mitte des 4. Jahrhunderts gen Osten gereist – er hätte kein „China" gefunden. Stattdessen wäre er auf mehrere kleinere Reiche gestoßen, die miteinander rivalisierten und die allesamt historisch wenig bedeutend waren.

Dennoch blieb China schließlich die dominierende Macht Ostasiens. Denn die Idee vom „Himmelssohn", der als Alleinherrscher mit dem Mandat des Himmels ausgestattet und berufen ist, die Länder am Gelben Fluss und am Yangzi zu regieren, war Versprechen und Ziel zugleich – und überdauerte deshalb Wirren und Invasionen. Selbst zu Zeiten der größten Zerrissenheit war die Wiederherstellung der Einheit der Traum vieler lokaler Herrscher. Und mochten auch die Steppenvölker der Mongolen oder Mandschu das *Kaiserreich* erobern – das *Kaisertum* tasteten sie nicht an. Stattdessen schlüpften sie selber in die Rolle des Himmelssohns und führten fort, was frühere, einheimische Dynastien begonnen hatten.

Und so versteckt sich hinter tausend Klischees die vielleicht wichtigste, die vielleicht gar einzige Konstante Chinas: Das Reich pendelte stets zwischen Aufstieg und Zerfall und erneutem Aufstieg, zwischen Zentralismus und wegdriftenden Regionen, zwischen zentripetalen und zentrifugalen Kräften. Kurz: China war wie ein Riesе auf dem Drahtseil – ungeheuer groß zwar, aber niemals wirklich stabil.

Alles Unter Dem Himmel

Auf Phasen von Macht und Reichtum folgten – ausgelöst durch Volksaufstände, Invasionen, aber auch Naturkatastrophen wie Überschwemmungen oder Dürren – Zerfall und Anarchie. Das trifft zwar für fast jede Kultur zu, die ein paar Jahrhunderte überdauern konnte, doch selten waren die Übergänge so dramatisch wie in China. Im Jahre 1126 etwa residierte der kunstsinnige Kaiser Huizong im prächtigen Kaifeng, der größten Metropole ihrer Zeit – und noch im selben Jahr nahmen Steppenvölker ihm das halbe Reich und die Freiheit und plünderten seine Hauptstadt. Unter Kaiser Qianlong (1736 bis 1795) war China das reichste Land der Erde. Doch gut 50 Jahre später hatten Großbritannien und andere ausländische Mächte mit kleinen Truppenkontingenten die kaiserliche Armee gedemütigt sowie Hongkong und andere Städte besetzt, hatten sich rebellische Bauern aus Existenznot zum blutigsten Volksaufstand aller Zeiten erhoben.

Dieses historische Wechselfieber hat das Kaiserreich überdauert. Es ist selbst noch heute zu spüren: im Ringen der Beijinger KP-Führung um politische und wirtschaftliche Reformen etwa; in der Härte gegenüber demonstrierenden Studenten oder meditierenden Anhängern der Falun-Gong-Sekte; in der Angst vor dem Zerfall der Volksrepublik in einen reichen Südosten und einen armen Nordwesten.

Wie einst den Kaisern wird auch den heutigen Machthabern die Ambivalenz ihrer Macht bewusst sein, die sich aus dem ungeheuren Potenzial des Landes und der möglichen Brüchigkeit aller Strukturen ergibt. Eine Ambivalenz, die schon im Namen des Landes versteckt ist:

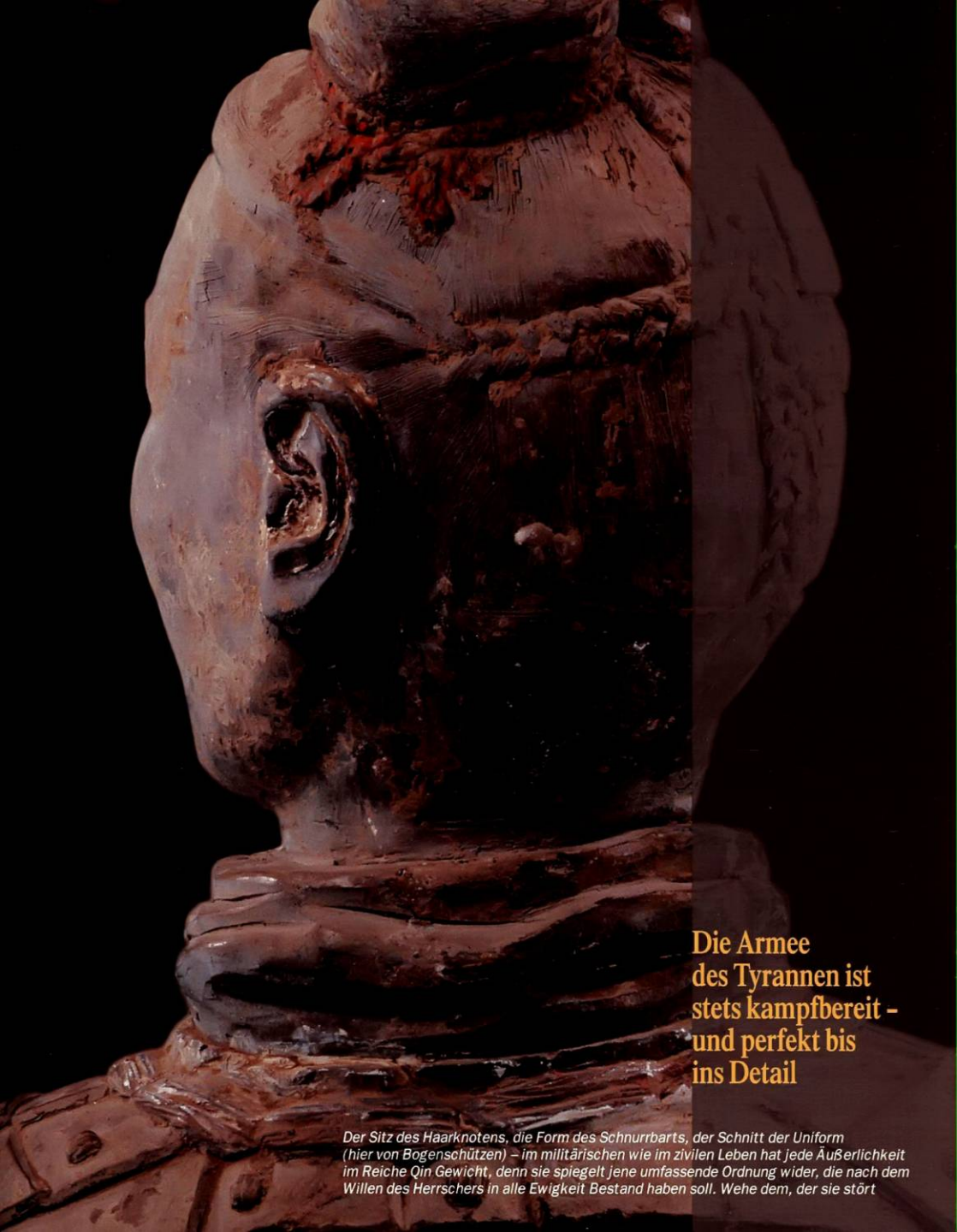
Das Wort „China" leitet sich wahrscheinlich von der ersten Kaiserdynastie Qin – gesprochen „tchin" – ab. So ist schon der Erste Kaiser bis in die Amtsbezeichnung hinein zum Symbol des Reiches geworden. Doch gerade dieser Herrscher war im Volk so verhasst, dass noch Jahrhunderte nach ihm niemand das Reich „China" nannte. Stattdessen hieß es damals in der Sprache seiner Einwohner *Tian xia*. Und es hätte für das Riesenreich kaum einen hochmütigeren Namen geben können als diesen: „Alles Unter Dem Himmel". □

Er war der mächtigste Mann der Welt. Er schuf 221 v. Chr. ein Kaiserreich, das zwei Jahrtausende überdauern sollte. Und weil er beseelt war von dem Wunsch nach ewigem Herrschertum, ließ er eine Armee antreten, die ihm auch im Jenseits zur Seite stehen sollte. Bis heute wachen 7300 lebensgroße Tonkrieger über das Grab des Qin Shi Huangdi, des ersten Kaisers von China – und geben einen Einblick in das reale Leben unter seiner Herrschaft

Sohn des Himmels
Beherrscher der Erde

Im Reiche Qin hat jeder seinen ihm zugewiesenen Platz – im Leben wie im Tod

Die Ton-Armee der imperialen Totenstadt – hier ein Wagenlenker – ist auch das Abbild einer Gesellschaft, in der Konformität und Gehorsam alles, Individualität nichts bedeutet. Ob Bauer, Soldat oder General: Alle haben sich unter Qin Shi Huangdi einem System rigider Arbeits- und Lebensregeln zu unterwerfen, deren Einhaltung minutiös überwacht wird



Die Armee des Tyrannen ist stets kampfbereit – und perfekt bis ins Detail

Der Sitz des Haarknotens, die Form des Schnurrbarts, der Schnitt der Uniform (hier von Bogenschützen) – im militärischen wie im zivilen Leben hat jede Äußerlichkeit im Reiche Qin Gewicht, denn sie spiegelt jene umfassende Ordnung wider, die nach dem Willen des Herrschers in alle Ewigkeit Bestand haben soll. Wehe dem, der sie stört

Qin Shi Huangdi (259-210 v. Chr.)

VON CAY RADEMACHER

Jahrhundertelang kämpft jeder gegen jeden

Der Kaiser gleicht dem Wasser: dunkel, unergründlich, mitleidlos. Aus Wasser sowie aus Feuer, Holz, Metall und Erde besteht der Kosmos, sagen die Weisen, die an *wu xing* glauben, an die Lehre von den fünf Elementen. Diese Mächte sind ewig, doch stets dominiert nur eine. In den verflossenen Jahrhunderten, als *tian xia*, „Alles Unter Dem Himmel", von Kriegen, Raubzügen, Intrigen erschüttert worden war, stand das Land im Zeichen des Feuers.

Doch wie Wasser das Feuer löscht, so erstickte der Kaiser vor elf Jahren die Wirren, befriedete die Länder zwischen Gelbem Fluss und Yangzi, zwischen dem großen Ozean und den Steppen und machte aus vielen kämpfenden Staaten ein Kaiserreich:

China.

Mit seiner Dynastie, so befinden die Weisen, sei die Ära des Wassers angebrochen. Schwarz ist die Farbe des Wassers – und schwarz sind deshalb die Gewänder und Banner des langen kaiserlichen Zuges, der langsam über die *chi dao* rollt, die breite Straße von Zhifu an der Ostküste in Richtung Xianyang, der Hauptstadt des Reiches. Es ist der siebte Monat im zwölften Herrschaftsjahr von Qin Shi Huangdi – viel später, in einer anderen Zeit und anderen Kultur, wird man ihn den Ersten Kaiser von China nennen und das Datum mit August 210 v. Chr. angeben.

Sechs ist die dem Wasser zugeordnete Zahl – sechs Pferde ziehen deshalb die mit prachtvollen Baldachinen und Stoffen verhängten Wagen, sechs Finger hoch sind die eckigen Amtshüte der Minister, der Schreiber, der Berater und Höflinge. Sechs Fuß lang sind die Wagen der Bauern und Händler, die auf den äußeren Spuren der aus gestampfter Erde durch die Ebene gelegten Straße (die zentrale Spur ist dem Kaiser und bestimmten Angehörigen des Herrscherhauses vorbehalten) rumpeln. Sechs Fuß lang ist auch ein *bu*, das standardisierte Längenmaß (etwa 1,38 Meter). Alle fünf *bu* spenden Bäume entlang der Straßen Schatten.

Das Reich des Kaisers ist ein Imperium der Zahlen, ein Paradies der Exaktheit, ein Traum von gefrorener Zeit: Nicht nur die Länge der Wagen wird vom Gesetz genau vorgeschrieben, auch die Achsbreite und die Menge an Fett, mit der jedes Rad geschmiert werden muss. Genau vereinheitlicht sind die Längen- und Hohlmaße, die Gewichte, die Schriftzeichen und Münzen.

Und wehe den Untertanen, die sich aus Nachlässigkeit, Gier oder gar der Lust an der Individualität dieser effizienten Uniformität entziehen wollen! Die Jahreszeit, die mit dem Wasser korrespondiert, ist der Winter: die dunkle Zeit, die Zeit der Hinrichtungen. Beamte, die mit Gewichten messen, die mehr als ein Prozent vom Standardmaß abweichen, kommen mit hohen Geldstrafen noch glimpflich davon. Doch wer sich enger im Gesetzesnetz des Kaisers verfängt, dem werden tiefe Wunden ins Gesicht gebrannt, werden die Nase, ein Bein, die Hoden, der Kopf oder gleich der ganze Oberkörper abgehackt.

So ziehen wie ein unsichtbarer Schleier Angst und Unterwürfigkeit mit dem kaiserlichen Gefolge über das Land.

Wer sich dem Mächtigen überhaupt zu nähern wagt – lokale Beamte etwa, die ihre kostbarsten Speisen als Wegzehrung offerieren, oder Verzweifelte, die mit einer Petition beim Herrscher einen Verwandten vor einer grausamen Strafe erretten wollen –, der nimmt es stumm und demütig hin, den Kaiser nicht einmal sehen zu dürfen. Beamte erstatten Bericht vor der verschlossenen kaiserlichen Kutsche, bis aus dem Innern ein dumpfes Murmeln erklingt, zum Zeichen, dass der Herrscher den Rapport gutheißt.

Ob wertvolle Gaben oder flehende Briefe – alles landet bei Li Si, dem rund 70 Jahre alten „Kanzler zur Linken des Kaisers", dem mächtigsten Minister. Oder bei Zhao Gao, dem Eunuchen, der die Korrespondenz des Herrschers verwaltet.

Kein Untertan zeigt deshalb auch nur eine Regung, als Li Si eines Tages befiehlt, auf jede der luxuriösen Karossen einen Korb mit eingelegten Fischen zu stellen. Und das einige Tagesreisen entfernt von der Küste und mitten im Sommer.

Bald schon riecht der kaiserliche Zug nicht mehr nach duftenden Essenzen, schweren Stoffen und edlen Hölzern, sondern stinkt nach vergammelndem Fisch.

Die Ton-Soldaten im Grab des Kaisers blicken nach Osten – in Richtung jener Länder, die von Qin Shi Huangdi erst nach etlichen Feldzügen unterworfen wurden

Und in den fauligen Gestank mischt sich noch ein anderer, süßlicherer…

Allein der Kanzler, Zhao Gao und wenige andere Höflinge betreten die verhangene Kutsche des Kaisers – in der ein toter, langsam verwesender Mann liegt. Die Eunuchen sind es, die murmelnd anstelle des Kaisers antworten, wenn einer seiner Beamten an die Kutsche herantritt. Denn Qin Shi Huangdi, der Sohn des Himmels, der Begründer des chinesischen Kaiserreiches, der Reformer und Tyrann, der Friedensbringer und der Massenmörder, der mächtigste Mann der Welt, ist, nur 49 Jahre alt, bereits vor Tagen auf einer Reise durch das Reich plötzlich gestorben. Nun bringt eine kleine Clique ebenso verschwiegener wie intriganter Höflinge seinen Leichnam heimlich zurück in die Hauptstadt.

Nur der eigene Tod ist Qin Shi Huangdi, der im Leben alles erreicht hat, gründlich misslungen. Der würdelose Leichenzug hätte sein höchstes Missfallen erregt – mehr noch aber muss er in seinen letzten Stunden von Zorn und Angst gleichermaßen erfüllt gewesen sein, darüber, dass der Tod überhaupt gewagt hatte, seine Hand nach ihm auszustrecken.

Denn Qin Shi Huangdi hat auch deshalb ein Imperium geschaffen, das mehr als zwei Jahrtausende überdauern wird, weil er besessen war von einem Traum: unsterblich zu werden.

CHINAS HERZLAND dehnt sich von nördlich des Gelben Flusses über 1500 Kilometer bis zum Yangzi im Süden und

fast genauso lang zwischen dem Pazifik im Osten und den Steppen und Wüsten im Westen: nicht geographisch, wohl aber historisch ein Kontinent für sich, ungefähr so groß wie Westeuropa.

Der Gelbe Fluss windet sich im großen Bogen im Norden durch Wüsten, dann südlich durch die hügelige, durch mächtige Schichten von Löss geprägte Landschaft, bevor er abrupt ostwärts abbiegt und zum Pazifik strömt. Das Land an seinen Ufern ist relativ flach und fruchtbar – ein Land, auf dem Hirse gedeiht und das zur Zucht von Pferden und Rindern taugt.

Der Yangzi, der ebenfalls im Tibetischen Hochland entspringt, in tiefen Schluchten die Gebirge von Sichuan zerfräst und dann 1500 Kilometer lang bis zum Meer strömt, bewässert eine üppigere, wärmere Region: Wasserbüffel stehen auf den Reisfeldern. Zudem sind der Yangzi und viele seiner Nebenflüsse, anders als der Gelbe Fluss, schiffbar.

Die Welt außerhalb dieses fruchtbaren Vierecks ist wild, fast undurchdringlich: im Norden und Westen Trockensteppe und Wüste auf vielen tausend Kilometern, im Süden und Südwesten Hochgebirge, im Osten der Ozean.

Schon im Altertum wussten die Menschen zwischen den beiden Strömen zwar, dass es eine Welt jenseits der ihren gab, doch die war so unwirtlich, dass sie nur barbarisch sein konnte. Alles, was wert war, Zivilisation genannt zu werden, konnte sich deshalb nur in der von diesen beiden Lebensadern durchströmten Ackerbauzone entfalten.

Am Gelben Fluss begann dann auch, um 1600 v. Chr., in einer politischen, kulturellen und spirituellen Revolution der Prototyp chinesischer Kultur: Irgendwo dort verwandelte sich eine Gesellschaft von Ackerbauern in ein kleines Königtum mit einem Herrscher, mit Adeligen, Bauern, Sklaven, mit Ahnenkult und Geisterglauben, mit Tempeln und Palästen, mit bronzenen Waffen und Streitwagen, mit feinsten Seidenstoffen und Jadeschmuck, mit geopferten Menschen, die dem toten Herrscher ins Grab folgten – und mit einem Schriftsystem, das in seinen Grundzügen über 3500 Jahre hinweg gültig bleiben wird. Legenden berichten von einer Gründerdynastie Xia, deren Existenz aber bis heute niemand beweisen kann.

Sicher ist hingegen, dass Männer aus dem Clan der Shang sich ab etwa 1600 v. Chr. „König" nannten. Ein gutes halbes Jahrtausend lang herrschten sie über ein Territorium am Unterlauf des Gelben Flusses, dann wurden sie von der Dynastie der Zhou abgelöst. Deren Herrscher nannten sich bereits „Sohn des Himmels", wobei sie unter Himmel eine Macht verstanden, die den ganzen Kosmos durchdrang und die für sie zur moralischen Instanz wurde: Allein durch die Gunst des Himmels war der Herrscher legitimiert. Die Zhou dehnten ihr Reich bis zum Yangzi, bis zur mongolischen Steppe und großen Abschnitten der Pazifikküste aus. „Alles Unter Dem Himmel" war vereint unter einem Herrscher – das zumindest war die Theorie.

Diese Theorie – das Reich muss geeint und zentral von einer Macht geführt werden – blieb für Chinas politisches Selbstverständnis so prägend wie für Europa das etwa zeitgleich in der griechisch-römischen Antike entwickelte Konzept von Demokratie und Republik.

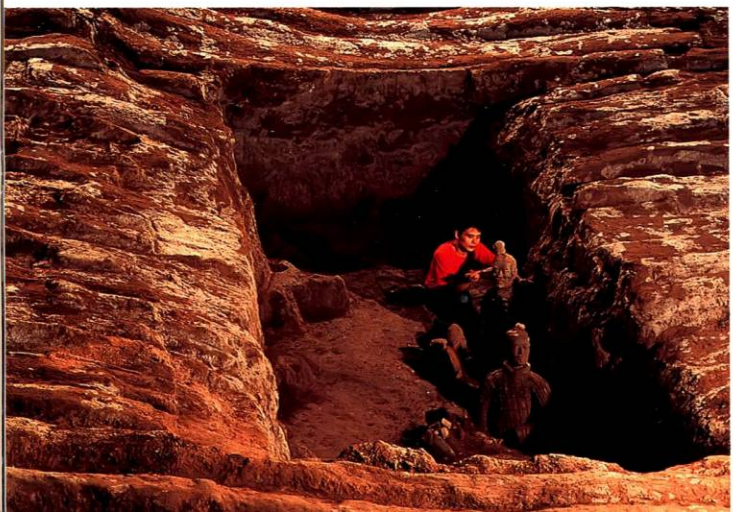
Doch in der Praxis hielt sich diese Herrschaftsform nur zwei Jahrhunderte. Denn die Zhou-Könige vergaben Ländereien an Familienmitglieder und Gefolgsleute, die dann aus ihren Domänen eigene Kleinstaaten bildeten und sich jahrhundertelang bekriegten. Rund 170 dieser winzigen Staaten gab es um 800 v. Chr., die sich, bestenfalls kurzzeitig durch Bündnisse beruhigt, einen Kampf aller gegen alle lieferten.

Die Krieger des Himmelssohns eilen von Sieg zu Sieg

Also schürten die Herrscher Palastintrigen an den Höfen ihrer Nachbarstaaten, schickten Meuchelmörder zum Rivalen oder führten Heere über die Grenze – Armeen, die schließlich mehr als 100 000 Mann zählten, zumeist zwangsrekrutierte Bauern.

Nach vier Jahrhunderten Mord und Verrat waren von den 170 Rivalen sieben größere Staaten übrig geblieben – Staaten, deren Herrscher sich alle bald „König" nannten. Staaten, zu groß und mächtig, als dass sie noch durch einen schnellen Überfall, durch eine geschickte Intrige vernichtet werden konnten. Staaten, für die der Krieg zum Normalzustand geworden war, denn jeder Herrscher war gewillt, all seine Ressourcen, alle talentierten Männer, jede Technik, jede neue Idee einzusetzen, um sein Land noch kampfkräftiger zu machen.

Keiner war in diesem Spiel, in dem Intelligenz ebenso zählte wie Skrupellosigkeit, Konsequenz ebenso wie Gnadenlosigkeit, so erfolgreich wie die Herrscher des Reiches Qin.



Seit 1974 graben sich Archäologen Meter um Meter zu den Ton-Soldaten vor. Die meisten liegen noch unter einer dicken Lehmschicht begraben

Im Jahr 897 v. Chr. hatte sich ein Mann aus niederem Adel fruchtbare Weiden am Flusse Wei, in der heutigen Provinz Gansu gesichert. Das Land war dünn besiedelt, weit weg von den Zentren chinesischer Zivilisation und immer wieder den Überfällen berittener Nomaden ausgesetzt. Doch der Adelige avancierte zum erfolgreichen Pferdezüchter für die Könige der Zhou und wurde so zum Stammvater des Hauses Qin.

Im fernen, wilden Westen liegend, bedroht und doch zugleich durch Heirat und Handel beeinflusst von den unzivilisierten Nomaden, galt Qin an den Höfen der anderen Reiche lange als zweitklassig, ja barbarisch. Hier nahmen die Herrscher noch Menschenopfer mit ins Grab, als dieser Brauch anderswo schon längst verpönt war. Und selbst 266 v. Chr., als es bereits regionale Großmacht geworden war, schimpfte ein Adeliger aus einem Nachbarreich: „Qin weiß nichts über Sitte und Riten, Rechtsempfinden und tugendhaftes Verhalten."

Doch Qin wusste alles über den totalitären Staat.

Herzog Xiao (361–338 v. Chr.) gründete die neue Hauptstadt Xianyang, eroberte mehrere Nachbarländer – und machte sein Reich zum Musterstaat des Legismus, jener Lehre, die das Strafgesetz als weisestes Herrschaftsinstrument empfiehlt (siehe Seite 166). Qin wurde in 31 Landkreise eingeteilt, die von Beamten verwaltet wurden. Die Bauern, die zuvor Abgaben und Frondienste lokalen Adeligen geschuldet hatten, zahlten nun Steuern an den Staat, der sie jederzeit zum Kriegsdienst oder für Bauprojekte zwangsverpflichten konnte. Aus Gefolgsleuten, die einem mit meist eher bescheidener Macht ausgestatteten und ihnen persönlich bekannten Adeligen gedient hatten, wurden Untertanen eines beinahe allmächtigen anonymen Staates.

Alle Untertanen – „die Schwarzhaarigen", wie die Bauern genannt werden – wurden in Gruppen von jeweils fünf Familien eingeteilt, in denen jeder für das Verhalten aller anderen mitverantwortlich war. Durch diese Art erzwungener Selbstüberwachung hatte der Staat die Kontrolle bis ins kleinste Dorf, bis ins letzte Haus, bis in die Familie. Hunderte von peniblen Gesetzen regelten fortan

Auch dieses Imitat einer Lederrüstung ist ein handwerkliches Meisterstück – aus über 700 mit Bronzedraht verbundenen Kalksteinplättchen

das korrekte Verhalten, setzten drakonische Strafen fest und teilten Belohnungen für Wohlverhalten zu: „Wer einen Schuldigen nicht denunziert, wird in zwei Teile gehackt; derjenige, der einen Schuldigen denunziert, erhält die gleiche Belohnung wie der, der einen Feind in der Schlacht köpft."

Ähnliche Regeln herrschten auch in den Ländern, die mit Qin rivalisierten, doch nirgendwo so gnadenlos und konsequent wie hier. Qin war weder der größte noch der reichste, aber binnen einer Generation der am perfektesten durchorganisierte Staat auf Chinas Boden.

Die letzte Etappe hin zum Kaiserreich beginnt um 260 v. Chr. mit einem vermögenden Kaufmann und dessen schöner Konkubine. Lü Buwei, der es mit Perlen, Jade und anderen Luxuswaren zum reichsten Händler seiner Zeit gebracht hat, lebt in Handan, der Hauptstadt des nördlich von Qin gelegenen Reiches Zhao. Dort trifft er um 260 v. Chr. Zhuangxiang, einen der Söhne des Herrschers von Qin, der sich als Geisel in Handan aufhält. Denn kommt es unter den sieben rivalisierenden Staaten doch einmal zu einem Bündnis, so pflegen die Herrscher zu dessen Bekräftigung Töchter als Ehefrauen und Söhne als Geiseln auszutauschen. Zhuangxiang findet Gefallen an der schönen Konkubine des Kaufmanns, und der überlässt sie ihm.

Damit macht Lü Buwei das Geschäft seines Lebens. Er wird zum Vertrauten des Herrschersohnes; und die Konkubine gebiert 259 v. Chr. einen Sohn, der Zhao Zheng genannt wird.

Bald darauf kehrt der Prinz nach Qin zurück und nimmt seinen Sohn mit, seine Konkubine – und Lü Buwei. In Xianyang wird der Kaufmann zum Meister der Intrige und schafft, was in der Erbfolge gar nicht vorgesehen ist: Der König von Qin erklärt den als Geisel in die Fremde abgeschobenen Spross zu seinem Nachfolger.

250 v. Chr. wird Zhuangxiang König von Qin. Der neue Herrscher macht Lü Buwei zu seinem Kanzler und erhebt ihn in den Adelsstand. Der schart nun ehrgeizige Männer um sich, die ihm als Berater und Schreiber zuarbeiten; und Philosophen, die ihm, der wahrscheinlich selbst nicht besonders gebildet ist, eine Anthologie des gesamten philosophischen Wissens ihrer Zeit zusammenstellen: „Frühling und Herbst des Lü Buwei".

Als König Zhuangxiang stirbt und 246 v. Chr. der erst 13 Jahre alte Zheng auf den Thron kommt, ist Lü Buweis Triumph vollständig: Er ist der Kanzler eines minderjährigen Königs, der praktisch unumschränkte Herr über das kriegerische Reich Qin. So groß ist sein Selbstvertrauen, dass Lü Buwei die Mutter des Königs wieder zu seiner Konkubine macht – eine Entehrung ihres Standes, ein Affront gegen ihren Sohn.

Doch wie kann dieser Halbwüchsige, dieser Junge, der als Geisel in einem fremden Land geboren wurde, wie kann der schon dem Kanzler und reichsten Kaufmann Unter Dem Himmel gefährlich werden?

Lü Buwei unterschätzt Zheng – und wird diesen Irrtum, wie Zehntausende andere, mit dem Leben bezahlen.

Die Hofintrigen haben keinen Einfluss auf Qins Militärmaschine. Adelige hoch zu Ross oder im Streitwagen führen die Truppen an, doch deren Kern bildet die Infanterie aus zwangsrekrutierten Bauern: Männer ohne große

Mehr als 1000 Arbeiter fertigten die 7300 Krieger aus standardisierten Teilen – nur Gesichter und Haartrachten modellierten sie individuell

Kampfausbildung, aber mit einem perfide eingepflanzten Sinn für Gehorsam und Mut. Denn das System der Fünfergruppe gilt auch hier. Jeder Soldat ist nicht nur für sich, sondern auch für vier seiner Kameraden verantwortlich. Flieht einer aus der Fünfergruppe vor dem Feind, werden alle hingerichtet – ein System, das einem keine andere Wahl lässt, als tapfer zu sein.

Zudem sind die Bauernkämpfer Furcht erregend ausgerüstet. Sie tragen rasiermesserscharfe Bronzeschwerter, die wahrscheinlich mit Chrom und Salz gegen Korrosion geschützt sind, dazu Lanzen, Hellebarden sowie andere Schlag- und Stichwaffen. Waffen und Lederpanzer am Körper sind mit Lack überzogen, der die Ausrüstung nicht nur prachtvoll erglänzen lässt, sondern vor allem gegen Wasser schützt.

Armbrustschützen schießen Pfeile mit Bronzespitzen bis zu 300 Meter weit. Die Armbrust ist so schwer, dass zwei Mann sie bedienen müssen: Einer spannt sie, der andere zielt und schießt. Ihr metallenes Schloss besteht aus vier Teilen, die auf den Bruchteil eines Millimeters genau gegossen werden – und das in Großserie. Hinweise auf Werkstatt, Vorarbeiter und Seriennummer sind in viele Waffen eingestanzt, damit die Inspekteure der Armee die Qualität überprüfen und die Produzenten von Ausschussware verfolgen können: „17. Jahr (der Königsherrschaft), Staatliche Werkstätten, Vorarbeiter Yu, Arbeiter Diao, Serie *zi*, Nr. 59" steht beispielsweise auf einem Kriegerschwert.

Der Friede im Reich kostet Ströme von Blut

Wenn das Reich Qin 100 000 so ausgerüstete Soldaten zugleich über die Grenze führt, dann, so berichtet ein schockierter Zeitgenosse, gleicht das einem Staudamm, der plötzlich bricht".

Die Annalen verzeichnen Kriege, Kriege gegen das Reich Wei, gegen Zhao, gegen Han, gegen Chu, Kriege, Kriege, Kriege. Die Aufzeichnungen berichten allein für die Jahre zwischen 364 und 234 v. Chr. von 15 großen Feldzügen des Staates Qin, bei denen die Zahl der gefallenen Feinde (die eigenen Verluste werden verschwiegen) penibel gezählt werden. Zusammengerechnet sind es 1 489 000 Tote.

In China leben zu dieser Zeit etwa 30 Millionen Menschen, also rund 15 Millionen Männer. Jene Zahl der Kriegsopfer entspräche (wiewohl auf gut ein Jahrhundert verteilt) also rund einem Zehntel der gesamten männlichen Bevölkerung, vom Säugling bis zum Greis. Selbst wenn diese Ziffer* überhöht ist – das Blutbad, das Qins Armeen anrichten, muss ungeheuerlich sein.

BLUT FLIESST AUCH in Xianyang, der Hauptstadt des Reiches Qin. „Der König von Qin wurde mit einer markanten Nase, geschwungenen Augen, der Brust eines Raubvogels und der Stimme eines Schakals geboren", beschreibt einer der Höflinge Zheng: „Er erweist selten eine Gunst und hat das Herz eines Tigers oder Wolfes. In der Not kann er sich anderen unterordnen, doch wenn er seinen Willen hat, dann kann er dich, ohne zu zögern, bei lebendigem Leibe essen."

Lü Buwei, der mächtige Kanzler, beginnt sich vor dem jugendlichen Herrscher zu fürchten. Aus Angst vor dessen Zorn trennt er sich von der Mutter des Königs – und führt sie Lao Ai zu, einem Adeligen, dessen ausschweifendes Leben reichsweit bekannt ist. Zu spät.

Im Jahr 238 v. Chr. wird Zheng volljährig – und entdeckt sofort eine angebliche Verschwörung Lao Ais. „Die Köpfe von insgesamt 20 Personen wurden an Stangen gehängt", berichten die Annalen, „Lao Ai wurde von Pferden zerrissen, zur Warnung an alle. Sein Clan wurde ausgelöscht." Zu den Toten gehören auch zwei Halbbrüder Zhengs. Andere Mitwisser werden zu Zwangsarbeit verurteilt, über 4000 Adelige degradiert und verbannt.

Im Jahr darauf wird Lü Buwei als Mitwisser der Verschwörung entlassen und später ins Exil geschickt. Auf dem Weg zum Verbannungsort trinkt er Gift.

* Sie stammt, wie die meisten anderen Zahlenangaben, aus der traditionellen chinesischen Geschichtsschreibung, in der die Angaben aus propagandistischen Gründen oft stark übertrieben sind.

Qins Armee zerschlägt das Königreich Zhao, wo der Herrscher einst geboren worden ist. „Der König von Qin ging nach Handan", berichten die Annalen. „Alle diejenigen, die Feindschaft oder Groll gegen die Familie seiner Mutter hegten, als der König in Zhao geboren wurde, wurden verhaftet und exekutiert." In den Palästen von Xianyang, in der königlichen Familie und unter den Ministern gilt von nun an: Niemand kritisiert den König, nichts ist an ihm zu kritisieren.

Zheng hat seinen ersten Kampf gewonnen. Nun kann er sich den Nachbarreichen zuwenden, die bereits von den Feldzügen seiner Heere geschwächt sind.

MIT MEHREREN GROSSEN, sichelförmigen Eroberungszügen unterwirft Zheng von 230 v. Chr. an die verbliebenen Rivalen. Die bedrohten Nachbarn schicken Attentäter nach Xianyang, die den König töten sollen; sie schmieden verzweifelte Beistandspakte – alles zu spät. Ein Attentäter immerhin schafft es bis in den Audienzsaal des Königs, wird dort aber im letzten Moment niedergeschlagen. Und die verbündeten Heere sind der immer besser funktionierenden Militärmaschine des Reiches Qin nicht mehr gewachsen. Nacheinander fallen die Hauptstädte der Nachbarn, werden die Königsfamilien dort ausgelöscht.

Im Jahre 221 v. Chr. ist die jahrhundertealte Utopie endlich wahr geworden: „Alles Unter Dem Himmel" ist wieder vereint unter einem Herrscher – unter Zheng. Deshalb auch gilt das erste überlieferte Herrscherdekret nach dem Triumph nicht konkreten Maßnahmen, mit denen er die neue Macht arrondieren will, sondern einem Symbol: seinem Namen.

Zheng will nicht länger „König" sein, wie seine Vorfahren und Rivalen. Er legt sich einen neuen Titel zu: Qin Shi Huangdi, „Erster Gottkaiser von Qin". *Huang* ist ein uralter Herrschertitel; *di* war ein Jahrtausend vor seiner Zeit der Name für eine Gottheit, später wurden legendäre Gründerkönige so genannt.

Huangdi bedeutet deshalb „Gottkaiser". *Shi* steht für „Erster" oder „erste Generation" – der Herrscher will, dass seine Nachfolger sich „Zweiter Gottkaiser", „Dritter Gottkaiser" und so weiter nennen. „10 000" Generationen soll seine Dynastie herrschen.

„Weise Menschen schaffen Gesetze, während unwissende Menschen von ihnen kontrolliert werden; der Würdige ändert die Riten, während der Unwürdige von ihnen gefesselt ist", hatte einst ein hoher Berater am Hof von Xianyang verkündet, einer der Architekten des Reiches Qin im 4. vorchristlichen Jahrhundert.

Diese Maxime gilt nun auch für die Reichsreformen, die Shi Huangdi anordnet. Reformen, die er wahrscheinlich binnen weniger Wochen verkündet – und von denen manche zwei Jahrtausende Gültigkeit behalten werden.

Das Reich wird in 36 Kommandanturen und rund 1000 Landkreise eingeteilt. Verwaltet wird es von Beamten, die vom Kaiser eingesetzt und besoldet werden. Nur wer sich bewährt, kann aufsteigen in der 18-stufigen Hierarchie der Ränge, deren Titel etwa lauten: „Würdenträger Ersten Ranges", „Befreit von Zwangsrekrutierung" oder „Berater fünften Ranges".

Ihre Pflichten sind penibel festgelegt: „Werden Dokumente abgesandt oder empfangen", lautet ein Dekret, „so müssen Monat, Tag und Tageszeit ihrer Absendung und ihres Empfangs aufgezeichnet werden."

Die verantwortlichen Beamten müssen in ihren Landkreisen die Regenmenge registrieren und die Größe des beregneten Gebietes; sie müssen Dürren, Stürme, Überflutungen, Insektenplagen und andere Naturkatastrophen festhalten. Sie müssen die vorgeschriebene Menge Saatgut auf die Felder ausstreuen und müssen dafür sorgen, dass vom zweiten Frühlingsmonat meist bis zum Ende des Sommers kein Holz im Wald eingeschlagen wird, dass keine Dämme gebaut, keine Vogelnester gesammelt, keine Fische vergiftet, keine Fallen und Netze aufgestellt werden.

Der Aristokrat Xiang Yu führt einen Aufstand gegen die Qin-Dynastie an

Und über all dies ist ein jährlicher Rechenschaftsbericht zu erstellen, abzuliefern per Boten am kaiserlichen Hof vor Ablauf des achten Monats.

Von den Bauern können alle Männer zwischen 17 und 60 einen Monat pro Jahr für staatliche Großprojekte zwangsrekrutiert werden, bei Bedarf auch länger. Die Maße und Gewichte werden standardisiert, ebenso das Geld: runde Gold- und Bronzemünzen mit einem quadratischen Loch in der Mitte (damit man sie auf Schnüre reihen kann). Diese Form wird noch bis ins 20. Jahrhundert in China nahezu unverändert sein.

Die vielleicht wichtigste Reform ist, wie manche andere, ein Werk des Ministers Li Si: die Vereinheitlichung der Schrift.

Li Si standardisiert die Schriftzeichen nach dem Muster von Qin; viele Zeichen werden nun einfacher geschrieben, etwa ein Viertel fällt ganz weg. Die Reform schafft zwar nicht die lokalen Dialekte ab, doch sie legt für das ganze Reich eine einheitliche Schrift fest. Diese wird zum Träger der chinesischen Tradition und zum Kitt der chinesischen Kultur.

Von großem symbolischen und praktischen Wert zugleich ist schließlich auch die letzte der kaiserlichen Reformen: Shi Huangdi lässt die Stadtwälle, lässt alle Grenzbefestigungen innerhalb seines Reiches niederreißen. Die Bronzewaffen aller geschlagenen Armeen werden in den kaiserlichen Werkstätten eingeschmolzen und zu Glocken und anderen Gegenständen gegossen – und zu zwölf je 1000 *shi* (rund 30 Tonnen) schweren Kolossalstatuen: bronzenen Wächtern in barbarischen Rüstungen, die in Xianyang den Herrscher und dessen Palast schützen sollen.

Doch in der Unterwerfung ganz Chinas sieht Qin Shi Huangdi nicht etwa sein Lebensziel, sondern nur die Basis für noch gewaltigere Vorhaben.

Von Xianyang, das im Westen des Reiches liegt, treibt er in den folgenden Jahren große Schnellstraßen nach Norden, Osten und Süden – darunter die „Gerade Straße", die vom kaiserlichen Sommerpalast Yunyang bei der Hauptstadt rund 800 Kilometer fast schnurgerade nach Norden führt, bis tief in die Innere Mongolei.

Die Magistralen sind Marschrouten für die Heere und den Nachschub, für kaiserliche Boten, für Händler. Da sie alle zur Hauptstadt führen, vereinheitlichen und zentralisieren sie das Reich: Alle Wege führen nach Xianyang. Rund 6800 Kilometer ist Shi Huangdis Straßennetz schließlich lang (gut 800 Kilometer mehr als das des Imperium Romanum etwa zur gleichen Zeit).

General Meng Tian, der fähigste Feldherr des Kaisers, wird nach Norden entsandt, wo er binnen zehn Jahren die *chang cheng* errichtet, die „Große Mauer" – eine gewaltige Festung gegen die Nomadenvölker der Steppe, in die er zum Teil bereits bestehende Wälle der ehemaligen Rivalen Qins mit einbezieht. Das Bollwerk, das zum größten Teil aus gestampfter Erde oder Bruchsteinen besteht, zieht sich in einem riesigen Halbbogen von Lintao im Westen über die Innere Mongolei bis fast zur Koreanischen Halbinsel. 10 000 *li* soll nach der Überlieferung die Mauer lang gewesen sein, rund 4100 Kilometer.

Xianyang wird zu einer Metropole, die sich mit den Riesenstädten der abendländischen Antike messen kann, mit Alexandria und Karthago: die Stadt-

Die Tyrannei des Herrschers erregt den Zorn des alten Adels

fläche ein unregelmäßiges Viereck am Fluss Wei, 18 Kilometer lang und 13 breit. Etwa 800 000 Menschen leben hier, eine steinerne, mit Skulpturen chinesischer Sagengestalten geschmückte Brücke überquert den Fluss; ganze Stadtviertel sind dem Kaiser vorbehalten. Drei Paläste liegen im Nordwesten, ein weiterer erhebt sich im Süden, inmitten des Shanglin-Parks, in dem sich der Kaiser zur Jagd und zum Vergnügen exotische Tiere aus allen Teilen seines Reiches und aus der Wildnis jenseits der Grenzen hält.

Alle Paläste bestehen aus farbig bemaltem Holzfachwerk und verputzten Ziegelwänden. Die Anlagen sind ummauert, ihr Inneres verwirrende Abfolgen kleiner und großer, mit Säulengängen umsäumter Innenhöfe. Keramikschindeln bedecken die Dächer, die Eckziegel sind rund und zeigen Symbole, etwa das der Sonnenblume oder des Drachen. Bronzeglocken mit Gold- und Silbereinlagen verbreiten wohltönende Klänge, abends erleuchten kunstvoll gegossene Bronzelampen in Form eines Wildgansfußes den Palast; dann wirken die großen Wandmalereien, die etwa mehrere vierspännige Streitwagen in vollem Galopp zeigen, beinahe lebendig.

Insgesamt 270 Paläste, Parks, Pavillons und andere große Bauprojekte lässt Shi Huangdi in Xianyang hochziehen, und in jedem Palast herrscht Luxus. Alle Bauten werden in weniger als zehn Jahren errichtet. Und es ist dem Kaiser immer noch nicht genug.

212 v. Chr. befiehlt Shi Huangdi, im Shanglin-Park den Epang-Palast (den „nahe gelegenen" Palast) zu errichten. „Er begann mit der Großen Halle", berichten die Annalen, „die 500 *bu* von Ost nach West maß und 500 *zhang* von Norden nach Süden (etwa 675 mal 112 Meter). In der Halle fanden Tausende von Menschen Platz (...) Von allen Seiten führten Kolonnaden direkt zu den Nan-Bergen. Er machte die Gipfel der Nan-Berge zum Hauptportal seines Palastes. Er errichtete eine hoch gelegene Kolonnade, die vom Palast über den Wei bis nach Xianyang führte und die Sternenkonstellation symbolisierte, die vom Himmelspol über die Milchstraße bis zum Sternbild des Hauses reicht."

Für diese ebenso gewaltigen wie atemlos rasch realisierten Vorhaben zahlt der Erste Kaiser einen hohen Preis: das Blut seiner Untertanen. „Über 700 000 kastrierte oder verbannte Kriminelle" schuften am Epang-Palast und dem Grabmal des Kaisers, dessen Bau der Herrscher bereits in seinem ersten Regierungsjahr in Auftrag gibt.

300 000 Mann müssen, sofern die Quelle nicht übertreibt, unter extremen Bedingungen die Große Mauer errichten. 120 000 Adelsfamilien der zerschlagenen Reiche werden zwangsweise in Xianyangs Nordosten angesiedelt, 30 000 Familien 219 v. Chr. auf die Halbinsel Shandong verpflanzt; fünf Jahre später marschieren Zwangsarbeiter nach Norden und Süden, um weitere Eroberungen des Reiches zu sichern. Im Jahr darauf werden „unzuverlässige" Beamte deportiert, dann wieder 30 000 Familien, dann 50 000, dann noch einmal 30 000. Von den 30 Millionen Untertanen enden zwei Millionen durch Hinrichtung, Tod in neuen Eroberungskriegen oder in der Zwangsarbeit.

Qin Shi Huangdi reformiert und uniformiert China – so schnell, gründlich und brutal, wie kaum ein anderes Großreich des Altertums geschaffen oder umgestaltet worden ist.

Doch nicht alle Untertanen nehmen den herrscherlichen Größenwahn ergeben hin. 218 v. Chr. überfallen „Banditen", den Annalen zufolge, den kaiserlichen Hofstaat auf der Reise. Qin Shi Huangdi entkommt nur deshalb, weil die Attentäter – Anhänger eines im Einigungskrieg vernichteten Herrscherhauses – die falsche Kutsche angreifen.

Zwei Jahre darauf verzeichnet der Bericht einen mysteriösen Vorfall: Da sei der Kaiser, „gekleidet wie ein Gemeiner", nachts durch Xianyang gestreift, begleitet nur von vier Leibwächtern. Ob dies eine nächtliche Eskapade in Verkleidung ist, wie sie sich manche Autokraten zum Vergnügen gönnen, oder ein Kontrollgang inkognito, um das Wirken seiner Beamten und die Stimmung seiner Untertanen aus erster Hand zu erfahren, das verschweigt der Chronist.

In dieser Nacht wird Shi Huangdi erneut von „Banditen" überfallen, die im letzten Moment von den Leibwächtern erschlagen werden können. Ob es tatsächlich nur gewöhnliche Kriminelle sind, die seinen Weg kreuzen, oder politische Attentäter – auch darüber schweigen die Annalen. Da aber von einer 20 Tage währenden (wohl ergebnislosen) Fahndung in Xianyang berichtet wird, könnte es sich auch hier um eine Verschwörung gehandelt haben.

Aber nicht nur durch die Tat sieht sich der Herrscher bedroht, sondern auch durch das Wort. 213 v. Chr., als der Kaiser Gelehrte zu einem Festmahl in einen

Streitwagen – wie diese Kopie aus Bronze – begleiten den Herrscher auf seinen ausgedehnten Inspektionsreisen

seiner Paläste geladen hat, überrascht sie Li Si, als Kanzler zur Linken inzwischen engster Berater und Sprachrohr Shi Huangdis, mit einer sicherlich sorgfältig vorbereiteten, zornerfüllten Rede:

„Diese Gelehrten lernen nicht von der Gegenwart, sondern von der Vergangenheit und kritisieren damit unsere Zeit und stürzen die Schwarzhaarigen (die Bauern. *Red.*) in Verwirrung. Wenn sie hören, dass ein kaiserlicher Befehl ergangen ist, debattieren sie ihn je nach ihrer Lehrmeinung. Bei Hofe kritisieren sie ihn im Herzen; draußen reden sie darüber in den Straßen. Den Herrscher zu diskreditieren ist ein Weg, berühmt zu werden. Sie leiten ihre Schüler darin an, üble Nachrede zu üben. Wenn Dinge wie diese nicht verboten werden, wird die Macht des Herrschers oben geschwächt, und unten bilden sich Parteien. Ich bitte deshalb darum, alle historischen Aufzeichnungen, die nicht aus dem Reiche Qin stammen, zu verbrennen. Außer den Exemplaren, die in der kaiserlichen Hofakademie liegen, sollen alle Lieder, Urkunden und alle Schriften der Hundert Schulen, die irgendjemand im Reich aufzubewahren gewagt hat, zu den Gouverneuren und Kommandanten gebracht und verbrannt werden. Jeder, der es wagt, über die Lieder und die Urkunden zu diskutieren, soll auf dem Marktplatz hingerichtet werden. Diejenigen, die das alte System heranziehen, um das neue zu kritisieren, sollen mitsamt ihren Familien exekutiert werden. Beamte, die von diesen Verbrechen hören oder von ihnen wissen, ohne sie zu verfolgen, sollen genauso bestraft werden wie diese Kriminellen. Dreißig Tage nachdem dieses Dekret ergangen ist, wird jeder, der seine Bücher noch nicht verbrannt hat, mit dem Brandmal im Gesicht und Zwangsarbeit bestraft. Ausgenommen sind nur Bücher über Medizin, Orakelkunde und Landwirtschaft."

Niemand weiß, wie eilfertig die Untertanen diesem Befehl nachkommen oder wie streng die Häscher des Kaisers die Häuser durchsuchen. Doch in einer Epoche vor dem Buchdruck, in der die Werke auf handbeschriebenen, aneinander geknüpften Holz- oder Bambusstreifen festgehalten sind, wird es von den meisten inkriminierten Texten in ganz China nur wenige Exemplare gegeben haben. Sicher ist, dass mit den Bücherverbrennungen des Ersten Kaisers ein Teil von Chinas historischem, literarischem und philosophischem Wissen für immer verschwindet.

Qin Shi Huangdi beschränkt sich nicht darauf, das Reich von seinen 270 Palästen aus zu regieren – er bereist es auch, rastlos wie kein anderer Herrscher nach ihm. Zwischen 220 und 210 v. Chr. unternimmt er fünf, jeweils mehrere Monate dauernde Rundfahrten durch sein Imperium. Und legt dabei fast 9000 Kilometer zurück.

Besonders hat es ihm, dem Mann aus dem von hohen Gebirgsriegeln eingeschlossenen Reich Qin, die Pazifikküste angetan, die er in seinem 28. Herrschaftsjahr (219 v. Chr.) zum ersten Mal sieht. Er besucht die heiligen Berge – die Orte, an denen man dem Himmel und den Göttern näher ist als sonst – auf der Halbinsel Shandong und lässt Altäre aus Erde aufschütten. Auf dem Berg Tai zelebriert er wahrscheinlich das Feng-Opfer zu Ehren des Himmels, auf dem Liang-fu ehrt er mit dem Shan-Ritual die Erde. Als ihm beim Abstieg von einem heiligen Berg ein Baum Schutz vor einem überraschend hereinbrechenden Sturm bietet, verleiht er dem Baum den Ehrentitel eines „Würdenträgers Fünften Ranges".

Und er lässt Steinstelen errichten mit sorgfältig komponierten Hymnen, die ihn und sein Reich feiern: „In seinem 26. Regierungsjahr vereinte er zum ersten Mal die Welt, und niemand erhob sich mehr gegen ihn. / Er reist persönlich, um die Schwarzhaarigen der entferntesten Regionen zu überwachen; er stieg auf den Berg Tai und überblickte den östlichsten Teil der Welt. / Der Weg der rechten Ordnung ist durchgesetzt, alle Berufe sind an ihrem Platz, und alles hat seine Form und Norm. / Der Kaiser verkörpert die Weisheit und wird, nachdem er die

Qin Shi Huangdi gestaltet die Gesellschaft um – rasch, konsequent, brutal

TON-ARMEE

Die meisten Schätze liegen noch unter der Erde

Unweit der heutigen Stadt Lintong in der Provinz Shaanxi liegt eine Totenstadt von der Fläche Manhattans, die Chinas Erster Kaiser Qin Shi Huangdi von etwa 246 bis 210 v. Chr. für sich hat errichten lassen. Mit einem Grabhügel, der unermessliche Schätze enthalten soll. Dennoch haben die Chinesen das Mausoleum bisher nur durch Probebohrungen erkundet und nicht ausgegraben, weil sie den ungeheuren Aufwand einer fachgerechten Bergung der Relikte scheuen. Eine Sorge, die begründet erscheint angesichts der großartigen Funde, die die Wissenschaftler in der Totenstadt bereits gemacht haben.

So konnten chinesische Archäologen erst jüngst, im Herbst 2001, Teile eines unterirdischen Kanals freilegen, an dessen Ufer einst lebensgroße bronzene Kraniche standen – Symbole für ein langes Leben. 1999 öffneten Forscher östlich des Mausoleums eine vermutlich 15 600 Quadratmeter große „Rüstkammer". Schon auf rund 0,5 Prozent dieser Fläche kamen 80 Sets von Panzern und Helmen zu Tage. Jeder Helm bestand aus 120, jeder Pan-

zer aus mindestens 610 polierten Kalksteinplättchen. Die Restauratoren stehen nun vor einem Puzzle mit rund 60 000 Teilen.

Südlich der Rüstkammer wurde eine Art Varieté entdeckt: zwölf Figuren von Künstlern, die den Kaiser im Jenseits mit Akrobatik, Gesang und Tanz bei Laune halten sollten. Und im Südwesten des Grabhügels fanden sich zwölf Beamte aus Terrakotta sowie ein zweirädriger Wagen mit Sonnenschirm. Dazu Skelette von neun Pferden.

1974 aber war schon Chinas bedeutendste archäologische Entdeckung im 20. Jahrhundert gelungen: die Ton-Armee. Bauern waren beim Brunnenbau auf Teile lebensgroßer Terrakotta-Figuren gestoßen, und Archäologen registrierten dann dort, 1,5 Kilometer östlich der eigentlichen Kaisergruft, rund 7300 tönerne Krieger, die samt Pferdestatuen und Streitwagen in drei Gruben aufgestellt waren.

Von Inschriften auf den Kriegern wissen die Forscher, dass mindestens 85 Handwerksmeister mit etwa 1000 Arbeitern die Soldaten nach festgelegten Standards geschaffen hatten: aus jeweils drei Standplatten, zwei Fuß- und Beinformen, acht Arten von Körpern und Köpfen sowie zweierlei Rüstungen mit je drei Untertypen. Das Vollenden einer jeden Figur, etwa der individuelle Gesichtsausdruck, war jedoch offenbar dem Geschmack der Töpfer überlassen.

Vier Fünftel dieser Totenwächter sind bisher nicht ausgegraben. Damit lässt man sich auch Zeit, denn bei der Bergung treten enorme Probleme auf: Die Figuren sind meist zerbrochen und müssen mühsam zusammengesetzt werden. Die ursprünglichen Holzverschalungen der Gruben sind verrottet und bestehen nur noch aus Erde, ebenso die unterteilenden Zwischenwände. Diese trocknen an der Luft aus, reißen auf und drohen zu kollabieren. Schimmelpilze besiedeln Grubenwände und Figuren. Vor allem aber lösen sich die Farben, mit denen Gesichter, Hosen und Hemden bemalt sind, innerhalb von Minuten nach der Freilegung ab.

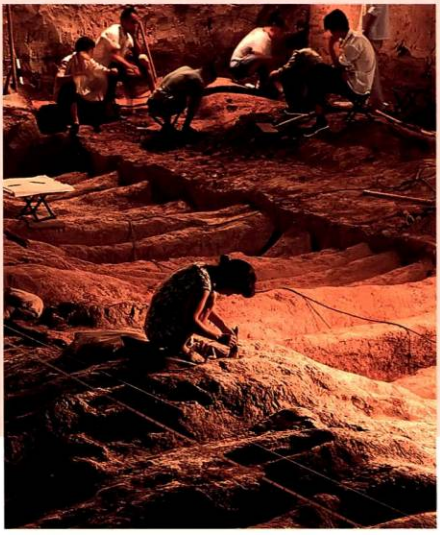
Mittlerweile ist bekannt, weshalb: Vor der Bemalung wurde der Ton mit dem Saft des Lackbaumes grundiert, der mit organischen Bindemitteln gestreckt war. Das feuchte Erdreich hat diese Grundierung so sehr durchnässt, dass sie schon bei geringster Austrocknung reißt, sich aufwölbt und samt der Farbe ablöst. Um diesen Prozess zu stoppen, haben die Chinesen – unterstützt vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege – in den letzten Jahren mancherlei High Tech bemüht. Versuchsweise wurden Daumen, Hände oder Gewandteile der Krieger gefriergetrocknet, in die Mikrowelle gesteckt, videoholographisch wie elektronenmikroskopisch untersucht und mit rund 30 unterschiedlichen Chemikalien behandelt.

Da jeglicher Feuchtigkeitsverlust verhindert werden musste, wurden alle Festigungsmittel unverzüglich nach der Freilegung über Kompressen eingebracht – in drei Schritten mit steigender Konzentration, um das Wasser in den Lackporen langsam zu ersetzen. Bestenfalls verbindet sich der Lack nun dauerhaft mit der Terrakotta.

Viel verspricht sich das chinesisch-deutsche Restauratorenteam derzeit von Hydroxyethylmethacrylat (HEMA). Dieses aus dem Kanalisationsbau bekannte Festigungsmittel vermag mit seiner kleinteiligen Struktur das Wasser vollständig aus dem Lack zu verdrängen. Unter Elektronenbeschuss härtet HEMA dann zu einem chemisch hochkomplexen und beständigen Kleber aus.

Angesichts solcher Probleme ist es nicht verwunderlich, dass die chinesischen Archäologen schon lange nicht mehr nur in Jubel ausbrechen, wenn in der weit verzweigten Totenstadt des Ersten Kaisers wieder ein neues Depot mit Grabbeigaben entdeckt wird. *Anja Herold*

Anhand von Pigmentresten konnten per Computer die Originalfarben der Ton-Krieger rekonstruiert werden



Vorsichtig präparieren Archäologen in Shi Huangdis Totenstadt Stämme, die über die Gruben mit der Ton-Armee gelegt worden waren

Drei Terrakotta-Pferde Qin Shi Huangdis, der in seinen letzten Jahren alles daran setzt, das Elixier der Unsterblichkeit zu erlangen

Welt befriedet hat, nicht müde, sie zu ordnen. / Möge sein Einfluss bis zur Unendlichkeit reichen, mögen alle die von ihm hinterlassenen Weisungen ehrfurchtsvoll entgegennehmen und für immer diese ernste Warnung annehmen."

Die Küste bei Shandong ist aber auch ein traditionelles Zentrum der Daoisten (siehe Seite 167) und der Weisen der Fünf-Elemente-Lehre – ein Land, in dem Magier und Schamanen großes Ansehen haben. Hier vielleicht hört der Kaiser zum ersten Mal von Penglai, den Inseln der Unsterblichkeit jenseits des Horizonts irgendwo auf dem Ozean. Der Herrscher lässt Weise, Philosophen und Schamanen kommen, die ihm berichten, dass er, der Kaiser, allen seinen großen Siegen noch den größten, den finalen folgen lassen könne: den Sieg über den Tod. Auf Penglai gebe es das Elixier der Unsterblichkeit, das dem, der es trinke, das Leben auf ewig erhalte.

Noch 219 v. Chr. schickt der Kaiser den Weisen Xu Fu mit Schiffen hinaus auf die See, samt 3000 jungen Männern und Frauen und ausgestattet mit Werkzeugen und Saatgut – Geschenken für die Bewohner von Penglai, Gegengaben für das begehrte Elixier. Xu Fu und dessen junge Begleiter kehren nie wieder heim.

Doch immer wieder wird der Kaiser von nun an Schamanen anhören, wird Vermögen verschwenden, um deren rätselhafte Ratschläge zu befolgen, wird Expeditionen jenseits des Horizonts aussenden. Denn steht nicht Alles Unter Dem Himmel in seiner Gewalt? Wenn *ein* Sterblicher die Macht hat, das Eli-

neten Bahnen folgen, muss es selbstverständlich, muss es vom Himmel gewollt sein, dass auch er in diesem stabilen Kosmos für immer auf seinem Platz bleibt. Natürlich weiß er, dass jeder Mensch sterblich ist – aber wenn es je einer versucht hat, die irrationale Hoffnung auf ewiges Leben mit schierer weltlicher Macht zu erringen, dann der Erste Kaiser von China.

Auch 210 v. Chr., auf seiner fünften Reichsreise, empfängt er wieder Magier. Einen von ihnen hat er fünf Jahre zuvor auf eine erfolglose Expedition übers Meer geschickt. Der entschuldigt seinen Misserfolg mit einem Riesenfisch, der die Weiterfahrt blockiert habe. Ob der Herrscher in seiner unendlichen Gnade auf der nächsten Expedition doch auch Armbrustschützen mitschicken könne, die auf die Fische schießen?

Shi Huangdi willigt ein und hat bald darauf einen Traum: Er ringt mit einem Meergott in Menschengestalt. Ein hinzugerufener Gelehrter deutet das Nachtgesicht so: Der Kaiser habe zwar geopfert und aufrichtig gebetet, und doch gebe es diese bösen Geister. Man müsse sie vertreiben, damit sich die guten Geister einfinden können. Von nun an setzt Shi Huangdi die Reise mit einer Armbrust bewaffnet fort. Und tatsächlich erblickt er am Küstenberg Zhifu einen großen Fisch im Meer, schießt – und trifft.

Doch Shi Huangdi muss den Traumdeuter falsch verstanden oder der ihn betrogen haben: Denn diese, seine letzte von den Annalen registrierte Regierungstat, erregt offenbar den Zorn des Him-

Han Gaozu, der erste Han-Kaiser, stürzt die Qin-Dynastie, übernimmt aber deren Verwaltungssystem

letzten Befehl an Fusu: „Komm nach Xianyang, um meiner Beerdigung beizuwohnen, und begrab du mich!" Damit ernennt er ihn zu seinem Nachfolger.

Zhao Gao, der dem Kaiser seit Jahren vertraute Eunuch, setzt das große Siegel auf die Depesche. Doch er wird sie niemals einem Boten aushändigen.

Im Sterben zerfällt die Macht des Weltenherrschers. Zhao Gao, einige andere Eunuchen und der alte Kanzler Li Si halten seinen Tod geheim, schicken Fusu und dem mächtigen General Meng Tian stattdessen gefälschte kaiserliche Dekrete mit dem Befehl, wegen angeblicher „Vergehen" Selbstmord zu begehen. (Die tödliche Täuschung gelingt.) Und sie weihen Huhai ein, den jüngsten, 21 Jahre alten Sohn des Kaisers, Shi Huangdis Liebling unter seinen rund 20 Söhnen, der als einziger von seinen Brüdern die Reichsreise mitmachen darf –

Jetzt gilt es nur noch, den Tod zu besiegen

xier der Unsterblichkeit zu erringen – wer anders könnte das sein als der Sohn des Himmels? Ist die seit Jahrhunderten erhoffte Vereinigung Chinas vielleicht der Preis, den ein Mensch erringen muss, um lebend in die Sphäre der Götter zu gelangen? Welche andere Herausforderung als den Kampf gegen den Tod kann es für jemanden noch geben, der bereits die ganze Welt erobert hat?

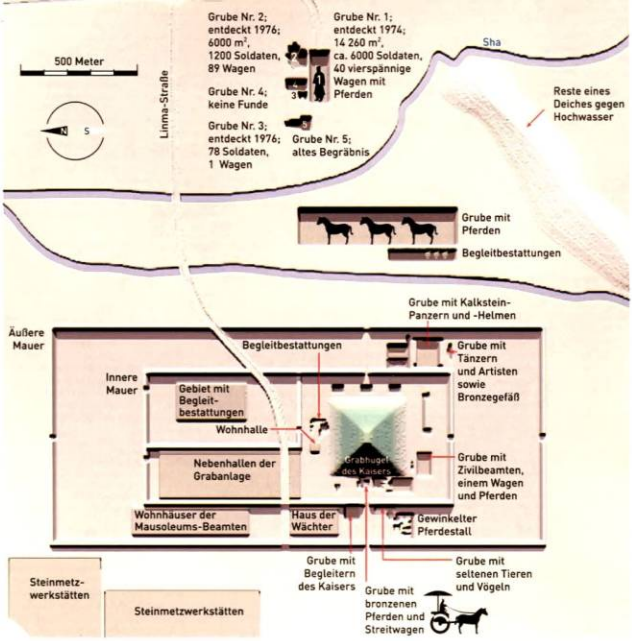
Für Qin Shi Huangdi, der China ehernen Gesetzen unterworfen hat, damit alle und alles auf ewig ihren vorgezeichmels. Der Kaiser wird im Hochsommer 210 v. Chr. von einer ungenannten Krankheit niedergeworfen. In Shaqiu, in der heutigen Provinz Hebei, ist sein grandioser Eroberungszug, sein Bauwahn ohne Beispiel, seine Suche nach dem Elixier der Unsterblichkeit zu Ende.

In seinen letzten Stunden erinnert sich der todkranke Kaiser seines ältesten Sohns Fusu, den er vor zwei Jahren im Streit an die Große Mauer verbannt hat. Jetzt diktiert der Sterbende seinen

und der sich bis zur Unmündigkeit von Zhao Gao beraten lässt.

Der in den Brudermord verwickelte Kaisersohn, der gnadenlose Kanzler und der intrigante Eunuch führen den Hofstaat durch das Reich, als ginge die Reise wie geplant weiter. Sie täuschen die Beamten und Bittsteller, selbst der Trick mit den stinkenden Fischkörben funktioniert.

Erst in Xianyang, im September 210 v. Chr., enthüllen sie den Tod Shi Huangdis und bestatten den Ersten Kaiser in dessen nahe gelegenem Mauso-



Den Grabhügel inmitten der Totenstadt des Ersten Kaisers haben die Archäologen bisher nicht angerührt. Ausgegraben wurden hingegen zahlreiche Nebenanlagen, und weitere sind durch Probebohrungen identifiziert

In Nebengräbern verschwinden an diesem Tag mehr als ein Dutzend mächtige Beamte sowie mehrere Brüder und Schwestern des neuen Kaisers, der sich mit diesen politischen Morden potenzieller Rivalen entledigt.

DIE HERRSCHAFT des Zweiten Kaisers versinkt binnen weniger Monate in Intrigen und Mord. Aufstände erschüttern das Reich, angeführt von den letzten überlebenden Anhängern der untergegangenen Königshäuser, von abtrünnigen Generälen und, vor allem, von Verzweifelten, die das Regime nicht länger ertragen können.

Der Kaiser schafft Institutionen, die Jahrtausende überdauern

leum am Berg Li – einer der größten Grabanlagen aller Zeiten.

„Als der Kaiser die Welt vereint hatte, wurden mehr als 700 000 Zwangsarbeiter hierhin entsandt", wird berichtet. „Sie gruben sich durch drei unterirdische Ströme hindurch und verschlossen den äußeren Sarg mit geschmolzenem Kupfer. Das Grab wurde mit Modellen von Palästen, Pavillons und Amtsgebäuden ausgestattet wie auch mit schönen Gefäßen, Edelsteinen und Kostbarkeiten. Er befahl Handwerkern, gespannte Armbrüste zu fertigen. Jeder, der ihren Weg kreuzte, würde sofort erschossen werden. Alle Flüsse des Reiches, der Gelbe Fluss und der Yangzi waren in Quecksilber nachgebildet und flossen mithilfe eines Mechanismus in einen winzigen Ozean. Oben waren die Sternbilder des Himmels zu sehen und unten die Regionen der Erde. Die Kerzen wurden aus dem Dugong-Öl gemacht, das für sehr lange Zeit brennen würde."

Eine Armee von etwa 7300 schwer bewaffneten, lebensgroßen Terrakotta-Soldaten in voller Schlachtformation hat das Grab zu schützen, hingeschlachtete Pferde und exotische Tiere sollen bis in alle Ewigkeit den Herrscher erfreuen.

Doch nicht nur Tonfiguren und Tiere folgen Shi Huangdi ins Grab. Huhai, der neue Kaiser, führt den archaischen Brauch des Menschenopfers wieder ein. „Der Zweite Kaiser sagte: Es ist ungebührlich, dass die Konkubinen, die dem verstorbenen Kaiser keine Söhne geboren haben, frei sein sollen." Also befiehlt er ihnen, mit ihm in den Tod zu gehen. „Eine große Zahl von ihnen starb. Nachdem der Sarg in das Grab hinabgelassen worden war, erwähnte jemand, dass die Handwerker, welche die Mechanismen ersonnen hatten, alle Geheimnisse der versteckten Schätze kennen. Als das große Ereignis vorüber war und die Schätze an ihrem Platz standen, wurde der mittlere Abschnitt des Grabes verschlossen, und dann wurde die Tür am äußeren Abschnitt gesenkt. So waren alle Handwerker im Grab eingeschlossen, und keiner entkam."

Zugleich fließt weiter Blut im Epang-Palast. Li Si, dem als Kanzler keine Strafe streng genug sein kann, fällt 208 v. Chr. selbst einer Intrige zum Opfer und erleidet die „Fünf Strafen": Brandmal im Gesicht, Abhacken von Nase, Bein, Hoden und dann Enthauptung. Sein Torso wird auf dem Marktplatz von Xianyang in zwei Hälften zerrissen, auch seine Familie wird exekutiert.

Im Oktober 207 v. Chr. lässt der Eunuch Zhao Gao den Zweiten Kaiser töten; er setzt einen Enkel Shi Huangdis auf den Thron, doch der trägt schon nicht mehr den Kaisertitel, sondern regiert nur noch als König. 46 Tage währt dessen Herrschaft – gerade Zeit genug, um seinerseits Zhao Gao zu erdolchen. Dann ermorden Aufständische den letzten Nachfahren Shi Huangdis und brennen Xianyang nieder.

Die Kaiser der ersten Dynastie, von der Qin Shi Huangdi einst hoffte, sie möge bis in die 10 000ste Generation herrschen, halten sich kaum bis zur zweiten. Qin versinkt wieder in Banden-

kriegen rivalisierender Heerführer – doch die Reichsidee geht nicht unter.

Liu Bang, ein kleiner Beamter aus der Provinz, dem wegen eines geringfügigen Vergehens die Todesstrafe droht, schwingt sich zum Anführer entflohener Banditen auf. 206 v. Chr. nennt er sich „König von Han". Vier Jahre später hat er alle Rivalen besiegt. Die von ihm begründete Kaiserdynastie Han wird China gut vier Jahrhunderte lang regieren.

VIELE GROSSE HERRSCHER der Weltgeschichte, ob Ramses II. oder Augustus, ob Karl der Große oder Napoleon, haben Zehntausende von Menschen geopfert, um ihren Traum vom Imperium zu verwirklichen – und doch wurden sie von den Nachfahren glorifiziert. Der Erste Kaiser aber erstrahlte nie im milden Glanz der Spätgeborenen. Schon die Chronisten der Han-Dynastie schmähten ihn als gierig, eigensinnig und despotisch. Westliche Historiker vermerken darüber hinaus, Shi Huangdi habe durch seine megalomanischen Projekte die Ressourcen seines Landes überfordert und damit zum raschen Niedergang seiner Dynastie beigetragen. Und sie beklagen, dass er den Handel zugunsten einer allmächtigen Staatsbürokratie zurückgedrängt und China damit der Chance beraubt habe, ein Bürgertum zu entwickeln.

Und doch: Der Tyrann Qin Shi Huangdi war über alle Maßen erfolgreich. Er machte China zum größten und bevölkerungsreichsten Imperium seiner Zeit. Er schuf Institutionen, die Jahrtausende überdauerten: Chinas Einteilung in Provinzen und Landkreise hat heute noch immer große Ähnlichkeit mit Shi Huangdis in Kommandanturen und Landkreise gegliedertem Reich; die Ideologie des alles bis ins Detail regelnden, zentral regierten Beamtenstaates bestimmt immer noch die politische Praxis. Und selbst die Spurweite von Chinas Staatsbahn entspricht bis auf wenige Zentimeter der vom Ersten Kaiser eingeführten Achsbreite der Kutschen.

Die meisten Statuen sind in viele Teile zerbrochen

Das Jahr 221 v. Chr., befand ein westlicher Historiker, sei „das bei weitem bedeutendste Jahr in Chinas Geschichte bis zur Revolution im 20. Jahrhundert". Und so ist es auch nicht verwunderlich, dass die einzige Epoche, in der der Erste Kaiser glorifiziert worden ist, ausgerechnet die Zeit Mao Zedongs war. Denn erst Mao hat China wieder umgestaltet wie Qin Shi Huangdi: so tiefgreifend, so rasch, so konsequent, so brutal.

DER ERSTE KAISER, der seinem Traum von China und von der Unsterblichkeit Hunderttausende opferte, ist der Rache der anonymen, verachteten, gequälten „Schwarzhaarigen" am Ende nicht entkommen. Seinen Grabhügel haben heutige Archäologen noch nicht angetastet – wohl aber schon seine zornerfüllten Untertanen. 206 v. Chr., als eine Bürgerkriegsarmee Xianyang verwüstete, erreichte sie vermutlich auch das Mausoleum des Ersten Kaisers.

Viele der Krieger hatten dort jahrelang als Zwangsarbeiter schuften müssen. Sie mochten das Grab nicht so gut gekannt haben wie die lebendigen Leibes beerdigten Künstler – doch gut genug, um die oberirdischen Anlagen, wie die riesige hölzerne Audienzhalle für den Ahnenkult, komplett niederzubrennen und die unterirdischen Wunderkammern wieder auszugraben.

Und was dann noch von den Schätzen geblieben sein mag, von den „schönen Gefäßen, Edelsteinen und Kostbarkeiten", von Quecksilberflüssen und Armbrust-Selbstschussanlagen, das haben, wie die Annalen lakonisch vermerken, „darüber weidende Herden zertrampelt". □

Land und Leute mit Lust und Laune.

Mit unseren erfahrenen Studienreiseleitern lernen Sie fremde Kulturen mit all ihren Facetten auf lockere Art kennen.

Südchina mit Yangtze:
18 Tage Studienreise
mit Yangtze-Kreuzfahrt,
ab €2995 p.P.

Große China-Reise:
21 Tage Studienreise
„ausführlich durch das Reich der Mitte"
ab €2990 p.P.

terramar
Unendlich Urlaub

诗词 Zinnober und Brokat

Dichtkunst

Die Kunst, schöne Worte zu finden und elegante Verse zu schmieden, ist hoch angesehen im kaiserlichen China. Um 130 v. Chr. ist es vor allem der Dichter Sima Xiangru, der Aufsehen erregt mit Rhapsodien über den Prunk und die Macht seines Herrschers

VON JÖRG-UWE ALBIG

Platz für den Kaiser! „Sein Wagen ist geschmückt mit ziseliertem Elfenbein, / Sechs Drachen aus Jade sind davor gespannt. / Man hisst den Regenbogen der Standarte, / Eine Flagge wie aus Wolken flattert im Wind."

So dichtet Sima Xiangru, um seinem Herrn zu gefallen. Kaiser Wudi ist entzückt. Simas Gedichte schlingen pretiöse Girlanden um den Alltag des Herrschers, möblieren dessen tausend Prunkbauten mit poetischem Interieur. „Der Kaiser hat die Gipfel gekappt, um seine Paläste zu bauen", jubiliert Sima beflissen. „Sternschnuppen schlüpfen durch Türen und Tore, / der gewölbte Regenbogen streckt sich über Balustraden und Balkone."

Sima, der Meister der Fu-Dichtung, schlägt mit voller Kraft in die Saiten. Er lässt „Chimären" aufsteigen und „lodernde Feuervögel". Sein Rezept für ein gutes Gedicht: „Zinnoberbänder für das Muster – Brokatstickereien für den Hintergrund."

Denn im 2. Jahrhundert v. Chr., der Blütezeit der Han-Dynastie, liegt der Duft von Luxus und Ausschweifung in der Luft. Die politische Stabilität ist wieder hergestellt, Städte und Handwerk blühen, die Warenströme fließen, die Grenzen des Landes dehnen sich aus. Im juwelenbestirnten Kaiserpalast spiegelt sich der Wohlstand eines ganzen Volkes.

So tritt auch das *fu* über die Ufer, schwelgt in endlosen Aufzählungen, fantastischer Eleganz und raren, kostbaren Wörtern, die selbst Gelehrte kaum kennen. Das ist nicht die schlichte sentimentale Sprache der Volksdichtung, die draußen im Land von Mund zu Mund geht und von Liebe, Abschied und Armut erzählt und die das Musik-Amt des Hofes im ganzen Reich zusammentragen und aufzeichnen lässt.

Das *fu* ist ein pretiöser Zeitvertreib für Beamte und hohe Würdenträger wie etwa den Staatsmann Jia Yi, der 173 v. Chr. das „*Fu* über die Eule" schreibt – das älteste datierte Prosa-Gedicht der neuen Gattung. *Fu* werden auch nicht einfach in Liederbüchern gesammelt, sondern am Hofe deklamiert; wer sich dabei hervortut, kann es zu hohen Würden bringen. Auch Kaiser Wudi höchstselbst versucht sich bisweilen im *fu*. Niemand jedoch hat diese elitäre Kunst zu solcher Brillanz, zu solcher Perfektion geführt wie Sima Xiangru.

Bei Wudis Vater, dem Kaiser Jingdi, hatte Sima zuvor noch wenig Glück. Die neue Versform war dem Himmelssohn zuwider. Welche Übertreibung, stöhnten die Berater dem Herrscher ins Ohr. Welch überbordender Zierat! „Die Sprache soll vollständig sein, aber knapp", fordern ja die konfuzianischen Klassiker. „Zeig keine Schwäche für das Seltsame!"

Simas freie Verse aber sprengen die Vier-Silben-Form der klassischen Gedichte im „Buch der Lieder". Die ist zu eng für die neue Zeit. Simas *fu* schwimmen ungehemmt im kaiserlichen Überfluss, inventarisieren des Kaisers unerhörte Jagdbeute (das Einhorn, den Hirschkopf-Vogel, das Pferd mit den goldenen Nüstern), besingen seine „schönen Damen voll zierlicher Delikatesse".

Sima Xiangru, Sohn reicher Leute, ist, da gibt es keinen Zweifel, ein Bohemien. Zwar Stotterer, Diabetiker – aber ein Frauenheld. Die Schönsten der Welt könne er haben, prahlt er in einer Rhapsodie. 142 v. Chr. entführt er die junge Witwe Zhuo Wenjun, Tochter eines reichen Eisenfabrikanten.

Ihr Gesicht ist wie Hibiskus, ihre Haut wie kostbare Salbe. In Chengdu leben sie zwischen nackten Mauern; Wenjun verkauft Wein in einem Laden, Sima Xiangru spült Geschirr auf dem Marktplatz. Vater Zhuo, beschämt, verzeiht seiner Tochter und beschenkt das skandalöse Paar mit einem Vermögen und 100 Dienern.

Sima Xiangru hat eine Schwäche für den Überfluss. Doch zugleich ist er ein treuer Konfuzianer. Er kennt, wie die Staatsideologie es vorschreibt, den Wert von Mäßigung und Bescheidenheit. Er weiß, dass die Literatur den Menschen bessern soll. Konfuzius, heißt es, hat alle Lieder verworfen, die nicht der moralischen Erziehung dienten. Ein Dilemma: Sima Xiangru, der Schmeichler, muss auch noch zum Mahner werden, der Schlemmer zum Sittenwächter.

Ein gefeierter Dichter, ein gescheiterter Lehrer

Doch wie erzieht man einen Kaiser? Die großartigen Übertreibungen des *fu*, hofft der Dichter, könnten dem Kaiser dessen Exzesse vor Augen führen. So zieht er alle Register. Er überhöht den kaiserlichen Jagdpark, bestückt ihn mit „Drachen" und „grenzenlosen" Wassermassen; mit Lustschlössern, die ganze Täler füllen, Wandelgängen, die an einem Tag nicht bewältigt werden können, und Terrassen, welche die Berge überragen.

Selbst stumme Tiere lässt er in seine maßlosen Hymnen mit einstimmen: „Fische und Schildkröten äußern lärmend ihre Freude, die ganze Natur zeigt größten Überfluss." Und ganz zum Schluss würzt er seine opulenten Soufflés mit einer zarten Prise Moral: Wenn der Kaiser vor lauter Hasen und Fasanen die Staatsgeschäfte vernachlässige – sei das wirklich „der Weg, den der Edle einschlägt"?

Kaiser Wudi aber macht die üppige Beschreibung seines Reichtums nur Lust auf mehr. Nicht nur mächtig will er sein, sondern ewig. Er umgibt sich mit Magiern und Alchimisten, die sein Dasein verlängern sollen. Er schickt eine Expedition ins Ostmeer, mit dem Auftrag, die Inseln des Ewigen Lebens zu finden. Sima Xiangru reagiert.

Er schreibt das „*Fu* über den Großen Mann", in dem ein Übermensch durch den Himmel schweift („Besorgt über die drückenden Grenzen der profanen Welt / wandert er in die Ferne, leicht sich erhebend"), die Nahrung der Unsterblichen kostet (Nachttau, Morgennebel, Jaspisblumen) – und das Elend eines Lebens ohne Tod erkennt: „Zehntausend Generationen zu überdauern ist kein Grund zur Freude."

Die Lektion ist ein Fehlschlag. Als der Kaiser das Werk hört, fühlt er sich vielmehr „leicht und luftig, als ob er auf Wolken ritte". Zum Dank schenkt er dem Dichter vier Bahnen kostbarer Seide. Es ist zum Verzweifeln: Zu schön sind Simas Worte, um lehrreich zu sein.

Sima lässt sich seine Enttäuschung nicht anmerken. Er dient seinem Kaiser, begleitet ihn bei Jagden und Ausflügen, leiht ihm als Gesandter seine Stimme. Doch immer häufiger stellt er sich krank, um sich den Pflichten des Hofs zu entziehen. Schließlich zieht er sich zurück und stirbt: ein gefeierter Dichter, ein gescheiterter Lehrer.

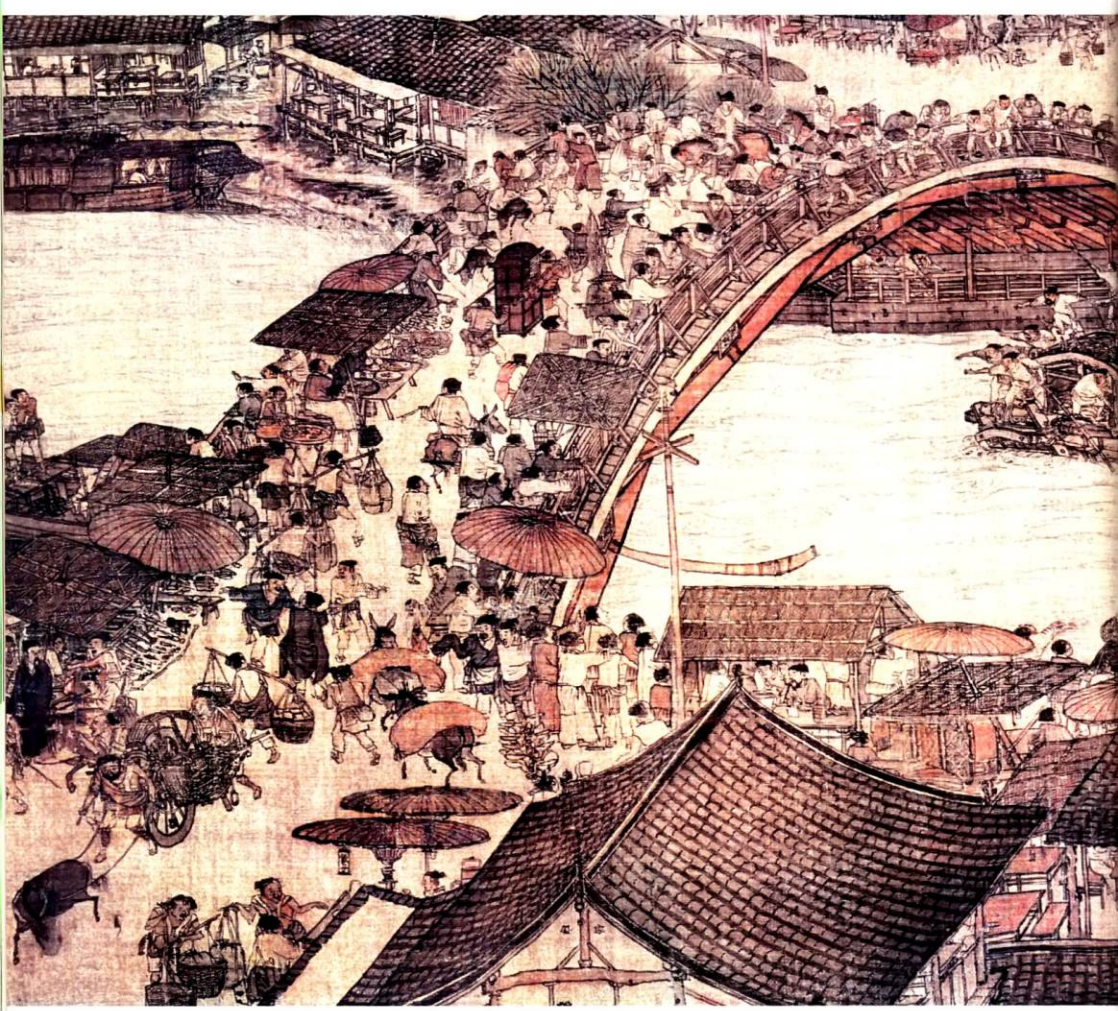
In späterer Zeit verliert das *fu* an Bedeutung gegenüber anderen Gedichtformen. Zwar gibt es im 18. Jahrhundert Versuche, das *fu* wiederzubeleben, aber nie mehr erlangt die Rhapsodie jene Bedeutung, die sie zur Zeit des Sima Xiangru hatte.

Der hat so gut wie keines seiner Gedichte aufbewahrt, beteuert Simas Witwe. Ein Gesandter des Kaisers findet nur noch ein einziges Manuskript in seinem Haus: eine Abhandlung über die kaiserlichen Opfer.

„Wer sich erhebt", steht darin, „sollte an den Abstieg denken."

Vom Kaiser bis zum Gelehrten – wer etwas auf sich hält in der Elite, der dichtet: Porträt eines Poeten, 11. Jh.

In der größten Stadt der Welt



Gegen 1120 porträtiert der Hofmaler Zhang Zeduan auf seinem mehr als fünf Meter langen Rollbild »Am Frühlingsfest men) das Leben in Kaifeng. Hier klappt ein Ausflugsschiff auf dem Bian-Kanal gerade den Mast

Die ideale Stadt ist quadratisch angelegt, sagen die Weisen. Doch Kaifeng wuchert zur Zeit der Song-Dynastie weit über seine Mauern hinaus. Mehr als eine Million Menschen drängen sich in der Kapitale, unter ihnen Minister und Kaufleute, Salzhändler und Wahrsager. Für Geld ist hier alles zu haben, was Welthandel und Erfindergeist China bescheren

den Fluss hinauffahren« (aus dem auch die Szenen auf den folgenden Seiten stammen), bevor es die »Regenbogenbrücke« passiert – 3,8 Kilometer vor der Stadtmauer

VON CAY RADEMACHER

Dutzende von Bohrtürmen aus Bambus stehen im hügeligen Land von Sichuan. Die Luft ist dunstig und riecht ungesund, überall lodern Flammen. Hunderte Männer schuften zwischen den Feuern und den fragil aussehenden Bambuskonstruktionen, die halbnackten Körper schweißnass in der subtropischen Hitze. Sie holen Schätze aus dem Boden: Salz und Erdgas.

In den Türmen hängen Bohrer aus Gusseisen an reißfesten Bambusstreifenkabeln – nur wenige Kilogramm schwere angespitzte Zylinder, die das Gestein punktieren sollen, sowie 150 Kilogramm schwere Bohrhämmer, die den felsigen Untergrund zertrümmern. Jeder Turm steht über einem Bohrloch, das höchstens 20 Zentimeter durchmisst und mit Bambusrohren gegen nachdringendes Wasser ausgekleidet ist. An jedem Turm steigen immer wieder vier bis sechs Arbeiter auf eine hölzerne Wippe, heben damit den Bohrer rund 50 Zentimeter an, springen wieder und wieder hinunter – und der Bohrer saust hinab, um einen Splitter aus dem Felsen zu schlagen. Stunde für Stunde, Tag für Tag, Woche für Woche.

Ab und zu ziehen die Männer den Bohrer heraus und führen schmale, mit Lederdichtungen aneinandergebundene Bambusrohre in das Loch ein. Vorsichtig kippen sie etwas Wasser hinein, das sich mit den Steintrümmern vermischt. Die Brühe wird mit Hilfe einer Kolbenpumpe abgesaugt, dann senkt sich wieder der Bohrer. 30 Zentimeter schaffen die Arbeiter normalerweise am Tag. Manche Löcher sind 1500 Meter tief.

Irgendwann stoßen die Männer auf Sole – eine salzhaltige Wasserschicht. Jetzt, endlich, pumpen sie keinen Abraum mehr nach oben, sondern Reichtum. Über Bambus-Pipelines wird die Lauge auf gusseiserne Pfannen neben den Bohrtürmen geleitet. Unter den Pfannen brennen halbmeterhohe Flammen. Arbeiter rühren die siedende Lauge, bis sie verdunstet ist und das kostbare Salz in den Pfannen klebt.

Auch die Nahrung für das Feuer kommt aus der Erde. Aus anderen Bohr-

löchern, den „Feuerbrunnen", drückt Methan nach oben. Darüber stehen hölzerne, mit komplizierten Belüftungsrohren und Ventilen ausgestattete Kammern, in denen sich das Gas sammelt und sich so weit mit Luft vermischt, dass es zwar brennen, aber nicht mehr so leicht explodieren kann. Dann wird es über Bambus-Leitungen unter die Pfannen geleitet. Andere Pipelines führen in das nächste Dorf, wo die Menschen im Schein von Gasflammen auf gasbefeuerten Kochstellen ihr Mahl bereiten.

Tag für Tag wird das Salz von Sichuan auf Lastkähne geladen, die über Flüsse und Kanäle nach Norden zum Zentrum der Welt gefahren werden – nach Kaifeng am Gelben Fluß, wo der Sohn des Himmels residiert.

Es ist das zweite Jahr der Regierungsdevise *Xuanhe* des Kaisers Huizong – ein Jahr, das 8500 Kilometer weiter westlich, in einer Zivilisation, die noch Jahrhunderte von Bohrtürmen und Erdgasfeuern entfernt ist, mit Anno Domini 1120 datiert wird.

DAS REICH DER MITTE ist das Reich der Paradoxe. Die glorreiche Zeit der Tang-Kaiser, mächtiger Herrscher, die Heere bis tief nach Zentralasien führten, ist vor zwei Jahrhunderten in Hungersnöten, Wirtschaftskrisen und Wirren untergegangen.

Nach jahrzehntelangen Kriegen, in denen Militärgouverneure, entlaufene Hausdiener und Räuber mit ihren Armeen um die Macht kämpften, hat der ehemalige Palastkommandant Zhao Kuangyin – postum Kaiser Taizu genannt – im Jahr 960 die Song-Dynastie gegründet. Seither vereinigt China Macht und Ohnmacht, Reichtum und Armut, Fortschritt und Dekadenz.

Kaiser Taizu, der erfolgreiche Putschist, fürchtet die Macht der Armee. Also setzen er und die folgenden Herrscher der Song-Dynastie alles daran, China zu einem zivilen Staat zu machen: Verwaltungsbeamte genießen nunmehr das höchste Prestige, Heerführer ein geringeres. Und nicht mehr Millionen zwangsrekrutierte Bauern werden in den Kampf geschickt, sondern angeworbene Söldner.

Aber Söldner sind teuer und wenig zuverlässig: China ist unter den Song nur etwa 2,9 Millionen Quadratkilometer groß – gerade mal ein Drittel dessen, was die Tang einst beherrschten. Und im Norden und im Westen haben Steppenvölker – Mongolen, Tanguten, Dschurdschen – eigene Reiche gegründet, die China demütigen. Allein dem nördlichen Steppenreich Liao muss der Kaiser alljährlich 270 000 Schnüre mit je 1000 Kupfermünzen und 200 000 Ballen Seide als Tribut abliefern, um an dieser Grenze Frieden zu haben.

200 000 armbreite Ballen hintereinander ausgelegt – das sind 2400 Kilometer Seide. Doch die Song nehmen allein an Steuern drei Millionen Ballen jährlich ein – rund 36 000 Kilometer. Denn China ist das Paradies der Händler und Erfinder, der Tüftler und Techniker, ein riesiges Experimentierfeld für neue Ideen und Konzepte.

Nach den vorangegangenen Wirren und Gebietsverlusten herrscht Taizu über rund 60 Millionen Untertanen. 150 Jahre später werden es 80 sein, vielleicht gar schon 100 Millionen. Niemals zuvor haben sich so viele Menschen in Riesenstädte gedrängt, niemals zuvor sind so viele Chinesen so reich gewesen wie um 1120.

Aber vielleicht war auch niemals zuvor das Fundament des Reichtums so trügerisch. Denn im isolierten, von mächtigen Nachbarn bedrohten chinesischen Kernreich, in dem sich immer mehr Menschen drängen, muss die Gesellschaft organisiert sein wie eine reibungslos funktionierende, hoch komplizierte Maschine. Eine Dürre, eine Überflutung – und schon sind Millionen Menschen vom Hunger bedroht. Ein einziger Kanal verschlammt, und die Steuern gelangen nicht mehr in die Hauptstadt Kaifeng – weder Seidenballen noch die großen Bündel mit Tee, die Kupfermünzen, das Silber. Und auch nicht das Salz aus Sichuan.

DAS SALZ LIEGT auf großen, flachen, bis zu 70 Tonnen tragenden Kähnen, die über den Großen Kanal langsam nach Norden zur Hauptstadt gestakt und gesegelt werden. Andere Boote passieren die Frachter oder liegen in den Schleusen neben ihnen: Lastboote, die mit Reis und Tee, mit Seide und Lackdosen, mit Silber und Papier beladen sind. Hochbordige Passagierschiffe, auf denen neugierige Reisende die Bambusrollos ihrer Kabinenfenster hochgezogen haben, um nach draußen zu blicken, während in die Schleuse langsam das Wasser rauscht

Rekonstruktion eines so genannten Odometer-Karrens, wie er um das Jahr 1100 im Gebrauch war: Ein Zahnradgetriebe lässt die Puppen jedesmal die Trommel schlagen, sobald ein li (rund 500 Meter) zurückgelegt ist

Eine Kamelkarawane zieht vor einem »Erstklassigen Weinhaus« zum Stadttor hinaus. Insgesamt soll es in Kaifeng 72 dieser Etablissements geben, von denen manche mehr als 100 Räume haben. Dort kann man nicht nur trinken, sondern auch speisen und sich sexuell vergnügen. Manche Gäste verbringen hier ganze Tage

und die großen Schiffe scheinbar schwerelos angehoben werden.

Seit ein hoher Beamter im Jahr 984 die erste Schleuse in den West-Fluss hat setzen lassen, damit die Kähne nicht mehr mühsam von Hunderten von Arbeitern mit Seilen und Rollen über Stromschnellen gezogen werden müssen, haben die Kaiser das Tausende Kilometer lange Kanalnetz überall mit Schleusen ausbauen lassen, die es noch nirgendwo sonst auf der Welt gibt.

Vergnügungsboote mit Hochzeitsgesellschaften pflügen durch das Wasser. Sie werden von Männern angetrieben, die über große Kurbeln oder Tretmühlen Schaufelräder bewegen. Wo Fischen möglich ist, haben die feiernden Passagiere Angeln ausgeworfen, deren Schnüre von Drachen vom Schiff weg über das Wasser getragen werden, damit der Schatten des Bootsrumpfes beißwillige Fische nicht verschreckt.

Die Salzkähne biegen auf ihrer Reise nach Kaifeng vom Großen Kanal in den Bian-Kanal ein. Allmählich wird der Verkehr dichter, und schließlich drängen sich Schiffe und Kähne zu Hunderten auf dem Wasser.

Eine Straße aus gestampfter Erde begleitet den Wasserweg – und auch darauf herrscht Gedränge. Auf manchen der großen, von Ochsen gezogenen Holzwagen stehen Figuren, die über Zahnradgetriebe mit der Achse verbunden sind: Es sind zum einen Männer aus Holz, die mit ausgestrecktem Arm stets nach Süden weisen, gleichgültig, in welche Richtung der Wagen gerade fährt, zum anderen große mechanische Puppen, die nach jedem *li* (rund 500 Meter) auf die Trommel schlagen.

Diese Gefährte sind keineswegs Spielzeuge – dank dieser Richtungsanzeiger und der Entfernungstrommler haben Händler selbst in den weiten Ebenen Innerasiens Kurs halten können.

Irgendwann, nur noch 3,8 Kilometer vor den Mauern Kaifengs, gleitet der Salzkahn unter der „Regenbogenbrücke" durch – einer freitragenden Bogenbrücke, die den Kanal „wie ein Regenbogen" hoch überspannt. Der Kapitän muss nur den Mast seines Frachters umlegen, um sie passieren zu können.

Kurz vor der Stadtmauer ist die Reise zu Ende: Hier ruht die „Speicherbrücke des Vollendeten Einklangs" auf eng stehenden Pfeilern im Kanal. Der große Kahn wird an die Uferkais manövriert und entladen. Auf den letzten Metern

müssen die Schätze des Reiches mit Menschenkraft in die Hauptstadt gebracht werden.

KAIFENG IST EIN Moloch, geduckt hinter Mauern und unter Dächern, zerfasert in einem Chaos, das einer Residenz des Himmelssohnes unwürdig ist. Eine Stadt, die über die Ufer getreten ist wie der Gelbe Fluss. Heimat für eine Million, vielleicht auch zwei Millionen Menschen – mindestens 20-mal so viele, wie zu dieser Zeit in Paris leben.

Der Salzkahn legt in einem der Außenbezirke an. Kulis schleppen Salzsäcke in große Lagerhäuser am Kanalufer. Aus anderen Frachtschiffen entladen sie Holzbalken für den Hausbau, Ziegel, Zucker, Eisen und tausend andere alltägliche Dinge. Aber auch Elfenbein, Schwefel, Gold, Quecksilber, Seidenbrokat und farbiges Papier. Es duftet nach Tee, Orangen und Reiswein aus Suzhou, der „Magnolienhalle" oder „Weiße Wolkenquelle" heißt.

Wer von den Matrosen Hunger hat, kehrt bei einer Garküche ein, wo auf groben Holzbänken und -tischen unter freiem Himmel Suppen und Nudelgerichte angeboten werden. Am Ufer bieten fliegende Händler eiserne Messer und Scheren an.

Die auf den Passagierschiffen eingetroffenen Reisenden erwartet größerer Luxus: Zwischen den Lagerhäusern und den Verkaufsständen und Werkstätten der Wagner und Seiler mit bunt bemalten, gerüstartigen „Willkommenstoren" und grellbunten Fahnen finden sich „Erstklassige Weinhäuser". In diesen zwei- oder dreistöckigen Gaststätten wird gutes Essen aufgetragen, das Menü zu 100 bis 5000 Münzen. Dazu reichen die Kellner warmen Reiswein. Wer will, kann sich in „Nonnenkloster-Weinhäusern" ein Mädchen für ein paar Stunden kaufen. So manches dieser Etablissements hat mehr als 100 Räume.

Nach ein paar Stunden ist der Kahn entladen. 70 Tonnen Salz – das reicht für die Bewohner der Hauptstadt nicht einmal 14 Tage.

Kaifeng ist mehr als 1000 Jahre alt, doch erst 918, als die Stadt nach dem Ende der Tang-Dynastie zur kaiserlichen Residenz gemacht wurde, ist aus dem Provinzort fast über Nacht eine Metropole geworden. Mit den Herrschern sind deren Frauen und Konkubinen gekommen, die Eunuchen, die Palastgarde und die Astronomen. In der Stadt amtiert auch der Kanzler mit den Ministern, arbeiten mindestens 20 Prozent der etwa 12 000 Beamten des Reiches.

An einer belebten Kreuzung in Kaifeng begegnen sich Angehörige aller Schichten: Lastenträger und Bauern mit ihren Karren, Händler und Kaufleute, kahlrasierte buddhistische Mönche, Frauen mit Kindern

Hier organisieren sich die Kaufleute zu Gilden, so die Reis-, die Fisch-, die Schweine-, die Schmuck- und Antiquitätenhändler. Hier bilden die Handwerker Zünfte: Jadeschleifer, Kammmacher, Goldschmiede, Papieraufzieher, Klebstoffkocher, Lackmeister, Scharniermacher. Hierher kommt, wer Talent hat – Gelehrte, die auf eine Karriere in der kaiserlichen Akademie hoffen, Dekorationsmaler, Jongleure, Geschichtenerzähler, Landschaftsmaler, Bogenschützen, Dialekt-Imitatoren, Köche, professionelle Schachspieler.

Und wer nicht mehr besitzt als seinen Willen, sich irgendwie durchzuschlagen, der brennt Ziegel in den großen Manufakturen oder rührt die Glasuren für Dachziegel an. Der schleppt Sänften oder eilt als Bote durch die Gassen, putzt in den Weinhäusern den Boden oder bietet dort seinen Körper an.

Bereits um das Jahr 920 waren die Viertel der Altstadt – des von einer alten Mauer eingeschlossenen Siedlungsquadrates rund um den Kaiserpalast – hoffnungslos überfüllt. 955 wurde eine 28 Kilometer lange äußere Stadtmauer errichtet und damit das Stadtgebiet ums Mehrfache vergrößert. Doch längst wachsen die Außenviertel nach allen Seiten weit in die Ebene hinaus.

Die Erde, glauben die Weisen, wird durch ein Quadrat symbolisiert, weshalb eine ideale Stadt jenen streng an den Himmelsrichtungen orientierten Grundriss aufweisen sollte. Tatsächlich haben die Herrscher öfter versucht, Kaifeng in eine solche Form zu zwingen: Beide Stadtmauern, die alte wie die neue, umgeben es fast quadratisch und ausgerichtet nach Nord-Süd und West-Ost.

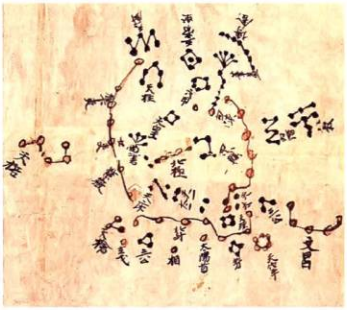
Doch längst hat es der Kaiser aufgegeben, die ständig neue Einwohner einsaugende Stadt zu bändigen: Kaifeng ist nun ein Chaos aus eingeschossigen Holzhäusern mit geschwungenen Ziegeldächern, aus dem die drei mächtigen Mauern von Neustadt, Altstadt und Kaiserpalast aufragen. Ein Chaos, das darüber hinaus noch von dem künstlich aufgeschütteten Hügel des kaiserlichen Parks, von 72 hochgebauten Weinhäusern und einigen Pagoden überragt wird.

Die Stadt ist ein 4900 Hektar großer Siedlungsbrei, in dem in manchen Vierteln die Bevölkerungsdichte auf 51 Menschen pro 1000 Quadratmeter angewachsen ist (in Berlin werden es, fast 1000 Jahre später, im Durchschnitt nicht einmal vier Personen sein). Die Riesenstadt ist reich, verwirrend, laut – und so schlecht zu verteidigen wie kaum eine andere Metropole in Chinas Geschichte. Eine Residenz, die im Frieden planlos wuchert und im Krieg verloren wäre.

Männer schleppen die Salzsäcke an Tragstangen oder mit Schubkarren ins Zentrum der Metropole. Haben sie die Vororte endlich passiert, ragt vor ihnen die Stadtmauer auf: ein weißgetünchter Wall, gut 12 Meter hoch und 18 Meter mächtig. Eine Brücke führt über den fast 77 Meter breiten Wassergraben zu einem der zwölf zinnoberrot gestrichenen Tore, die mit prachtvoll geschwungenen Dächern bekrönt sind. Zwölf Tore führen aus den vier Himmelsrichtungen nach Kaifeng – für jeden Monat eines. Das, immerhin, entspricht noch der himmlischen Ordnung.

Die Eingänge in die Stadt tragen Namen, welche die Kaiser einst selber ausgewählt haben. Die Salzträger passieren das „Tor des zinnoberroten Vogels" und tauchen in das Gewirr der Gassen ein. Platz, Platz, Platz! Raum ist Luxus in Kaifeng, niemand kann es sich leisten, auch nur eine Handbreit davon herzugeben.

Auf der Straße der Pferdehändlergilde, auf der Großen Straße des Westens, auf der Straße zum Baokang-Tor drängen sich menschliche und tierische Leiber. Selbst die Häuser quetschen sich an die Straße – flache, bunt bemalte Wohngebäude, Kaufmannsläden, Werkstätten, Manufakturen für Seide, Ziegelbrennereien, buddhistische Klöster, das Armenkrankenhaus „Friedvolles Heil", alles ungeordnet durcheinander.



Ausschnitt einer Sternenkarte (um 940), die unter anderem den Großen Bären (unten) zeigt. Schon im 4. Jh. v. Chr. entwarfen chinesische Astronomen Karten, die bis zu 1464 Sterne wiedergaben

Keinen Platz verschenken! Die Pforten und Türen und Tore öffnen sich ohne Vorgärten, ohne eine einzige Stufe direkt auf die Gassen. Kein Platz! Kaufleute ohne Laden und Marktstand bieten ihre Waren direkt auf dem Pflaster an. Etwa Rohrzucker, löffelweise aus irdenen Krügen geschöpft, eine teure Delikatesse. Oder Zündhölzer: Kiefernholzspäne mit Schwefelköpfen. Für Durstige wird Tee verkauft, die Schale für eine Kupfermünze – oder *ju*, ein starkes Bier aus Reis oder Getreide.

Die Bauern und Tagelöhner tragen grobe Mäntel und Hosen und dazu Schuhe aus Bast. Im Gewühl der gedeckten Farben sticht nur die Kleidung der Beamten hervor, die als Zeichen ihres Standes das „Graduiertengewand" tragen: eine bis zum Knie reichende Jacke aus farbiger Seide, mit Ärmeln, so weit geschnitten, dass sie die Hände vollständig verdecken. Nur Männer, welche die strenge Beamtenprüfung bestanden haben, dürfen es anlegen.

Dazu tragen sie Seidenhosen, Seidenschuhe und eine 20 Zentimeter hohe, zylinderförmige Kappe aus Seidengaze, die mit schwarzem Lack hart und regenfest gemacht und mit Bambusstäbchen versteift worden ist. Vor Sonne und Regen schützen die Beamten und alle Wohlhabenden sich mit faltbaren Schirmen aus farbigem, eingeöltem Papier, gefertigt aus den Fasern des Maulbeerbaumes.

Die Geldbörsen – Seidenbeutel in Form eines Silberbarrens – der hohen Beamten sind meist gut gefüllt. 200 000 Münzen verdient ein Minister pro Monat mindestens, dazu kommen Seidenballen, Wein und anderes. Noch ein Kreismagistrat bringt es auf 20 000 Münzen. Die frisch Graduierten, die jungen Beamten des niedrigsten Ranges 9b, erhalten oft nichts vom Kaiser. Doch da sie bereits – als Schreiber, als Hilfsrichter, als Archivare – Herren über Steuerlisten und staatliche Speicher, über Gerichtsverfahren und Aufkaufpreise sind, stecken ihnen Händler und wohlhabende Bauern stets etwas zu.

Die Salzträger passieren eine zweite, niedrigere Mauer und sind nun in der Altstadt. Wie eine Burg ragt die Mauer des Kaiserpalastes aus dem Dächermeer. Unweit davon erhebt sich jener Bau, in dem die gelehrten Kandidaten aus der Provinz für die höchsten Beamtenprüfungen lernen: die „Halle, von einem kreisförmigen Wassergraben umringt", vom amtierenden Kaiser Huizong persönlich im Stil der alten, längst versunkenen Dynastien errichtet. Nicht weit davon entfernt steht die „Halle des Lichts", auch sie ein Werk des feingeistigen Herrschers, ein Heiligtum zu Ehren des Himmels und prunkvoller Rahmen für große Staatszeremonien.

Die Salzträger schleppen ihre Last über die Straße der Rinderhändler-Gilde, dann passieren sie südöstlich des Kaiserpalastes, schon beinahe im Schatten der Mauern, die Läden der Ingwer-Gilde und der Gilde der Seidengazekaufleute. Hier stehen die Verkaufsbuden so eng beieinander, dass die Träger nur noch im Zickzack vorankommen. Dann biegen sie nach rechts ein in die Straße von Bans Turm, in der nur einkauft, wem der Himmel Glück und Reichtum geschenkt hat. Habichthändler präsentieren hier ihre Raubvögel, Geschäfte bieten Perlen und Seide an, duftende Kräuter, Gold- und Silberschmuck.

Dann endlich dürfen die Träger ihr Salz absetzen, denn sie haben das wahre Zentrum Kaifengs erreicht, den Mittelpunkt der Hauptstadt: Bans Turm.

Bans Turm ist vielleicht das größte, ganz sicher aber das berühmteste Weinhaus der Hauptstadt. Ein Tempel des Kommerzes, ein Palast der Zerstreuungen. Vor dem mächtigen Holzgebäude und dessen auffälligem Willkommenstor findet täglich ein riesiger Markt statt – ein emsiges, jeden Tag aufs neue perfekt organisiertes Spektakel eines Lebens in Luxus und Verschwendung.

Bereits nachts um drei öffnen die Marktstände für die Händler, die im Licht unzähliger Öllampen ihre Waren auslegen. Seidenkleider, Meisterwerke der Kalligraphie und der Rollenmalerei, Schmuck, Jade, Rhinozeroshorn. Zwei Stunden später hat frisches Fleisch das Geschmeide verdrängt: Schlachter bieten Schafsköpfe und Mägen feil, Lungen, rote und weiße Nieren, Euter, Kaldaunen, Hasen, Tauben, Wild, Krebse und Muscheln. Jetzt ist auch die Zeit für die Salzhändler gekommen, jene weißen Kristalle anzubieten, die aus dem Boden Sichuans gewonnen worden sind.

Ein paar Stunden später wird Bans Turm zur Messe der Handwerker und Spezialisten. Auf den Ständen liegen dann Messer und Scheren, schärfer als irgendein anderes Werkzeug auf der Welt. Denn seit rund 1500 Jahren schmelzen Chinas Manufakturen bereits „rohes Ei-

Bereits seit dem 11. Jahrhundert – 500 Jahre vor Gutenberg – werden in China Bücher mit beweglichen Lettern gesetzt und gedruckt

Straßenszene in Kaifeng: An einem Imbiss hört eine Gruppe gebannt dem professionellen Geschichtenerzähler zu. Davor sind Handwerker, Sänften- und Lastenträger zu sehen

sen" (Gusseisen), „reifes Eisen" (Schmiedeeisen) und „großes Eisen" (Stahl).

Größer als irgendwo sonst in der Welt ist die Erfahrung der Chinesen im Metallhandwerk. Sie fertigen aus Eisen nicht nur alltägliche Dinge wie Messer und Scheren, sondern auch Spielzeuge und Waffen. Vor allem aber: Sie verstehen sich auf den Metallbau. So mancher Kanal im Reich wird von schmiedeeisernen Brücken überspannt. Und in Luoning in der Provinz Shandong ist vor 15 Jahren gar eine 26 Meter hohe Pagode mit acht Geschossen errichtet worden, von denen jedes am Stück aus Eisen gegossen worden ist.

Wer seinen Kindern oder sich selbst eine Freude machen will, kauft eine „Falkenlaute" – einen Drachen mit sieben dünnen Bambussaiten an der Unterseite. Zieht man ihn an der Schnur in den Himmel, dann segelt er mit einem melodischen Klang durch die Luft.

Oder vielleicht lieber eine „Bambuslibelle"? Das ist eine mit einer Kordel umwickelte kleine Holzachse, an der ein Rotor aus Federn befestigt ist. Zieht man die Kordel schnell ab, steigt der Minihubschrauber rotierend bis zu acht Meter hoch. Ein Spielzeug, das Chinas Kinder schon seit sieben Jahrhunderten lieben.

Andere kaufen nützlichere Dinge – aus Blättern gewickelte Nester mit lebenden Weberameisen zum Beispiel. Händler haben sie an Bäumen abgepflückt oder Tausende der Tiere in mit Fett gefüllte Schafsblasen gelockt. Wer in seinem Garten oder auf seinem ländlichen Besitz Mandarinorangenbäume pflanzt, der braucht diese Tiere. Denn die Weberameisen machen sich über Heuschrecken, schwarze Ameisen und andere Insekten her, welche die Früchte bedrohen. Also setzen Plantagenbesitzer Ameisennester in die Bäume und spannen dünne Bambusseile zwischen die Wipfel, damit die Jäger darauf schneller von Baum zu Baum gelangen können.

Um die Mittagszeit – in Bans Turm speisen nun die Gäste – dreht sich das Kommerzballett auf dem Platz vor dem Weinhaus weiter. Während die Handwerker in die einfachen Gaststuben und Nudelküchen strömen, legen draußen wieder andere Händler Schätze für den verwöhnten Gaumen aus: Blütenhonig, Klöße aus Datteln, duftend kandierte Früchte, mit Honig überzogene Teigfigürchen.

Reis ist zu kleinen Bällchen geformt – das gewöhnlichste Nahrungsmittel Chi-

nas und doch ein meisterhaftes Produkt nicht erst bei seiner Präsentation auf dem Markt. Denn Reis wird auch auf „schwimmenden Feldern" geerntet: von Holzflößen auf Seen, die mit Schlamm, Erde und den Wurzeln der Wasserpflanze Zizania bedeckt werden. Auf diesen immerfeuchten, an den Ufern festgebundenen Kunstinseln gedeiht der Reis. Manche der „schwimmenden Felder" sind über 4500 Quadratmeter groß und bieten neben der Anbaufläche noch Platz für die Häuser von 40 Familien, für kleine Schreine und Schenken.

Tee ist seit 1200 Jahren in China beliebt – doch lange wurden Teeblätter zusammen mit Reis in gesalztem Wasser gekocht. Erst unter den Kaisern der Song-Dynastie wird es Mode, pulverisierten Tee einfach aufzubrühen. Das ist aromatischer – und in Städten, wo das rohe Brunnenwasser oft zum Trinken zu schmutzig ist, wird Tee zum Getränk der Masse und zum Studienobjekt leidenschaftlicher Kenner.

Um das Jahr 1050 hat der Beamte Cai Xiang eine „Monographie über den Tee" geschrieben: eine Hymne an Duft, Geschmack, Farbe des Getränks. „Die Qualität des Tees aus Jian'an ist die beste unter dem Himmel", lautet ein Spruch. Genießer kaufen Sorten wie „Weißer Knospentee des doppelten Brunnens" oder den „Drachen-Phönix-Tee", 600 Gramm zu zwei *liang* (rund 75 Gramm) Gold.

In der Abenddämmerung, wenn auch die Feinkosthändler verschwunden sind, legen Schneider ihre Tücher und Seidenkragen aus, Holz- und Elfenbeinschnitzer bieten Kämme feil, daneben stapeln sich Hüte, Weidenkörbe, Schmuck.

Der Markt von Bans Turm ist der farbigste und vielleicht größte in Kaifeng – aber längst nicht der einzige. Obwohl doch Hunderte von Läden und Werkstätten alle Schätze des Reiches feilbieten.

offerieren 75 weitere allgemeine Märkte, 72 Märkte für Fisch, Fleisch und Gemüse sowie 74 Märkte für Gold- und Silberwaren der Bevölkerung mannigfaltigste Waren.

So viel wird im Reich angeboten, dass niemand über genug Münzgeld verfügt, um all das zu kaufen. In die Mitte jeder Kupfermünze ist ein kleines, viereckiges Loch gestanzt, so dass sie mit anderen auf eine Schnur gezogen werden kann. Bei Geldwechslern, die als vertrauenswürdig und zuverlässig gelten, können Münzen in Gold- und Silberbarren eingetauscht werden. Doch Münzen und Edelmetall sind schwer – wer die Schätze von Kaifeng damit kaufen wollte, der müsste zentnerweise Geld mit sich herumschleppen.

Schon um das Jahr 800 haben die Herrscher deshalb „fliegendes Geld" ausgegeben: papierene Kreditbescheinigungen der Staatsverwaltung, ausgestellt für Kaufleute, damit diese sie überall im Reich gegen Bargeld eintauschen können.

Doch erst die Song haben aus diesen Bescheinigungen echtes Papiergeld gemacht. Seit 1023 geben die Kaiser Scheine aus – Papierblätter, die mindestens dreifarbig bedruckt und bestempelt sind: mit schwarzen Ziffern und Zeichen, einem zinnoberroten Kreissymbol und alles auf einem indigoblauen Untergrund.

Später verwenden die kaiserlichen Drucker Druckstöcke für sechs Farben und verzieren die Noten mit komplizierten abstrakten Mustern sowie Darstellungen von Stadttoren. Zu dem Papier aus Maulbeerbaumrinde wird Seide hinzugegeben, zudem ist jede Geldnote datiert und nur drei Jahre lang gültig – sämtlich Maßnahmen, um es Geldfälschern (denen die Todesstrafe droht) so schwer wie möglich zu machen.

Doch nicht kriminelles Talent bedroht die Finanzen des Reiches – sondern der Kaiser. Unter Huizong drucken die Notenpressen nach und nach Scheine im Gegenwert von 70 Millionen Schnüren à 1000 Kupfermünzen. Ein gigantisches Kapital, das durch keine Edelmetallreserven gedeckt wird. Die Folge: Inflation.

Ständig steigen die Preise. Es wird immer unpraktischer, mit Münzen zu zahlen, weshalb der Bedarf an Geldscheinen wächst. Was dazu führt, dass immer mehr davon gedruckt werden – und die Spirale der Teuerungen sich weiter dreht.

So ist Kaifeng nicht nur die Stadt auf der Welt mit der größten Bevölkerung, sondern auch mit der höchsten Geldentwertung: der Geburtsort der Hyperinflation. Die Geldentwertung trifft die Handwerker und Tagelöhner, die für ihre Leistungen bar bezahlt werden, härter als die Reichen, deren Schätze wertstabil sind. Schätze wie die schimmernd weiße oder schwarze Cizhou-Keramikteller aus der Familienmanufaktur Zhang in Guxiang oder Seidenschuhe aus Suzhou oder dunkle, glasierte Teeschalen aus Jizhou, in die vor dem Brand Blätter oder Scherenschnitte so in die Glasur gelegt werden, dass schwarze Muster die Keramik zieren.

Doch der größte Luxus in Kaifeng ist Platz.

Geomanten haben die Grundstücke der Reichen nach den Regeln des *fengshui* mit einem Kompass ausgemessen – einer quadratischen Bronzeplatte, welche Erde und Himmel symbolisiert, und einem beweglichen Löffel aus Magneteisen, der stets nach Süden weist –, damit sie Harmonie und Glück garantieren. Eins zu fünf soll das Verhältnis von Haus zu Garten betragen.

In viele Gärten haben die Grundbesitzer für viel Geld Felsbrocken transportieren lassen: mächtige Findlinge, deren Form berühmten Berggipfeln gleichen, auf denen daoistische Unsterbliche leben sollen. Künstliche Hügel und Wasserfälle, Bambushaine, Kirsch- und Orangenbäume, Bänke und kleine, halboffene Pavillons gliedern diese miniaturisierten Ideallandschaften. In Teichen schwimmen unter Lotusblüten träge Goldfische, Symbole des Reichtums. In großen Töpfen blühen Jasmin, Orchideen, Schilfgräser und Hibiskus.

In den Häusern dagegen dominiert erlesene Spärlichkeit. Da Raum der größte Reichtum ist, wirken die Zimmer leer. Fast dezent ist der Luxus. Glasierte Fliesen mit eingelegten Silberarbeiten bedecken den Boden, Seidenbanner bekleiden die Wände, papierne Stellwände gliedern die Räume, Decken aus wärmendem, reißfestem Papier liegen auf den Betten. Der Besitz des Hausherrn

Mit jeweils drei Ochsen bespannen viele der Markthändler ihre Wagen. Oft kommen sie aus den weiten Ebenen Innerasiens und haben tagelange Reisen hinter sich. Hunderte kleinerer Geschäfte bieten in Kaifeng ihre Waren feil. Daneben sind 221 teils spezialisierte Märkte registriert – allein 74 für Gold- und Silberwaren

Buddhistische Texte wie dieser – Titel: »Abhandlung über die vollständige Wahrheit« – erreichen Auflagen von mehr als einer Million. Allein für eine Sammlung dieser Schriften – das »Dazangjing« – müssen mehr als 130000 Druckplatten geschnitten werden

verbirgt sich in schwarz oder rot lackierten Kisten.

Nur in einem neigen die Reichen zu neumodischem Prunk: Sie sitzen auf Holzstühlen und speisen an Tischen. Bastmatten auf dem Boden und niedrige Tischchen sind als Einrichtung so alt wie Chinas Zivilisation. Doch die Reichen haben, niemand weiß warum, in der Song-Zeit die Mode eingeführt, von erhöhten Möbeln zu essen.

Vielleicht war es die Vorliebe eines Kaisers, die dazu geführt hat, dass jener alte Brauch verworfen wurde. Denn Kaifengs Oberschicht imitiert den Herrscher auf dem Drachenthron, wo immer sie kann. Der Hof ist der Maßstab für Kultur und Lebensart. Nur wenige Kaiser in Chinas Geschichte strahlen in diesen Bereichen so viel Autorität aus wie Huizong. Der Himmelssohn ist selber ein Künstler, ebenso talentiert wie rücksichtslos.

Der Palast liegt im Nordwesten der Alten Stadt, ein ummauertes Rechteck aus Parks und Bauten wie der „Halle der großen Segnungen" und der „Halle der purpurnen Gemächer". Fast 48 Hektar ist die Residenz groß – nur ein Siebtel jener Fläche, auf der sich einst die Tang-Kaiser ihren Palast in ihrer Hauptstadt Chang'an errichten ließen.

Die kriegerischen Herrscher der alten Dynastie hätten Huizong wohl verachtet. Der 38-Jährige, der seit zwei Jahrzehnten auf dem Drachenthron sitzt, wollte zwar in seiner Jugend Reformen in Wirtschaft und Armee durchsetzen, ließ sich aber schon bald vom hinhaltenden Widerstand der konservativen Beamtenschaft entmutigen. Die Politik hat er danach seinem Kanzler, seinen Ministern und hohen Beamten überlassen.

Huizong lebt seither ganz für den Luxus. Er versucht sich als Dichter, doch größeren Ruhm gewinnt er als Meister der Malerei. Seine präzisen Zeichnungen von Vögeln und Blüten hätten ihm auch ohne die Kaiserwürde hohes Ansehen eingebracht. Viele Künstler imitieren seinen Stil, und manche seiner Werke werden die Jahrhunderte überdauern.

Darüber hinaus ist der Kaiser ein besessener Sammler. Er liebt die Schüsseln und Vasen der Gebrüder Zhang: Die feine Eisenglasur ihrer Keramiken bricht das Licht in lavendelfarbener, graugrüner oder jadefarbener Pracht.

Unter Huizongs Ägide publiziert der Hof den „Katalog zur Kalligraphie in der Kaiserlichen Sammlung aus der Regierungsära Xuanhe", den „Katalog zur Malerei in der Kaiserlichen Sammlung aus der Regierungsära Xuanhe" und den „Illustrierten Katalog aller Antiquitäten". In letzterem sind mehr als 800 antike Bronzegefäße verzeichnet und penibel nach Typ und Alter klassifiziert (mit einer Terminologie, die auch neun Jahrhunderte später noch verwendet werden wird.)

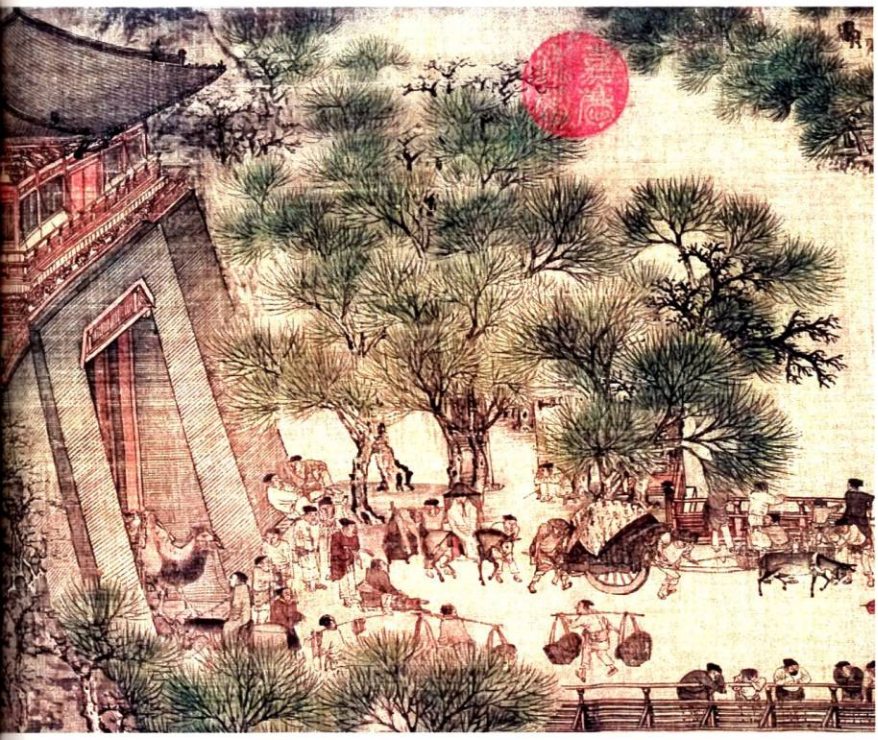
Meisterwerke der Schriftkunst, Bilder zeitgenössischer und verehrter alter Maler, antike bronzene Ritualgefäße und Inschriften, die zum Teil aus Gräbern der Han-Zeit ausgegraben worden sind: Huizong sammelt alles, was erlesen und teuer ist.

Die Kataloge werden von der Hofdruckerei publiziert. Seit 500 Jahren ist der Druck in China ein selbstverständliches Geschäft. Tischler verarbeiten große Platten aus dem Holz von Buchsbaum, Birne oder Jujube zu Druckstöcken, auf denen jeweils ganze Seiten von Spezialisten nach Vorlagen erfahrener Kalligraphen und Zeichner geschnitzt werden. Die fertigen Druckstöcke liegen einen Monat lang im Wasser, dann werden sie mit Pflanzenöl eingerieben und mit Gras poliert.

Einst publizierten Drucker Schriftrollen, die mehr als dreieinhalb Meter lang sein konnten. Doch seit gut 100 Jahren stellen sie auch mittels Fadenbindung Bücher her. Unter Aufsicht des Hofes sind die Klassiker des konfuzianischen, buddhistischen und daoistischen Kanons herausgekommen. Allein für eine Sammlung der wichtigsten buddhistischen Texte – das „Dazangjing" – sind mehr als 130000 Druckplatten geschnitzt worden.

Trotz des enormen Aufwands für das Schnitzen und die Lagerung der Druckplatten, der hohen Kosten für das schwere, strukturierte Papier aus Hanffasern und für die Tusche, trotz der Gehälter für Schreiber, Zeichner, Plattenschneider, Drucker und Buchbinder lohnt sich das Geschäft mit dem Buch auch für private Verleger. Berühmt sind die Familien Yan und Qian aus der südlichen Metropole Hangzhou, deren fein gearbeitete Druckplatten sogar von den Meistern signiert werden.

Der »südwärtsweisende Schöpflöffel«, ein erdmagnetischer Kompass, ist in China seit dem 4. Jh. v. Chr. gebräuchlich: Der Griff des Löffels aus Magneteisen, der sich auf einer Bronzeplatte dreht, zeigt stets nach Süden



In jede Himmelsrichtung führen drei wehrturmartige Tore durch die gut zwölf Meter hohe Stadtmauer. Gerade verlässt eine Kamelkarawane Kaifeng. Ihr Ziel ist die persische Landschaft Baktrien, das heutige Afghanistan

Denn nicht nur der Kaiser liest Bücher und lässt seine Sammlungen in Buchform katalogisieren, auch Tausende wohlhabender Männer zerstreuen sich mit poulären Erzählungen und Gedichten. Zehntausende von Beamtenanwärtern brüten über den gedruckten Texten des konfuzianischen Kanons, Hunderttausende von Gläubigen vertrauen auf die magische Macht buddhistischer *sutren*. Manche buddhistischen Texte erreichen eine Auflage von über einer Million Exemplaren.

Der Druck mit beweglichen Lettern gilt dagegen als technische Sackgasse. Ein Mann namens Bi Sheng, ein „gewöhnlicher Untertan", wie ein zeitgenössischer Chronist knapp mitteilt, hat bereits um 1045 bewegliche Lettern aus gebranntem Ton und „so dünn wie der Rand einer Münze" entwickelt, die mit einem wieder ablösbaren Klebstoff aus Harz, Wachs und Papierasche in Eisenrahmen fixiert werden.

Doch die chinesische Schrift besteht aus Tausenden von Zeichen – da ist es billiger, jeweils einen Druckstock für eine Textseite zu schnitzen, als Hunderttausende von Tonzeichen zu lagern und sie Zeile für Zeile, Seite für Seite neu zusammenzusetzen.

Der Ehrgeiz des Kaisers beschränkt sich aber nicht auf Bücher und Bilder, auf Kalligraphie und bronzene Gefäße. Huizong will die Natur selbst in ein Kunstwerk verwandeln.

Außerhalb des Palastes lässt er den „Nördlichen Gipfel" anlegen, einen daoistischen Idealgarten. Doch das Paradies aus bizarren Felsen, künstlichen Seen und anmutigen Pavillons ist mit dem Blut der Untertanen erkauft worden. Huizong, der sich in der Politik von seinen Beamten bevormunden lässt, ist in künstlerischen Dingen ein Tyrann.

Für die Anlage seines Gartenparadieses – eines länglichen Ovals von fünfeinhalb Kilometer Länge, mit künstlich errichteten Hügeln, die bis zu 138 Meter hoch sind – haben Tausende Frondienst leisten müssen, Felsen geschleppt, Erde aufgeschüttet, Kanäle gegraben und Bäume gepflanzt. „Trosse für Blumen und Stein" heißt des Kaisers Garten deshalb beim Volk.

Niemand aber wagt es, den Herrscher zu kritisieren oder gar gegen ihn zu rebellieren. Denn der Kaiser ist der Garant der kosmischen Ordnung. Jeder Untertan hat die moralische Pflicht, ihm zu

dienen. Und wie könnte man dem Sohn des Himmels besser dienen, als dadurch, dass man auf der Erde schuftet und seinen Blick zum Himmel wendet?

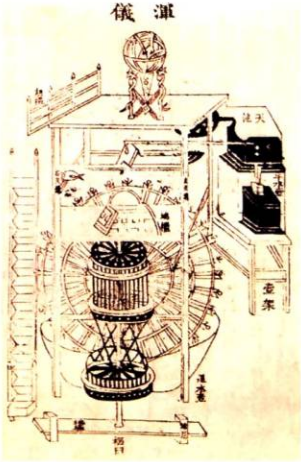
Chinesische Gelehrte haben schon immer zum Himmel aufgeschaut. Im Jahr 165 v. Chr. notieren sie erstmals, dass es Sonnenflecken gibt. Seit 28 v. Chr. werden die Himmelsbeobachtungen in die offiziellen Geschichtswerke aufgenommen – so genau, dass die Astronomen der Neuzeit für die Epoche vor dem Jahr 1500 die Bahnen von rund 40 Kometen nur anhand chinesischer Quellen berechnen können.

Aber erst für die kaiserlichen Sternkundigen von Kaifeng steht ein technisches Wunder bereit: die 1092 vollendete „Kosmische Maschine" von Su Song und Han Gonglian. In einem zwölf Meter hohen Turm tröpfelt Wasser auf ein drei Meter durchmessendes Schaufelrad, dessen Achse mit einer mechanischen Hemmung gekoppelt ist. Jede Viertelstunde knirscht die komplizierte Maschinerie, und das Wasserrad dreht sich um eine Schaufel weiter – es ist eine vom Wasser angetriebene mechanische Uhr, Gipfelpunkt einer rund 300-jährigen Entwicklung.

Eine Kette überträgt die ruckartigen, gleichförmigen Bewegungen des Uhrwerks auf einen Himmelsglobus in der Mitte des Turmes. Er zeigt dem Betrachter jederzeit an, welche Sterne gerade wo am nächtlichen Himmel stehen.

Ganz oben, geschützt von einer kleinen Halle und gehalten von bronzenen Fabelwesen, drehen sich die drei Ringe einer Armillarsphäre. Der äußerste Ring bewegt sich einmal am Tag um seine Achse, der mittlere zeigt Jahreszeit und Sternenkonstellationen an. Der innerste Ring hält ein Beobachtungsrohr. Die Astrologen des Kaisers können dieses Rohr auf die Sonne oder irgendeinen Stern ausrichten – und die Armillarsphäre, die durch ihre Bewegungen die Erddrehung kompensiert, hält das Rohr konstant auf dem einmal fixierten Himmelspunkt.

Für den Astrologen ist die „kosmische Maschine" ein geniales Hilfsmittel – für Laien ein gigantisches Puppenspiel: Denn das mächtige Uhrwerk im Innern treibt auch noch einen komplizierten



Modell der »Kosmischen Maschine« – einer mechanischen Turmuhr aus dem Jahre 1092. Ein Wasserrad, dessen Schaufeln sich alle Viertelstunde füllen, treibt sie an. Oben drehen sich die drei Ringe einer Armillarsphäre so, dass sie die Erddrehung kompensieren und es dadurch einem Astronom erlauben, sein Sehrohr auf ein und denselben, einmal fixierten Punkt am Himmel zu richten

Mechanismus in einer mehrstöckigen Pagode an, die unmittelbar vor den Turm gebaut ist.

Jeder Tag ist in 12 *shi* (Doppelstunden), aber auch in 100 *ke* eingeteilt. Im ersten Stock der Pagode thront eine Holzpuppe, die bei jedem *ke* die Trommel schlägt. Zur Linken schlägt eine zweite Figur bei jeder *shi* eine kleine, nach jeder halben *shi* eine große Glocke an.

Im Stockwerk darüber befindet sich eine Kammer mit 24 Holzpuppen. Hier tritt jeweils nur die Figur hervor, die auf einem Täfelchen die Stunde des Tages anzeigt. Im dritten Stock tanzen 96 Holzfiguren ein mechanisches Ballett; sie zeigen nicht nur eine viertel, eine halbe, eine dreiviertel und eine volle *shi* an, sie korrelieren das alles auch noch mit dem jeweiligen *ke*.

Im vierten Stock schließlich spielt eine Holzpuppe bei jedem *geng* und *chou* der Nacht auf einem Saiteninstrument; 25 Nebenpuppen zeigen den jeweils dazugehörigen Namen an. *Geng* ist ein Fünftel der Nachtlänge, *chou* ein Fünftel eines *geng*. Da die Nächte je nach Jahreszeit unterschiedlich lang sind, können Fachleute die Mechanik für die Puppen im vierten Geschoss justieren, um so Nacht für Nacht präzise die Dauer der Dunkelheit anzuzeigen.

Wenn die „kosmische Maschine" das erste *geng* anzeigt, leuchten in Kaifeng tausend künstliche Sonnen auf. Im Jahr 1063 hat der Kaiser die Sperrstunde aufgehoben – seither kennt die Metropole keinen Schlaf mehr.

In den Häusern der Reichen brennen Lampen aus glasiertem Steingut, die aus zwei ineinandergestellten Schüsseln bestehen. In die innere wird Waltran gefüllt, das einen Asbestdocht hell brennen lässt. In die äußere wird jeden Abend neues Wasser gekippt. Das kühlt den Tran und verhindert so, dass durch die Hitze der Flamme zu viel von dem kostbaren Brennstoff verdampft.

In den Schlafzimmern flackern „Duftstoff-Brenner, die man zwischen Kissen benutzen kann". Das sind mit parfümiertem Öl gefüllte Lampen, die in einer aus drei ineinandergelegten Ringen bestehenden kardanischen Aufhängung befestigt sind und deshalb stets aufrecht gehalten werden – wichtig für Lampen, die in einem Raum voller Papier und Stoff bewegt oder angestoßen werden könnten.

In den Häusern der weniger Glücklichen brennen einfache Öllampen oder Fackeln. Und in den Straßen verbreiten an den Hausdächern baumelnde Papierlampions ein buntes Licht.

Wazi heißen die Vergnügungsviertel, die überall die Nachtschwärmer anlocken. Manche sind berüchtigt – wie die „Straßen der Gilden", wo besonders viele Freudenmädchen auf Kunden warten, aufmerksam überwacht von ihren Zuhältern. Der wohl größte Nutznießer der käuflichen Liebe ist der Kaiser. Denn der Fiskus lässt sich das lukrative Geschäft mit den Huren nicht entgehen und hat selber Bordelle eingerichtet, die so klangvolle Namen wie „Turm der höchsten Harmonie" tragen. Die Freudenmädchen dort sind gleichsam Beamtinnen der Lust. *Guanji* werden sie genannt, „offizielle Unterhalterin".

„In östlicher Richtung gelangte man zum Suppenladen ‚Flaschenkürbis' der Familie Xu. Südlich der Straße lag das

Vergnügungsviertel der Familie Sang", wird ein hoher Beamter später in seinen Memoiren schreiben. „Ganz in der Nähe davon, etwas nördlich war das Zentrale Vergnügungsviertel, dann das Innere Vergnügungsviertel.

In ihnen befanden sich mehr als 50 Theater, wovon das Lotustheater, das Päonientheater im Zentralen Vergnügungsviertel sowie das Yakshatheater und das Elefantentheater im Inneren Vergnügungsviertel mit einer Kapazität von mehreren tausend Besuchern die größten waren. In den Vergnügungsvierteln machten Kräuterhändler, Verkäufer von Wahrsage-Hexagrammen, Altkleiderhändler, Imbissstände, Scherenbildschneider aller Art und Sängerinnen von Unterhaltungsliedern ihr Geschäft."

Viele Musikantinnen gehören zur Halbwelt. „Sängerinnen obszöner Lieder" sind zumeist Prostituierte, „Sängerinnen kurzer Lieder" haben einen etwas besseren Ruf. Die berühmteste, Li Shishi, hat mit ihrer Kunst sogar den Kaiser betört und ist nun seine Mätresse.

Wer nicht ins Bordell gehen mag oder ins Theater, wo Tourneetruppen deftige Komödien oder stundenlange Singspiele zum besten geben, der kann sich vom „Goldenen-Fäden-Zhang" unterhalten lassen, einem der berühmtesten Marionettenspieler der Stadt. Vergnügungssüchtige können auch Bänkelsängern lauschen, die ihren Schutzpatron Lan Caihe musikalisch preisen. Sie können mit Freunden Karten spielen, Jongleure bewundern oder Geschichtenerzählern zuhören. Oder sie können sich zu jener Pagode aufmachen, von deren Dach Akrobaten hinunterspringen: Wagemutige, die mit den Fäusten jeweils einen großen Schirm umklammern und mit diesen Fallschirmen heil zu Boden gleiten – sofern das Papier nicht reißt.

Und wer nach all diesen Zerstreuungen noch nicht müde ist, der kann in „Bans Turm" einkehren. Während er an einem Tisch im dritten Stock den warmen Reiswein „Weiße Wolkenquelle" aus einer Keramikschale trinkt, kann er den Trägern auf den engen Gassen zusehen, die noch vor dem Morgengrauen für den neuen Markttag alle Schätze unter dem Himmel herbeischaffen: Porzellan und Jade, Kalligraphien und Rhinozeroshorn, Seide und Silber.

Und Salz aus Sichuan.

*

Kaifeng ist auch im 21. Jahrhundert eine Großstadt. Doch fast nichts mehr in ihr zeugt von der alten Residenz. 1126 eroberten Nomaden aus dem nördlichen Reich der Jin die Hauptstadt Chinas. Kaiser Huizong fürchtete sich so sehr vor den Feinden, dass er noch vor der Einnahme seiner Stadt abdankte – vergebens. Er wurde als Gefangener in die nördliche Mandschurei geführt, wo er 1135 starb. Die Stadt wurde geplündert und später von Kriegen und Naturkatastrophen mehrfach verwüstet.

Ihre Pracht verging, wie auch die der „Kosmischen Maschine", von der keine Puppe, kein Zahnrad die Zeiten überdauert hat – außer ihrem Ruhm und einigen wundersamen Geschichten wie aus dem Märchenbuch. □

Tee-Raritäten

ein Labsal für die Sinne

Tee hat in China eine sehr alte, mehrtausendjährige Tradition und ist nicht nur Getränk, sondern auch Kulturgut. Und so findet man dort noch Tees, die nach überlieferter Art und ganz in Handarbeit gefertigt werden – Raritäten, die nur in sehr kleinen Mengen verfügbar sind und in China hohes Ansehen genießen.

Wir möchten Ihnen in unserem Katalog eine Auswahl dieser Tees vorstellen, die nur einem kleinen Kreis von Teeliebhabern vorbehalten ist, die Tee in seiner reinen Form genießen wollen – getreu dem Motto: **Tea at its best**

THE BETTY DARLING
TEA COMPANY

Bestellen Sie jetzt
kostenfrei und
unverbindlich
unseren Hauptkatalog

The Betty Darling Tea Company Ltd.
Postfach 10 10 64 · 28010 Bremen
Telefon 0421 . 525 925
Telefax 0421 . 525 92 62
E-Mail: betty@betty-darling.de
Internet: www.betty-darling.de

Zu Buddhas Ehren

Architektur

Ein unbekannter Architekt errichtet im Jahre 520 ein Bauwerk, das viele Regeln der chinesischen Tradition sprengt: die zwölfeckige Ziegelpagode von Songyue-Si, mit der Kaiser Xiaoming den Ruhm Buddhas in seinem Reiche mehren will

VON LARS ABROMEIT/DOROTHEE HACKENBERG

Ist es ein buddhistischer Gelehrter, dem Kaiser Xiaoming im Jahre 520 n. Chr. den Bau der Songyue-Si-Pagode anvertraut? Einer, der die Heiligtümer im Süden des Himalaya, die der Pagode als Vorbild dienen sollen, aus eigenem Augenschein kennt? Oder ein Architekt aus dem Kreis der kaiserlichen Beamten, der vielleicht anhand eines Tonmodells den Stil der indischen Tempelbauten kopieren soll?

Jener Baumeister, der schließlich das buddhistische Kloster am Hang des heiligen Berges Songshan mit einer mächtigen Ziegelpagode krönt, findet keinen Eingang in die Geschichtsbücher. Denn Architekten gelten zu jener Zeit nicht als Künstler, deren Biographie der Aufzeichnung würdig wäre. Zwar zählen sie zur Schicht der Gebildeten, doch gelten sie eher als Handwerker: Ihnen werden kaum neue Ideen für Häuser, Hallen oder Tempel abverlangt, sie sollen in erster Linie – wie von ihrem Meister erlernt – den jeweiligen regionalen Stil gemäß der traditionellen Bauprinzipien umsetzen.

Dem Architekten der Songyue-Si-Pagode aber stellt Xiaoming, der Kaiser der Nördlichen Wei-Dynastie, eine Aufgabe, die viele Regeln der Tradition sprengt: Er soll Buddha, dem Erwachten, ein Denkmal setzen. Eine zwölfeckige Pagode, knapp 40 Meter hoch, eine Leiter auf dem Weg zur Erleuchtung; steinerne Kultstätte für das religiöse Ideal des Kaisers.

Seit drei Jahrhunderten gewinnt die Lehre Buddhas in China mehr und mehr Anhänger – und veranlasst die Herrscher, prächtige Bauwerke zu errichten und dadurch der eigenen Erleuchtung näher zu kommen. Vor allem im Reich der Nördlichen Wei erfüllen Maurer, Zimmerleute und Steinmetze, selbst ausgefallene Wünsche ihrer Auftraggeber. Sie schlagen Grotten mit 50 Meter hohen Skulpturen in Berghänge, errichten Klöster und Tempel zu Tausenden.

Pagoden, „Türme der Kostbarkeit", krönen die verschwenderische Bausucht: Sie dienen meistens der Aufbewahrung von Reliquien – angeblichen Zähnen, Haaren, Knöchelchen vom Leichnam Buddhas oder von dem eines seiner weisen Schüler –, und künden gleichzeitig weit über das Land vom Bekenntnis der Herrscher.

Die ersten Pagoden gleichen noch stark ihren indischen Vorbildern, den halbrunden *Stupa*-Grabkuppeln. Doch schon bald werden sie eckig, strecken sich in die Höhe und verschmelzen mit den traditionellen Formen von Wachturm und Pavillon. Majestätisch wie die Bauwerke, mit denen die Herrscher Chinas seit jeher ihre Macht demonstrieren, sollen auch die Häuser Buddhas sein.

Eines der prächtigsten dieser neuen Heiligtümer hat Kaiser Xiaoming bereits in Luoyang, der neuen Hauptstadt seiner Dynastie, bauen lassen: die Holzpagode des Klosters Yongning. Deren neun Stockwerke erreichten den Berichten jener Zeit zufolge eine Höhe von 120 Metern, ihre vier Seiten waren mit goldenen Beschlägen und Glocken verziert.

Keine 60 Kilometer östlich davon, bei Dengfeng, soll der Architekt nun einem steinernen Pendant Gestalt geben – der Songyue-Si-Pagode. Ihm zur Hand geht vermutlich der Geomant, ein Spezialist für die Prinzipien des *fengshui* – „Wind und Wasser" –, nach denen sich jeder Baumeister zu richten hat.

Die Regeln dieses philosophisch-mathematischen Systems ermöglichen es, aus daoistischen Vorstellungen,

astrologischen Konstellationen und der Geländetopographie die ideale, Mensch und Landschaft in Einklang bringende Ausrichtung und Bauzeit des geplanten Gebäudes zu ermitteln. Der Geomant arbeitet mit dem *luopan*: einem Kompass aus 16 konzentrischen Kreisen, der auf Geschlecht, Geburtstag und -stunde des Bauherren ausgerichtet wird.

Vor Festlegung des Bauplatzes für die Songyue-Si-Pagode wird der Spezialist Fragen geklärt haben wie: Schützen hohe Berge den Rücken des Turms vor bösen Winden aus dem Norden? Strömt ein Bach durch das Gelände? Wirken die fünf Elemente – Wasser, Feuer, Holz, Metall und Erde – hier konstruktiv? Sind die Gegensatzpaare von *yin* und *yang* – etwa weiblich und männlich, hell und dunkel, heiß und kalt – an diesem Ort im Gleichgewicht? Kann das *qi*, die Lebenskraft, richtig fließen?

Erst dann kann die Arbeit an der Pagode beginnen. Und auch sie unterliegt einer Symbolik: Zwölf Ecken soll der Grundriss haben, den Monaten des Mondkalenders entsprechend. Ungerade hingegen wird die Zahl der Geschosse sein, die als symbolische Stufen der Erleuchtung dem Himmel entgegen streben. Schließlich sind auch die Anregungen aus den buddhistischen Lehrtexten, den *sutren*, zu beachten, etwa bei der Konstruktion der zierenden Steinkrone.

Nicht mit Holz, dem damals bevorzugten Baustoff, wird die Pagode errichtet. Stattdessen wird Löss herangeschafft, ein mehlfeines Sediment. Die Arbeiter feuchten es an, pressen es in Formen und lassen es an der Luft trocknen.

Dann schichten die Maurer – mit Lehm als Mörtel – die so hergestellten graugelben Ziegel zu hohen, zweieinhalb Meter dicken Wänden auf. Nur die ersten beiden Geschosse sollen über hölzerne Fußböden und Treppen als Kultraum zu betreten sein. Die 15 niedrigen, mit kleinen Vordächern abgesetzten Scheinstockwerke hingegen, die sich in immer engeren Kreisen darüber emporwinden, sind bis auf einen schmalen Schacht massiv ausgefüllt.

Außen protzt die Ziegelfassade mit Ornamenten. Statt wie viele seiner Zeitgenossen klassische Holzbauformen wie Konsolen und geschwungene Dächer zu imitieren, bleibt der Architekt hier den indischen Vorbildern bis ins Detail treu. Schmuckpfeiler, an deren Spitzen Orchideen und Feuerkugeln sitzen, wachsen aus lotusförmigen Basen, Löwen zeigen ihre Pranken.

Die Pagode von Songyue-Si wird nach indischem Vorbild erbaut, nachdem ihr idealer Standort der chinesischen Lehre des feng-shui *gemäß bestimmt worden ist*

Halbrunde Nischen, wahrscheinlich für Buddha-Bildnisse, zieren alle Seiten. Und wie in Varanasi oder Kaschmir krönt das Bauwerk ein Ehrenzeichen, das selbst als eine winzige Pagode geformt ist – ein steinerner Mast mit sieben Kegeldächern auf lotusförmigem Fundament und darauf wiederum ein steinerner Knauf.

In den folgenden Jahrhunderten macht der indische Turm des Songyue-Klosters Geschichte – als oft wiederholtes Vorbild. Bis heute zieren zahllose Pagoden markante Hügel, um die Feng-shui-Konstellation der Landschaft günstig zu beeinflussen. Wie andere, ähnliche Bauten inspirieren Pagoden Malerei und Dichtkunst – selbst dann noch, als die Begeisterung für den Buddhismus in China verebbt und manches ehemals reiche Kloster verfällt.

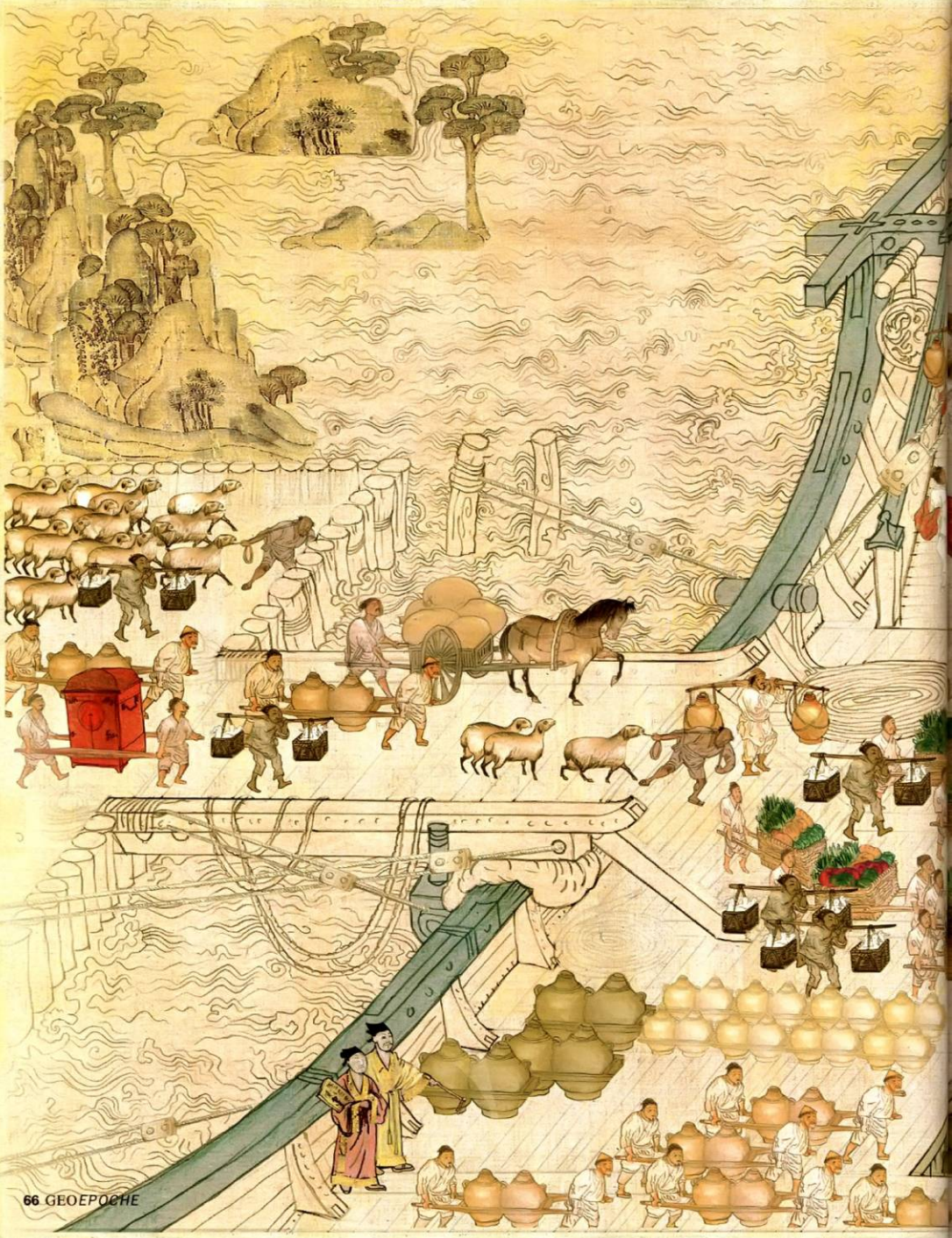
Auch wenn der Baumeister keinen Eingang in die Annalen gefunden hat – über seinen Turm am Hang des heiligen Berges Songshan werden Historiker noch 1500 Jahre später urteilen, er sei „ein reifes Werk".

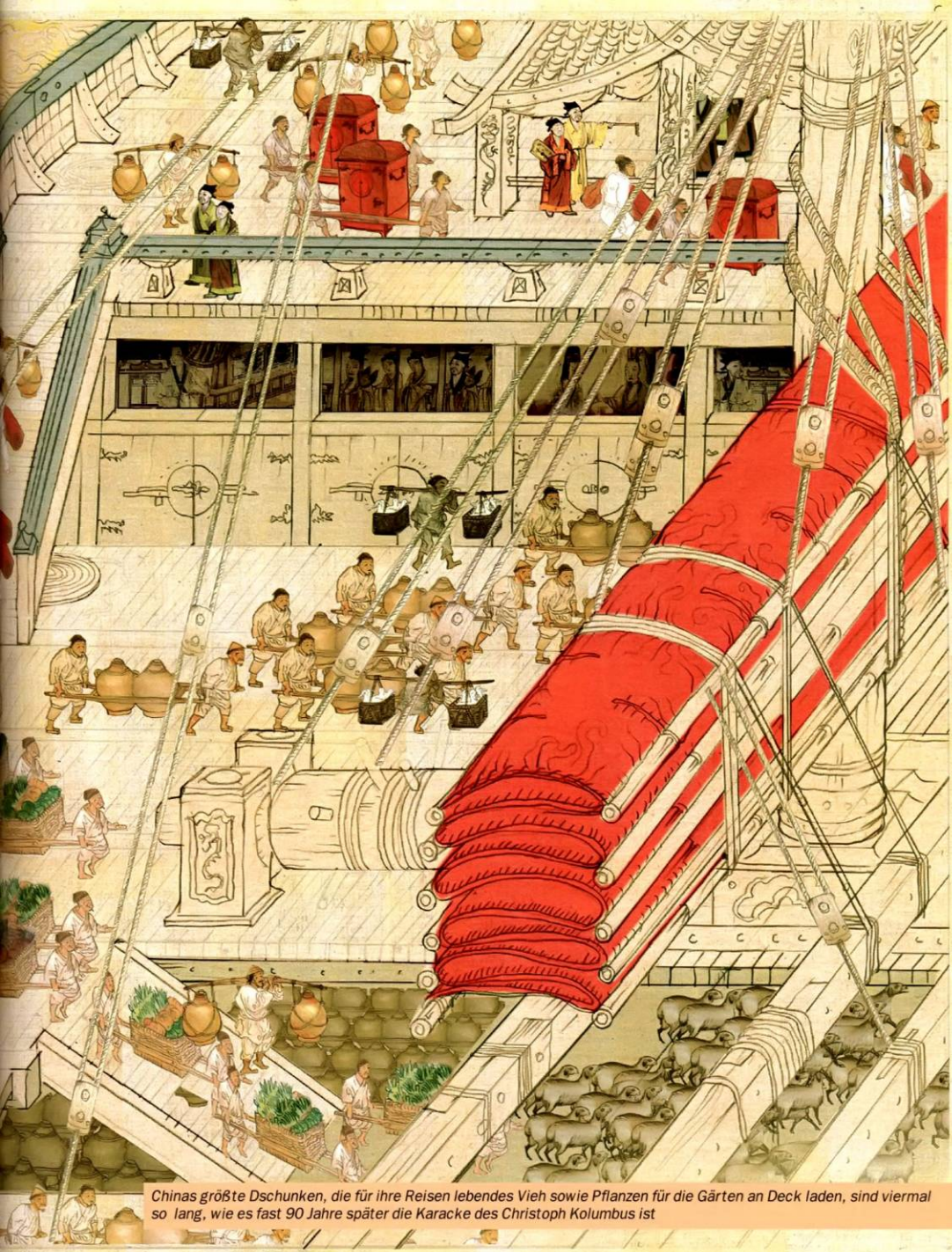
Keine andere Pagode Chinas hält dem Lauf der Zeit schon so lange stand.

Lars Abromeit, 27, ist Absolvent der Hamburger Journalistenschule, **Dorothee Hackenberg**, 38, arbeitet als freie Autorin in Berlin.

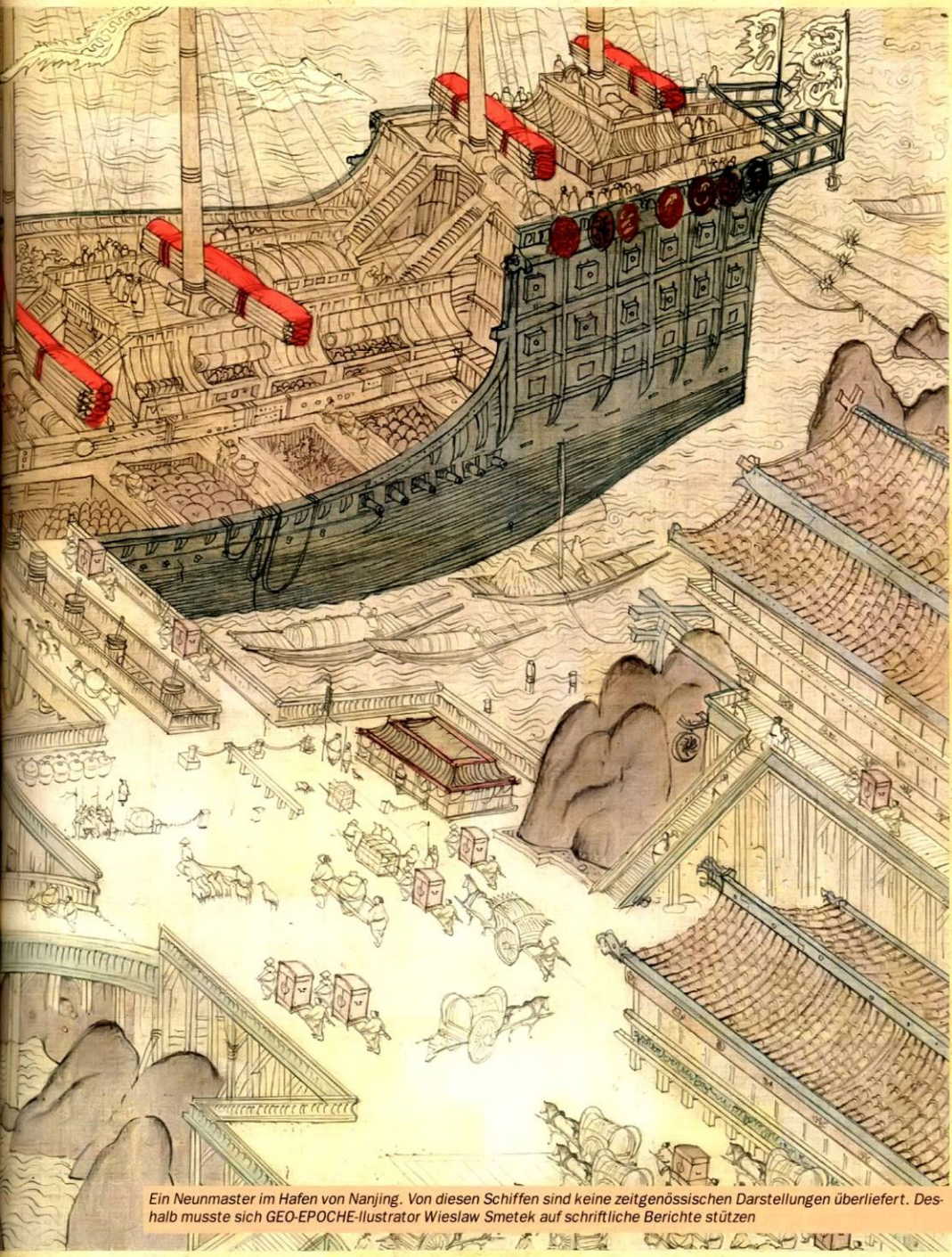
DIE ARMADA DES KAISERS

Fast 100 Jahre vor Kolumbus entsendet der Sohn des Himmels einen Verband von Schiffen über die Meere, der größer und mächtiger ist als alle Flotten Europas zusammen. Mit bis zu 120 Meter langen Neunmastern und Hunderten von Begleitbooten segelt der kaiserliche Admiral Zheng He von Chinas Südküste bis Indien, Arabien und Afrika, um Schätze einzutauschen und die Macht seines Herrschers zu demonstrieren. Das Tor zur Weltherrschaft steht den Chinesen offen. Bis aus der Verbotenen Stadt ein folgenreicher Befehl kommt





Chinas größte Dschunken, die für ihre Reisen lebendes Vieh sowie Pflanzen für die Gärten an Deck laden, sind viermal so lang, wie es fast 90 Jahre später die Karacke des Christoph Kolumbus ist



Ein Neunmaster im Hafen von Nanjing. Von diesen Schiffen sind keine zeitgenössischen Darstellungen überliefert. Deshalb musste sich GEO-EPOCHE-Illustrator Wieslaw Smetek auf schriftliche Berichte stützen

VON LEO PHILIP;
ILLUSTRATIONEN: WIESLAW SMETEK

Dies ist die Geschichte der wohl unglaublichsten Flotte, die je die Ozeane befahren hat. Die Geschichte des grandiosesten maritimen Abenteuers in der zweitausendjährigen Historie des chinesischen Kaiserreiches. Und es ist die Geschichte der größten jemals verpassten Chance: Wie das Reich der Mitte einen historischen Wimpernschlag lang das Tor zur Weltherrschaft

Admiral Zheng He an Bord einer Barke

aufstieß – sich dann zurückzog und den Europäern den Weg zur Herrschaft über den Globus frei machte.

VOR DEN MALEDIVEN treibt eine Stadt aus roter Seide und bemaltem Holz. 63 Dschunken kreuzen vor den Inseln, sie tragen Namen wie „Reine Harmonie", „Fortdauernde Ruhe" oder „Freundliche Gelassenheit". An ihren massigen Bugs prangen große aufgemalte Drachenaugen, damit die Geister der Schiffe ihren Weg erkennen mögen. Die vier größten Dschunken haben eine Wasserverdrängung von über 3000 Tonnen; sie sind mehr als 120 Meter lang – gut viermal so lang, wie es fast 90 Jahre später die Karacke des Christoph Kolumbus ist –, fast 50 Meter breit und höher als die Inseln, vor denen sie gerade kreuzen.

Auf diesen Großschiffen tragen neun Masten zwölf mit Bambusrohren versteifte, rechteckige Segel aus roter Seide, das größte rund 20 Meter hoch und fünf Tonnen schwer. Gleich mehrere Mann müssen die Pinne des großen Ruders halten, die einige Meter weit in das achterliche Deckshaus ragt und auf die die gewaltigen Kräfte von Wind und Strömung drücken. 24 Bronze-Kanonen armieren jedes Schiff. Wasserdichte Schotten unterteilen den Rumpf aus Zedernholz, so dass sich die Segler auch dann noch auf den Wellen halten können, wenn einer der Rumpfteile durch ein Leck vollläuft.

In den vier Decks sind rund 100 Kabinen eingerichtet, von engen Kammern bis zu palastähnlichen Gemächern. Auf den Oberdecks, zwischen den Masten, wachsen Heilkräuter in sorgfältig gepflegten Gärten. Den Mittelteil des Rumpfes nehmen lagerhausgroße Frachträume ein – ihretwegen heißen die Neunmaster *baochuan*, „Schatzschiffe". Bei günstigem Monsun, wie dem, der sie soeben von Sumatra in zehn Tagen bis zu den Malediven getrieben hat, segeln sie bis zu sechs Knoten schnell, etwa zehn Kilometer pro Stunde.

Das Jahr 1414 nähert sich seinem Ende, als die Flotte des Kaisers von China vor den Inseln Anker wirft, um Schätze einzuhandeln für den Sohn des Himmels. Neben den Frachtern dümpeln sechs- bis achtmastige Spezialsegler, darunter „Pferdeschiffe" mit Ställen für die Reittiere der Kavallerieschwadron an Bord sowie „Wasserschiffe", in deren Tanks Süßwasser für die Menschen und Tiere der Flotte schwappt. Kleinere Ein- oder Zweimaster umschwärmen die Riesen: schnelle, bewaffnete Kriegsdschunken, Boten- und Erkundungsschiffe.

Während die meisten Dschunken tagelang vor dem Archipel kreuzen, lösen sich drei oder vier aus dem Flottenverband und segeln vorsichtig zwischen den Korallenriffen hindurch und lassen kurz vor dem Strand ihre Eisenanker hinabrauschen.

Männer in farbenprächtigen Seidengewändern werden von Matrosen auf Sampans, kleinen, floßähnlichen Beibooten, an Land gerudert. An Bord sind wahrscheinlich auch mit Armbrüsten und Schwertern bewaffnete Soldaten sowie Dolmetscher, die den Slang der arabischen Seefahrer beherrschen, den fast jeder Händler zwischen Mombasa und Hormus, zwischen Surabaja und Nanjing versteht.

„Der fremde Name dieses Landes ist Diewa", wird einer der Dolmetscher später über die Malediven notieren. Herr des Archipels ist ein muslimischer Sultan. Die Chinesen bieten ihm ihre Schätze zum Tausch: Seide, Eisennägel und andere Metallwaren, Tee, Kerzen, Bronze und Silber. Daneben Lackwaren und Sandelholz sowie feines bläuliches oder grünliches Porzellan aus Jingdezhen und braunglasiertes aus Fujian.

Die Einheimischen zahlen dafür mit Ambra, einer wächsernen Ausscheidung des Pottwals, das die Insulaner manchmal auf wellenumtosten Felsen finden. Ambra wird in purem Silber aufgewogen, denn es ist ein Rohstoff für feinste Parfüms.

Die Chinesen erstehen auch Seile aus gedrehten Kokosfasern sowie Berge von Kaurimuschelschalen, die das Inselvolk mit Netzen aus den flachen Gewässern um die Malediven heraufholt.

Nach einigen Tagen lichten die Dschunken wieder die Anker. Die eingehandelten Waren liegen in den Frachträumen. Zheng He, der Kommandant der Flotte, ist zufrieden.

Zheng He, der „Dreifach Geschmückte", der Freund des Kaisers ist ein Mann so imposant wie seine Schiffe: mehr als zwei Meter groß und von gewaltigem Leibesumfang, mit mächtiger Stimme und einer Haut, der man ansieht, dass er einen erheblichen Teil seiner 42 Lebensjahre in Sonne, Regen und Wind zugebracht hat. Ein Soldat, der jahrelang an Land Kriege geführt hat, ein Diplomat mit guten Kontakten zu Königen, Fürsten und Sultanen, ein Höfling, dem der Sohn des Himmels sein Vertrauen schenkt.

Und: der erste Eunuch in Chinas Geschichte, dem ein Kaiser ein derart wichtiges militärisch-politisches Amt anvertraut hat.

ZHENG HE IST ALS MUSLIM in der Provinz Yunnan geboren worden, einem Land der Berge im Südwesten des Reiches. Er war zehn Jahre alt, als er 1382 wie Hunderte anderer Jungen nach einem lokalen Aufstand von chinesischen Truppen gefangen wurde. Drei Jahre später schnitt man ihm mit einem Messer Penis und Hoden ab.

Zeitweise umfasst Zheng Hes Flotte 317 Segler und fast 30 000 Mann Besatzung. Auf ihren Fahrten erforscht sie Meere und Küsten, und ihre Angaben schlugen sich in genaueren Kartenwerken nieder. Karte von 1594 mit China, Korea und Japan

Er überlebte die Verstümmelung und wurde als Eunuch dem Hofe des Prinzen Zhu Di zugeteilt.

Der Prinz brachte Zheng He bald großes Vertrauen entgegen – vielleicht, weil dieser mehr nach dem Geschmack des kriegerischen Fürsten geraten war als die meisten anderen Eunuchen. Über viele Jahre begleitete der Heranwachsende seinen Herrn auf dessen Kriegszügen.

1402 vertrieb Zhu Di seinen Neffen, den rechtmäßigen Erben, vom Kaiserthron. Als dritter Kaiser der Ming-Dynastie wählte er als Regierungsdevise Yongle („fortdauernde Freude") und ließ die von seinem geflohenen Neffen zurückgelassenen Konkubinen und Berater samt allen Familienangehörigen massakrieren.

Die Macht hatte Zhu Di somit zwar gewonnen, doch es fehlte ihm die Legitimation, das Mandat des Himmels. Und er beschloss, sie sich durch angemessene Projekte zu erzwingen. Schon wenige Monate nach seinem Staatsstreich befahl der Usurpator den Bau einer gigantischen Flotte.

Zhu Di war einer der kriegerischsten Herrscher einer kriegerischen, autoritären Dynastie. Die Ming waren 1368 nach den Volksaufständen am Ende der verhassten Mongolenherrschaft an die Macht gekommen. Sie hatten nicht nur die Erben Khubilai Khans aus Chinas Kernland vertrieben, sondern waren selber in die Offensive gegangen: Ihre Armeen fielen in die Mongolei und nach Tibet ein. Und zu den Instrumenten dieser aggressiven Außenpolitik zählten auch die Schiffe, die Zhu Di nunmehr bauen ließ.

Diese Flotte sollte dem Fernhandel neue Chancen eröffnen. Denn während das Mongolenreich in Innerasien auseinander fiel, war die Seidenstraße zunehmend unpassierbar geworden – die bis dahin wichtigste Ex- und Importroute für Luxuswaren aller Art. Als Alternative blieb nur der Seeweg nach Indien und Arabien.

In drei Jahren legten Werften 1681 Schiffe auf Kiel

An der Größe und Pracht der Dschunken sollte die ganze Welt erkennen, dass in China ein neuer, mächtiger Kaiser den Thron bestiegen hatte. Von 1404 bis 1407 legten die Werften am Fluss Yangzi bei der Hauptstadt Nanjing 1681 Schiffe auf Kiel. In sieben riesigen Trockendocks – Anlagen, die in China seit dem 10. Jahrhundert gebräuchlich waren, 500 Jahre vor Europa – entstanden die *baochuan* und die anderen großen Dschunken.

Damals blickten die Chinesen bereits auf eine mehr als 1500 Jahre alte Seefahrtstradition zurück: Schon unter der Han-Dynastie (206 v. Chr. – 220 n. Chr.) waren Schiffe nach Indonesien und Korea gefahren. Im 8. Jahrhundert richteten die Kaiser in Guangzhou (Kanton) ein „Schifffahrtsamt" ein. Im Jahre 1237 kommandierte der damalige Kaiser eine Kriegsflotte von 600 Schiffen, verteilt auf 20 Stützpunkte, mit zusammen 52 000 Mann Besatzung.

Mit der plump aussehenden, aber ungemein seetüchtigen Dschunke perfektionierten Chinas Schiffbauer im 12. Jahrhundert ihre über Jahrhunderte entwickelten Rumpf- und Segelformen.

Niemand weiß, wer die *baochuan* und die anderen Riesenschiffe konstruierte. Ziemlich sicher aber ist, dass das *fuchuan* Vorbild für die neuen Riesenschiffe gewesen ist, ein Kriegsschifftyp mit V-förmigem Kiel und hohem Freibord. Jetzt kombinierten die Schiffbauer diese Charakteristika mit Details der *shachuan*, der großen Flachwassertransporter, die Hunderte von Tonnen Getreide entlang der Küsten oder auf den Kanälen beförderten.

In jenen drei Jahren verbauten bis zu 30 000 Werftarbeiter Holzplanken, Eisennägel, Seidenstoffe, Bambusrohre und andere Rohmaterialien, die aus dem ganzen Reich herbeigeschafft wurden. Und die Untertanen hatten mit enormen Sondersteuern für die Flotte zu zahlen.

Offiziere und Mannschaften boten einen Querschnitt

Chinas Seefahrer sind die ersten, die einen Kompass nutzen – hier ein Exemplar mit Sonnenuhr

durch die Gesellschaftspyramide der Ming-Ära: Einige Dutzend Palasteunuchen kommandierten die Flottenverbände, indem sie einen Stab von Sekretären und eigens dazu abgestellten Verwaltungsbeamten diverser Ministerien dirigierten.

Diese schwimmende Bürokratie stützte sich auf Hunderte von Spezialisten. Für die Nautik waren Experten der Kriegs- oder Handelsmarine zuständig: Kapitäne, Steuermänner, „Aufseher der Kompassnadel", „Ankermänner" und andere. Hohe Offiziere führten „Soldaten, die unter dem Banner dienen" an – Truppenteile des Landheeres. Ein Astrologe erstellte die Wettervorhersage und kümmerte sich um den Kalender. Ein Geomant war für die Beachtung himmlischer Zeichen und die Auslegung von Orakeln verantwortlich.

Zehn „Lehrer, die fremde Bücher kennen" hatten zu dolmetschen. Kalfaterer, Gerüstbauer, Schmiede und etliche andere Handwerker waren an Bord, um auf hoher See notfalls Wasser- und Sturmschäden zu reparieren. Ungefähr 180 Ärzte und Apotheker betreuten die Besatzung; sie sollten in fremden Ländern aber auch nach Heilpflanzen forschen. Die Mehrzahl der vieltausendköpfigen Schar einfacher Matrosen bestand dagegen aus verurteilten Verbrechern.

Im Herbst des Jahres 1405 stachen 317 Dschunken mit insgesamt 27 870 Mann Besatzung in See – unter dem Oberkommando Zheng Hes, obwohl der Eunuch niemals zuvor auf dem Meer gewesen war. Doch dem Kaiser war die Loyalität und die Kampferfahrung seines Vertrauten wichtiger. Denn der Auftrag der Flotte war vermutlich nicht nur merkantil und außenpolitisch, sondern auch innenpolitisch von hoher Bedeutung.

Zheng He hatte möglicherweise vor dem Auslaufen der Flotte einen Geheimbefehl seines Herrn erhalten – einen Brief etwa, geschrieben auf Seide und in einer extra großen Schrift wie alle Geheimdokumente, damit der kurzsichtige Kaiser sie selber entziffern konnte. Zhu Dis Auftrag lautete: Such meinen Neffen!

Denn im Reich zirkulierten Gerüchte, der vom Thron verdrängte Neffe sei, verkleidet als Mönch, in ein fremdes Land geflüchtet. Vielleicht war die Riesenflotte also auch ein Instrument der Menschenjagd.

1407 kehrte Zheng He von dieser Reise zurück – ohne den Neffen. Dieser Expedition folgten bis 1433 sechs weitere, immer mit Dutzenden oder gar Hunderten von Schiffen und mehreren Zehntausend Mann Besatzung. Ziel war stets der Indische Ozean mit stets ähnlichen Routen:

Von Vietnam und Thailand über Java, Sumatra und die Straße von Malakka über die Nikobaren und Andamanen bis hoch nach Bengalen (um das heutige Kalkutta). Weiter nach Sri Lanka und Calicut in Indien. Von der vierten Fahrt an auch nach Hormus, Aden und Dschidda in Arabien, nach Mogadischu, Brava und Malindi an Afrikas Ostküste.

Immer aber lautete der Befehl, Waren einzutauschen, Piraten zu jagen und der Welt den Glanz des Kaisers von China zu verkünden. (Und weiterhin nach einem chinesischen Mönch Ausschau zu halten.)

Die Malediven besucht Zheng He auf seiner vierten Reise. Mit 28 560 Mann hat er sich – auf ein kaiserliches Dekret vom 18. Dezember 1412 hin – in den Indischen Ozean aufgemacht. Nach einigen Wochen Aufenthalt und regem Tauschhandel befiehlt er nun, die Anker zu lichten, um wieder hinaus zu segeln auf den „Westlichen Ozean".

Dutzende von Matrosen bedienen die Ankerwinden. Der schwerste Eisenanker wiegt eine Vierteltonne, die Ankerleine ist aus Bambusfasern gedreht, die in kochendem Wasser haltbar gemacht worden sind. Andere Männer hissen mit Winschen die tonnenschweren Segel. Dann läuft die Flotte der Schatzschiffe in Richtung Nordwesten aus – Kurs Hormus am Eingang des Persischen Golfs.

Über den Kurs wacht der »Aufseher der Kompassnadel«

Die Dschunken sind luggergetakelt. Die Segel lassen sich am Mast bis fast in Längsachse des Schiffes so drehen, dass sie den Wind auch dann zum Vortrieb nutzen, wenn er schräg von vorn kommt – anders als die damals zumeist rahgetakelten europäischen Schiffe, die beidrehen müssen, wenn die Brise in einem Winkel von weniger als 90 Grad zur Fahrtrichtung einfällt.

Im Deckshaus hinter dem Hauptmast schwimmt in einer runden, mit Gradmarkierungen versehenen Holzbox die Kompassnadel, mit deren Hilfe der Kapitän Kurs hält. Nachts peilt er mit einem Holzkreuz die Sternenhöhe an und ermittelt, wie viele Fingerbreiten Beichen (Polarstern), Denglonggu (Kreuz des Südens), Zhinü (Leier) und andere Himmelslichter über dem Horizont stehen. Anhand der Sternenhöhe und der Kompassweisung ermittelt er seine Position.

An der *fan pu bian*, der „Segelseite" (Backbord) oder der *ma hu bian*, der „Seite der Luken für die Pferde" (Steuerbord) werfen Matrosen schwimmende Objekte über Bord, um anhand der Zeit, in der sie vorbeitreiben, die Schiffsgeschwindigkeit zu messen. Auch nehmen sie in flachen Gewässern Bodenproben mit einer Lotleine, an deren Gewicht Talg befestigt ist. Die Zusammensetzung des Meeresgrundes – hell oder dunkel, Sand oder Schlick – kann weitere Hinweise auf

die Position liefern. Denn seit Jahrhunderten haben Seefahrer in Küstengewässern des Indischen Ozeans unzählige Proben genommen und das Wissen darüber archiviert.

Ist Land in Sicht, orientiert sich der Kapitän anhand von Seekarten, auf denen fast alle nördlichen Küsten und Inseln des Indischen Ozeans eingezeichnet sind sowie die Distanzen dazwischen. Da die Karten mehrere Meter breit sind, rollt der Kapitän nur jeweils den Teil aus, der die gerade gesegelte Strecke wiedergibt.

Bei der Wetterprognose helfen Lehrgedichte wie: „Wenn die Wolken am Himmel wie fließende Seide sind, dann darfst du einen schönen Tag erhoffen. Doch wenn Morgenwolken aus der See steigen, dann wird es bald Wind und Regen geben."

Einer der wichtigsten Männer an Bord ist der „Bewahrer des Weihrauchs". Er hat dafür zu sorgen, dass vor dem Bildnis der Schutzgöttin Tianfei (der „himmlischen Konkubine") neben dem Kompass die brennenden Opfergaben niemals erlöschen. Jeder Morgen beginnt damit, dass Zheng He – obwohl er Muslim ist – der Tianfei Gebete und Opfer darbringt. Mit Räucherstäbchen, die durch ihr gleichmäßiges Abbrennen die Zeit anzeigen, wird der Tag in zehn Wachen eingeteilt.

Auf den Dschunken riecht es nach Meersalz und Pflanzenöl, mit dem das Holz vor dem Wasser geschützt wird, nach nassen Balken und Takelwerk aus Kokosfasern, nach den Räucherstäbchen vor dem Göttinnenbild und den Heilkräutern aus den Gärten, nach Gewürzen, Ambra und Edelhölzern aus den Frachträumen.

Ein Duft, wie ihn niemals zuvor und niemals wieder eine Flotte auf irgendeinem Weltmeer verbreitet hat.

WIE MAG DAS AUSSEHEN, wenn diese gigantische Ansammlung von Schiffen einen großen Handelshafen anläuft? Wie lavieren sich die *baochuan*, diese schwimmenden Festungen, die wohl nicht selten die Befestigungen an Land überragen, an die Kais von Calicut, Hormus und Dschidda? Lassen die lokalen Herrscher, die Könige von Champa und die Sultane von Calicut, die Fremden überhaupt an Land – immerhin eine ganze Armee inklusive Kavallerie?

Oder müssen die Riesenschiffe mit über acht Meter Tiefgang weit draußen auf Reede liegen? Pendeln kleine Boote zwischen ihnen und der Stadt zum Transport der Tauschwaren?

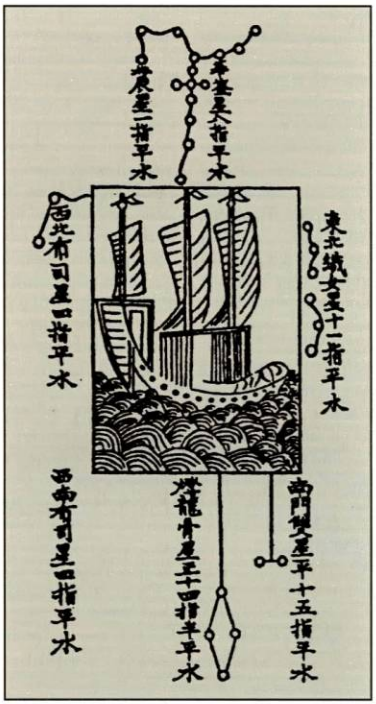
Und wie tauscht der Gesandte des Kaisers Handelswaren ein? Kauft er womöglich auf einen Schlag die Lagerhäuser selbst einer reichen Handelsstadt wie Hormus leer und erst recht die kleinerer Häfen? Oder schickt Zheng He schnelle Dschunken voraus mit Kundschaftern und Handelsagenten, die von der Ankunft der Flotte künden: Sammelt eure Reichtümer aus allen Landesteilen, denn in einigen Wochen werden Schiffe kommen, um Waren für den Sohn des Himmels einzutauschen!

Und geben die Herrscher und Händler ihre Waren vielleicht freiwillig unter Wert ab – oder werden sie von den „Soldaten des Banners" und den Bronze-Kanonen dazu gezwungen?

Chinesische, arabische und indische Chronisten berichten nur, dass Zheng He bei seinen Verhandlungen geduldig und vergleichsweise gerecht vorgeht. In Calicut gehen ein chinesischer Beamter und ein Abgesandter des Zamurin, des Herrn der indischen Hafenstadt, durch die Frachträume der *baochuan* und sprechen Ware für Ware den Preis der chinesischen Schätze ab. Anschließend präsentiert der Inder die Waren seines Landes. Und wieder verhandeln beide über jeden einzelnen Preis.

Der chinesische Beamte rechnet mit dem Abakus, der Mann aus Calicut mit Fingern und Zehen – „und macht, was außergewöhnlich ist, niemals auch nur den kleinsten Fehler", wie ein chinesischer Dolmetscher bewundernd notiert.

Sind alle Preise festgesetzt, besiegeln beide Seiten den Handel per Handschlag. Erst dann werden die Waren getauscht. Sind sich Zheng Hes Beamter und der Vertreter der Einheimischen schnell einig, dauert der gesamte Handel einen Monat; brauchen sie lan-



Nachts gleichen die Steuerleute ihren Kurs an Sternhöhen-Diagrammen ab: Dieses gibt an, dass der korrekte Kurs von Ceylon nach Sumatra anliegt, wenn im Norden (oben) der Polarstern ein Finger, im Nordosten (rechts) die Leier elf Finger hoch über dem Wasserspiegel steht und im Südosten (unten rechts) die »beiden Sterne des Centaurus auf gleicher Höhe« und 15 Finger über NN und im Süden (unten) das »Kreuz des Südens 14 1/2 Finger« hoch über dem Meeresspiegel strahlen

ge fürs Feilschen, kann die Flotte auch drei Monate vor Anker liegen.

In Hormus tauscht Zheng He auf diese komplizierte, geruhsame, aber allen Interessen gerecht werdende Art unter anderem Saphire, Rubine, Perlen, Teppiche, Araberpferde, Löwen und Leoparden ein. Dann segelt er mit dem Sommermonsun zurück nach Nanjing, wo er am 12. August 1415 anlegt.

Von allen seinen Fahrten bringt Zheng Hes Flotte dem Kaiser die Schätze Asiens und Afrikas mit: Elfenbein, Ebenholz und Schwarzen

Von einer ihrer Fahrten nach Afrika bringt Zheng Hes Flotte eine Giraffe nach China; Gemälde des Hofmalers Shen Du von 1414

Bambus aus Champa (in Zentralvietnam); Kampfer, Weihrauch, Pfeffer und Gummi aus Brunei und den Königreichen auf Sumatra; Gewürze und Kupfer aus Java; Ginseng, Edelmetalle, Leoparden und Jungfrauen für den kaiserlichen Harem aus Korea.

Im indischen Calicut tauschen Zheng Hes Beamte Pfeffer, Kardamon und Zimt ein, Edelsteine und Perlen, Edelhölzer und Korallen. Siam liefert lebende Elefanten, Papageien und Pfaue, Eisvogelfedern, Zinn und Wurzelöl zur Behandlung von Lepra. Aus Aden kommen Opale, Bernstein und Rosenwasser, aus Dschidda Aloe, Myrrhe, Benzoeharz und andere Heilmittel. In Malakka ersteht Zheng He zehn wahrscheinlich in Venedig gefertigte Brillen – die ersten Sehhilfen, die nach China gelangt sind und den kurzsichtigen Kaiser aufs höchste entzückt haben.

Kleinere Flottenverbände des Eunuchen erreichen sogar Malindi, Mogadischu und andere ostafrikanische Küstenstädte und handeln dort Giraffen ein. Nichts könnte den Triumph des Kaisers besser symbolisieren – denn diese Tiere werden im Reich der Mitte für *qilin* gehalten, für mythische Wesen: Sie zeigen sich, so glauben die Chinesen, nur dann, wenn ein weiser Herrscher die Erde regiert.

In mehreren Seeschlachten vernichtet der kriegerische Eunuch ganze Flotten malaiischer und arabischer Piraten: Die großen Dschunken segeln in Luv ihrer Gegner, dann schleudern Soldaten Kalkstaub in die Luft, den die Brise, fein verteilt, zu den feindlichen Schiffen hinüberträgt und deren Besatzungen in eine Art Nebel hüllt. Anschließend werden Brandbomben geschleudert oder Brandpfeile abgeschossen, und die gegnerischen Schiffe fangen Feuer.

Unter Einsatz von Geschenken oder mit Waffengewalt verhilft Zheng He auf Sumatra, Sri Lanka und anderswo lokalen Potentaten zur Macht, die zusagen, den chinesischen Handel zu fördern und sich, zumindest nominell, dem Kaiser unterwerfen. Viele von ihnen schicken Gesandte zum Sohn des Himmels. Mit Gewalt oder dadurch, dass sie einfach auf einen Schlag große Warenmengen aufkaufen, verdrängen die Chinesen arabische und malaiische Seefahrer von wichtigen Handelsrouten.

Lange sind Chinas Karten präziser als die des Westens

Offenbar fremd ist Zheng He dagegen die Neugier auf unbekannte Länder oder der Eifer, seine Religion oder die seines Kaisers zu verbreiten – neben der Eröffnung neuer Handelswege ja das Hauptmotiv der europäischen Entdecker.

Er erweitert das Wissen der Chinesen von der Welt, doch das geschieht nicht um des Wissens willen: Meist befährt er Regionen, die chinesischen, arabischen und malaiischen Händlern seit Jahrhunderten bekannt sind. Bereits vor seiner ersten Fahrt hat er recht genaue Vorstellungen von der Inselwelt des Indischen Ozeans und deren Wetterbedingungen, insbesondere über den Wechsel des Monsuns.

Zwar veröffentlichen manche seiner Untergebenen Reiseberichte, doch die vermischen Wirklichkeit und Legende. So berichtet etwa der Übersetzer Ma Huan, dass er in Dschidda an Land gegangen sei und Mekka besucht habe, was er mit detaillierten Angaben über die Stadt belegt. Und im gleichen pedantischen Tonfall schildert Ma Huan den Vampir von Champa und mythische Tiger in Malakka. Er erzählt Geschichten, bei denen bis heute nicht klar ist, ob sie genau beobachtet oder lediglich gut erfunden sind – etwa über den König von Champa, dessen Gouverneure als Tribut menschliche Galle eintreiben würden, worin der Herrscher zum Neujahrsfest bade.

Die sieben Expeditionen

Zheng Hes machen China zur bedeutendsten Seemacht der Welt: Die kaiserliche Flotte dominiert den Indischen Ozean bis fast hinunter nach Madagaskar, das Rote Meer und den Persischen Golf, die Gewässer Sumatras und Javas sowie das Chinesische Meer bis Korea und Japan. Möglicherweise sind einzelne Schiffe sogar bis zur australischen Nordküste gelangt, zwei Jahrhunderte vor den europäischen Seefahrern.

Die Malaien und die islamischen Sultanate von Arabien und Indien, die bis dahin den asiatischen Seehandel beherrschen, werden von Zheng Hes Dschunken verdrängt. Kein Pirat bedroht mehr von Java, Sumatra und Japan aus die Schifffahrt und die Küstenstädte.

Nicht einmal drei Jahrzehnte haben Zheng Hes Männer gebraucht, um ihre Dominanz auszubauen. Doch anders als später die Europäer, die an jeder ihnen attraktiv erscheinenden entdeckten Küste Stützpunkte einrichten, verzichtet Zheng He auf ständige chinesische Präsenz. Nur in Palembang, an der für die Schifffahrt überaus wichtigen Ostküste von Sumatra residiert ein

Chinesische Küstenkarte von 1790, die die Bohai-Bucht östlich von Beijing zeigt

Gouverneur aus dem Reich der Mitte. Sonst aber begnügen sich die Chinesen vor allem damit, auf lokale Machthaber Einfluss zu nehmen. Allenfalls werden diese – sollten sie unbotmäßig werden – durch den Einsatz der Flotte gestürzt und durch gefügigere Nachfolger ersetzt.

Zwar operiert Zheng He bei seinen Fahrten mit nicht weniger Aggressivität als die Ming-Kaiser bei ihren Eroberungszügen auf dem Festland. Doch deren formeller Herrschaftsanspruch wird nirgendwo durch die Einrichtung von Kolonien oder zumindest permanenter Niederlassungen gestützt. China herrscht an fremden Küsten lediglich so lange, wie sich seine Dschunken zeigen.

Über diese Zurückhaltung kann man heute nur spekulieren: Der Kaiser hat in der Geschichte immer wieder bedenkenlos Zehntausende Familien als Siedler in neu eroberte Regionen geschickt, so dass sich Chinas Kernland im Verlauf der Jahrhunderte weit nach Süden und nach Westen ausdehnte. Doch niemals hat er seine Untertanen in Länder jenseits des Meeres geschickt.

Möglicherweise haben der Herrscher und seine Berater geahnt, was Europas Mächte erst nach zumeist blutigen Konflikten lernen mussten: Überseekolonien machen sich früher oder später unabhängig.

Die gewaltige Flotte des Kaisers ist teuer. Noch kostspieliger allerdings ist, dass Kaiser Zhu Di seine Residenz von Nanjing nach Beijing verlegen und dort die Verbotene Stadt errichten lässt – in einer Region, die näher zu den Steppen Innerasiens liegt, wo er sich mit Reitervölkern harte Kämpfe liefert. Zudem muss der Kaiser mit Überflutungen, Seuchen und Attacken der Mongolen fertig werden. Dann brennen nach einem Blitzeinschlag Teile der gerade errichteten Verbotenen Stadt wieder ab – nicht nur ein immenser materieller Verlust, sondern auch ein deutliches Zeichen für das offensichtliche Missfallen des Himmels an allem, was der Kaiser, der alt und krank geworden ist, unternimmt.

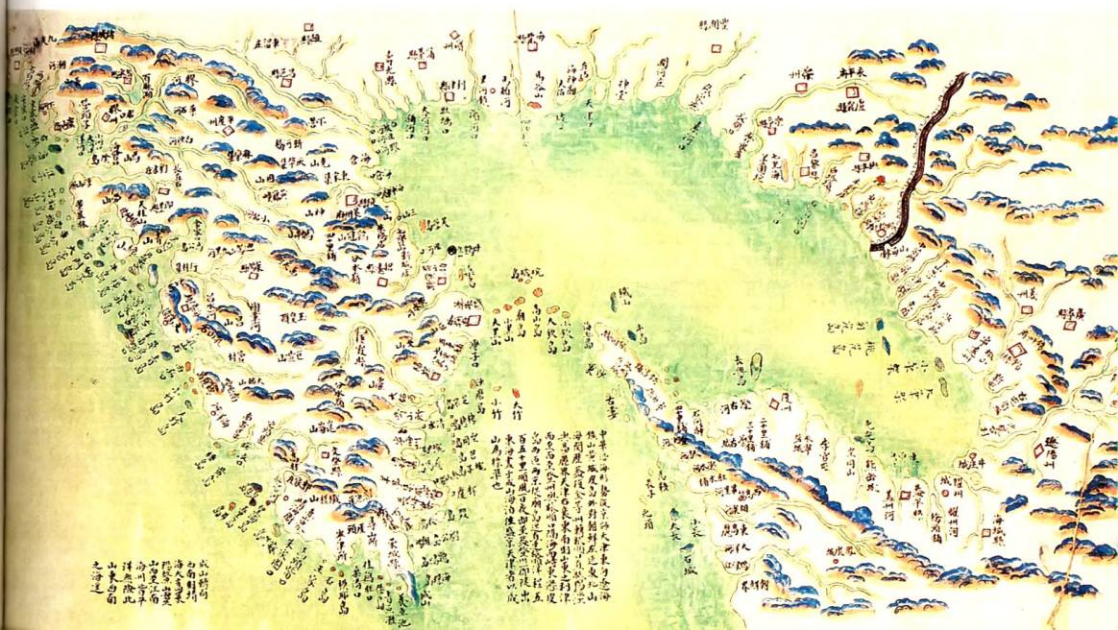
Vor allem aber tobt seit geraumer Zeit ein erbitterter Machtkampf bei Hofe – zwischen den Gewinnern und den Verlierern von Zheng Hes maritimen Eroberungen.

Die Profite aus dem Überseehandel kommen vor allem den Palasteunuchen zugute. Denn sie arbeiten auch als Händler und Bankiers und streichen bei allen Im- und Exporten Profite ein. Ihre schärfsten Rivalen sind die konfuzianischen Beamten, zu deren Weltbild ein autarkes, auf sich selbst bezogenes China gehört. Sie sind Verbündete der Gutsbesitzer (und häufig selber Eigentümer von Grund und Boden). Für diese Beamten, die vom Handel kaum profitieren, ist die Flotte vor allem Ursache der ständigen Steuererhöhungen.

Im Jahre 1424 stirbt Kaiser Zhu Di. Unter seinen schwächeren Nachfolgern setzen die konfuzianischen Beamten am Hofe schließlich den kaiserlichen Beschluss durch – wahrscheinlich 1433 –, auf neue Expeditionen der Flotte zu verzichten.

Kein viele Generationen andauernder Krieg (wie später etwa beim Fall Konstantinopels) beendet Chinas Großmachtambitionen und läutet eine neue Phase der Weltgeschichte ein, keine Entdeckung (wie die des Kolumbus), keine spektakuläre Erfindung (wie Gutenbergs Druckerpresse), keine heroische Geste (wie etwa die Thesen-Verkündigung Martin Luthers). Die Auseinandersetzungen in der Verbotenen Stadt bleiben für die Welt unsichtbar, und ihre Folgen werden erst nach und nach spürbar.

Es gibt auch kein Symbol, das für diese fundamental



neue, auf Jahrhunderte hinaus Chinas Politik bestimmende Wende steht – nicht einmal, zunächst jedenfalls, ein kaiserliches Dekret. Und doch ist diese Hofintrige epochal. Sie beendet die Renaissance Chinas, die im 10. Jahrhundert begonnen hat. Und sie eröffnet Europa erst die Chance, über die Grenzen der Alten Welt nach Osten hinauszugreifen.

1433 WIRD ZHENG HE zum Stadtkommandanten von Nanjing ernannt. Möglicherweise hofft er immer noch auf ein kaiserliches Dekret, das, wie seit 1405 üblich, eine weitere Expedition anordnet – doch die wird es nicht mehr geben.

Zwei Jahre darauf stirbt Chinas größter Seefahrer – vielleicht ein gnädiges Schicksal, denn so muss der alte Eunuch den Niedergang seiner Flotte nicht mehr mit ansehen. Schon um 1450 sind nur noch die Hälfte der Dschunken einsatzbereit. Tausende Matrosen werden auf die Kähne abkommandiert, die auf dem Großen Kanal Reis von Süden nach Norden transportieren, zur neuen Hauptstadt Beijing.

Die Kämpfe gegen die Steppenvölker verschlingen immer größere Ressourcen an Menschen, Material und Geld. Der Kaiser und seine Beamten wenden ihre ganze Aufmerksamkeit Innerasien zu. Anstelle der Herrscher der frühen Ming-Zeit mit ihrem Offensivgeist herrschen nun ängstliche Autokraten, die Chinas Heil allein in der Defensive und der Abgrenzung des Reiches nach außen sehen.

Werk und Symbol jener Ära ist die Große Mauer, die Stein gewordene Kapitulation vor der Herausforderung des großen Raumes.

Nach 30 Jahren wendet sich China ab von der Welt

Im Jahre 1500 unterschreibt Kaiser Hongzhi schließlich einen Erlass, der den Bau eines Schiffes mit mehr als zwei Masten zum Kapitalverbrechen erklärt. 25 Jahre später verfügt der Sohn des Himmels, alle hochseetüchtigen Dschunken zu zerstören und deren Besatzungen zu verhaften. Nach 1551 dürfen selbst Küstensegler nur noch einen Mast führen.

Doch Chinas mehr als 1500 Jahre alte Seefahrertradition lässt sich nicht einmal durch kaiserliche Befehle auslöschen. Es gibt in den Küstenprovinzen genügend Reeder und Kapitäne, die sich nicht um die Dekrete scheren und weiterhin Dschunken zu den Philippinen schicken, in die Straße von Malakka und bis nach Arabien (siehe Seite 84).

Solche Männer – Händler, Schmuggler, Piraten, je nach den Umständen – lassen sich nicht von den Ozeanen vertreiben. Doch da ihnen der Staat weder Schutz noch Privilegien gewährt und keinerlei Logistik bietet, wird Chinas illegale Hochseeflotte rasch zu einer von vielen, die den Indischen Ozean befahren.

Bald schon verbreiten chinesische Schmuggler und japanische Piraten erneut Angst und Schrecken an den Küsten, und Araber und Malaien beherrschen wie einst die Handelsrouten im Indischen Ozean.

SO PROVOZIERT eine Palastintrige rivalisierender Beamter und Eunuchen einen der großen Wendepunkte der Geschichte. Das Reich des Himmelssohns, die technisch überlegene Macht des 15. Jahrhunderts, wird innerhalb weniger Jahrzehnte zu einem technisch und politisch rückständigen Gebilde.

Zu einem Staat, der nach außen isoliert und im Innern erstarrt ist: Schon eine Generation nach Zheng He kennen selbst die Spezialisten der Werften von Nanjing nicht mehr die genauen Maße der dort einst gebauten Schatzschiffe.

Portugiesen und Spanier, Holländer und Engländer hätten in späteren Jahrhunderten niemals so leicht nach den Reichtümern des Ostens greifen und vermutlich auch Afrika nicht dominieren können, wenn sie auf ein intaktes chinesisches Seereich gestoßen wären. Hätten die Kaiser von China ihre Flotte nicht verrotten lassen, sondern ihre Marine in der Tradition des großen Eunuchen ausgebildet und weiter über die Ozeane geschickt – gut möglich, dass es der westlichen Welt niemals gelungen wäre, den Globus politisch, militärisch und kulturell zu erobern.

So aber sind Zheng Hes sieben Fahrten letzten Endes nicht mehr als ein kurzer, triumphaler Augenblick. Das Reich im Osten ist in einem nicht einmal drei Jahrzehnte währenden welthistorischen Moment so mächtig wie nie zuvor – und verspielt den entscheidenden Vorsprung an Macht und Wissen, weil es an politischem Willen und an Weitsicht mangelt.

So kommt es, dass China – ein Imperium mit mehr als 100 Millionen Menschen – es hinnehmen muss, dass die kaum zwei Millionen Portugiesen einige kleine Karavellen losschicken, um 1557 im Zentrum der chinesischen Südküste die Kolonie Macau zu gründen: einen Vorposten Europas, der fast ein halbes Jahrtausend bestehen bleiben wird, ein Symbol für den Triumph des Westens über den Osten.

WAS VON ZHENG HES Fahrten bleibt, das ist die Erinnerung an eine Zeit, in der China das Tor zur Weltherrschaft offen gestanden hat. Die Erinnerung an die Taten und den Stolz der Seefahrer. Eine Erinnerung, wie sie schon Zheng He selbst gekommen sein muss, als er am Ende seiner letzten Reise eine Steintafel in Südchina aufstellen ließ, direkt am Meer:

„Wir haben über einhunderttausend *li* des immensen Ozeans befahren und riesige Wellen bezwungen, die wie Berge bis zum Himmel ragten. Wir haben unseren Blick auf barbarische Länder geworfen, weit entfernt und verborgen hinter der blauen Transparenz dünner Nebelschleier, während unsere Segel, Wolken gleich, Tag und Nacht Kurs hielten, schnell wie ein Stern. Wir befuhren diese wilden Wellen (so sicher), als schritten wir über eine Straße." □

Leo Philip, deutsch-französischer Historiker, schreibt regelmäßig in GEO EPOCHE. Für den Illustrator **Wieslaw Smetek**, 46, war es das erste Mal, dass er sich im chinesischen Malstil versucht hat. Wissenschaftlich beraten wurde er von **Angela Schottenhammer** vom Institut für Ostasienkunde der Universität München.

DER SPIEGEL
SPIEGEL-Leser wissen mehr.

Europa – Von der Alten Welt zu neuen Ufern.

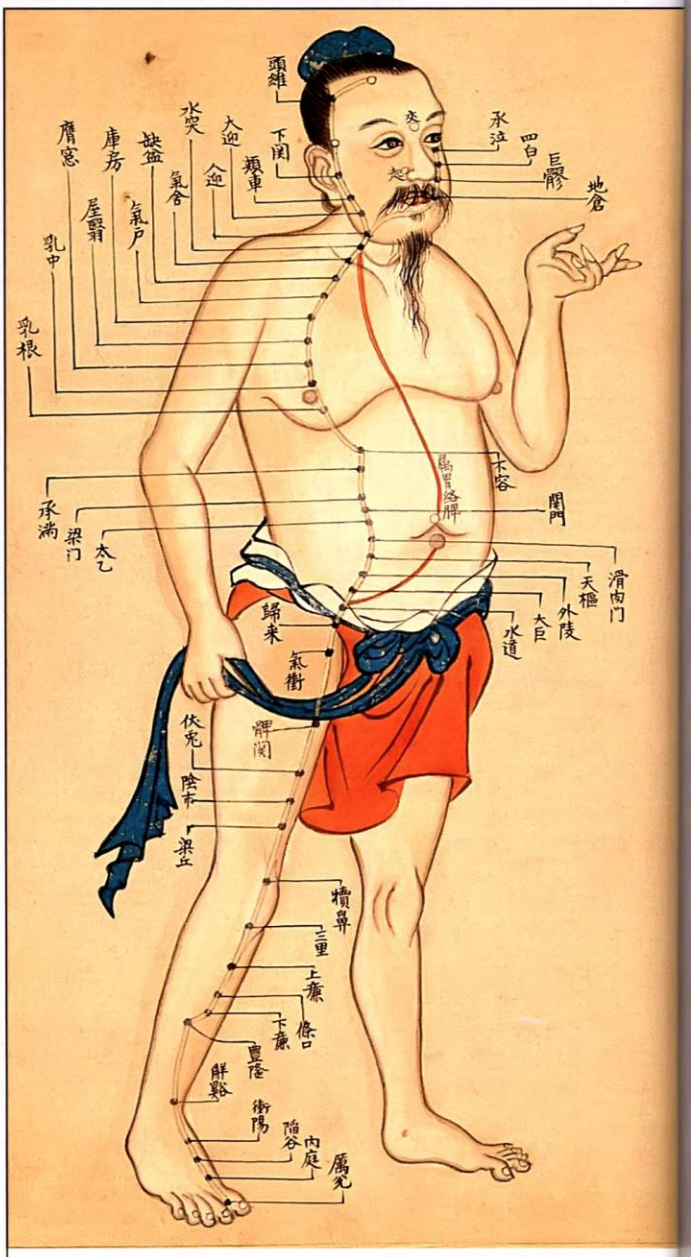
Experiment Europa.
Ein Kontinent macht Geschichte.

Das Sonderheft zur großen SPIEGEL-Serie „Woher kommt Europa?" Der umfassende Überblick über die europäische Geschichte mit aktuellen Beiträgen führender Experten und SPIEGEL-Autoren.

Jetzt in SPIEGEL special.

Ordnung ist das ganze Leben

Erkrankte in China ein Mensch, dann waren kosmische Prinzipien aus der Balance geraten. Und die Ärzte brachten das – ob durch Akupunktur oder auf andere Art – nach wissenschaftlichen Regeln wieder ins Lot. Professor Paul U. Unschuld, ein renommierter Kenner der fernöstlichen Medizin, antwortet auf Fragen nach Wesen, Grundlage und Wirkung klassischer chinesischer Heilmethoden



Verlauf der »Magen-Leitbahn« mit Benennung von 45 Einstichpunkten für die Nadeltherapie

GEO EPOCHE: Sie haben geschrieben, Herr Professor Unschuld, dass sich eine Kultur durch kaum etwas besser erfassen ließe als durch ihre Medizin. Wieso?

UNSCHULD: Weil nichts besser Auskunft gibt über eine Kultur und deren Werte als die Reaktion der Menschen auf Kranksein und die Gefahr eines frühen Todes.

Was aber lehrt uns das im Falle China?

China hat eine über mehr als zwei Jahrtausende durchgängige medizinische Tradition, die in einem überaus reichhaltigen Schrifttum dokumentiert ist – wie übrigens auch Europa. Das macht es möglich, grundsätzliche, über die kulturellen Grenzen hinweg gültige anthropologische Konstanten in der Entwicklung von Heilkunde und der Bewertung von Leben und Gesundheit zu erforschen.

Und was hat nun die chinesische Medizin geprägt?

Wie überall eine Mischung von realen und ideellen Lebensbedingungen, von Ängsten und Hoffnungen, und in China speziell diejenigen, die sich in Sozialphilosophien widerspiegeln, die dort in der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr. aufgekommen sind (siehe Seite 164). Damals wurden auch erstmals Naturgesetze erkannt. Alles zusammen ging dann in eine Heilkunde ein, die man heute als Chinesische Medizin bezeichnet. Der Glaube an Geister und Ahnen, die ins menschliche Leben eingreifen, ging auch in China nicht verloren, doch scheint es, als hätte das medizinische Denken hier lange vor Europa konsequente Schlüsse aus der Wahrnehmung von Gesetzmäßigkeiten in der Natur gezogen.

Welche philosophischen Konzepte waren das speziell?

Es sind eindeutige Parallelen erkennbar zwischen dem konfuzianisch-legistischen Denken und den theoretischen Grundlagen der Akupunktur-Medizin. Eine zweite – von jener konfuzianischen bis ins 12. Jahrhundert n. Chr. nahezu unabhängige – Tradition ist die Kräuterheilkunde; sie war eng mit den politischen und gesellschaftlichen Vorstellungen der Daoisten verknüpft, die in der Natur ihren Lehrmeister sahen.

Beide Denkstile haben sich im wesentlichen in der von Krieg und Gewalt geprägten Phase der chinesischen Geschichte herausgebildet, die der Reichseinigung 221 v. Chr. vorausging. Sie boten letztlich, wenn auch höchst unterschiedlich, Rezepte für ein friedliches Zusammenleben der Menschen.

Könnte man somit sagen, die chinesische Medizin resultiere aus politisch-gesellschaftlichen Erfahrungen?

Jedenfalls spiegelt sie die Erfahrungen der Gewalt und die Hoffnung auf Harmonie wider. In der Akupunktur-Medizin wurde vor allem der Konfuzianismus mit dem menschlichen Organismus in Beziehung gesetzt – eine Sozialphilosophie, die einem Teil der Elite für die Ordnung und Beherrschung eines komplexen staatlichen Organismus geeignet erschien: Ein großes Reich ist nur dann beherrschbar, wenn sich jedermann an die Gesetze hält und einer umfassenden Moral folgt. Eine vielschichtige Bürokratie sorgt für den reibungslosen Ablauf von Handel und Wandel.

Und diese Vorstellungen übertrug man vollständig auf den biologischen Organismus?

Ja. Danach besteht dieser, wie der gesellschaftliche Organismus, aus vielfältig miteinander verbundenen Funktionseinheiten. Jeder Teil muss sein Quantum an Geben und Nehmen leisten, damit das Ganze gesund bleibt. Es gilt, Stauungen aufzulösen, Funktionen anzuregen, Gegenbewegungen richtig umzuleiten und Ähnliches. Der Fluss der Dinge in einem komplexen System, ob Staat oder Mensch, muss am Laufen gehalten werden. Und der Arzt fungiert gleichsam als Lenker, der einen Aufruhr möglichst frühzeitig zu glätten hat.

Aber wie heilten chinesische Ärzte? Doch nicht, indem sie gesellschaftstheoretische Maximen beschworen?

Natürlich nicht. Es gab schon von jeher vielfältige Heilanwendungen, insbesondere Arzneien und Atemübungen. Das Neue aber, das in Texten aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. erkennbar wird, war das Bemühen, die Funktionen des menschlichen Organismus auf der Grundlage von in China erkannten Naturgesetzen zu verstehen und anhand solcher Gesetzmäßigkeiten Leib und Geist gesund zu erhalten oder wieder zu heilen. Das ist der eigentliche Beginn der chinesischen Medizin.

Welche Gesetzmäßigkeiten waren das?

Diejenigen, die antike chinesische Naturphilosophen in der Yin-Yang-Theorie und in der Lehre von den Fünf Wandlungsphasen zusammengefasst haben. Nach der Yin-Yang-Lehre ist das Universum in dualen Strukturen von zwei, vier, sechs oder zwölf Kategorien geordnet. Diese Vorstellung resultiert aus überall erkennbaren Gegensätzen wie männlich und weiblich, Tag und Nacht, Ebbe und Flut, Sommer und Winter – bis in kleinste Differenzierungen. Die Verfechter der Fünf-Phasen-Lehre wiederum gingen davon aus, dass alle Phänomene in fünf Kategorien mit gegenseitiger Wechselwirkung einteilbar seien, für die sie die Symbole Feuer, Wasser, Holz, Metall und Erde wählten.

Und inwiefern nennen Sie diese Konzepte naturgesetzlich?

Weil sie von systematischen Naturbeobachtungen geprägt sind und ohne jede numinose Vorstellung auskommen. Das heißt: Ohne Rückgriff auf das Wirken von Göttern oder Dämonen gelangten antike chinesische Denker zu der Erkenntnis, dass bestimmte Prinzipien unabhängig von Ort, Zeit und Person die gesamte Natur und auch den Menschen durchdringen. Nichts ist statisch. Alles unterliegt einem ewigen Wandel. Die Dynamik dieses Wandels und das Wesen der Dinge waren mit den Lehren

Lehrmodell aus lackierter Pappe mit Energie-Leitbahnen und Ansatzpunkten für die Akupunktur-Nadel; 70 cm hoch, 18. Jh.

von *yin* und *yang* und von den Fünf Wandlungsphasen zu deuten. Und dieses Verständnis – dass alle Dinge, die in der Welt gesehen und erfahren werden können, umfassend zusammenhängen und aufeinander einwirken – ist naturgesetzlich und bedeutete einen gewaltigen kulturellen Fortschritt.

Vergleichbar der Entwicklung in der griechisch-europäischen Antike?

Durchaus. Doch während man im antiken China alle Phänomene – greifbare wie denkbare – unserer Welt aufeinander beziehen und deren Wirkungen aufeinander im Verbund erkennen wollte, bildete bereits das antike Europa ein eher analytisches Denken heraus, das die Phänomene in immer feinere morphologische Details zergliedert.

Wie aber nutzten chinesische Ärzte jene Weltsicht in der Praxis?

Alle seelischen und körperlichen Zustände beschreibt die Lehre von den Fünf Wandlungsphasen als momentanes Ergebnis von deren Wirkung aufeinander …

… zum Beispiel wie, bitte?

Eine zu starke Funktion der Nieren, für die das Prinzip Wasser steht, kann das Herz beeinflussen, das mit dem Prinzip Feuer assoziiert ist. Das Herz, also das Feuer, muss schon sehr stark sein, damit das Wasser es nicht auslöscht. Auch die Yin-Yang-Theorie definiert den Gesundheitszustand des Menschen als Effekt von jeweils zwei Prinzipien, von Gegensatzpaaren. Hat eines die Überhand gewonnen, muss es, wenn der Körper das nicht selber schafft, durch Heilmaßnahmen eingedämmt werden. Eine Rolle spielt dabei sicher die allgemein menschliche Erfahrung: Wer in Extremen lebt, tut sich Gewalt an, wird krank oder geht unter. Aus dieser Erkenntnis formulierten chinesische Philosophen die Moral vom „Maß der Mitte". Alle Exzesse sind zu vermeiden. Das betrifft das Essen und Trinken, das Agieren und Ruhen, auch die Emotionen. Also: Reg dich nicht dauernd auf. Zeig weder zu viel Hass noch zu viel Liebe. Denk nicht immerzu an deine Karriere.

Und dieser Moral wurde auch der Körper unterworfen?

Ja, oft ganz einfach: „Geh im Winter nicht ohne wärmende Kleidung." Oder: „Iss nicht nur Salziges oder Scharfes."

Womit wurde die körperliche Ausgewogenheit, wenn sie gestört war, wieder zurecht gerückt?

Auch durch Veränderung der Speisen, auch durch Einnahme von Arzneien oder durch Atemübungen. In gewissem Maße aber eben durch die Akupunktur, mit der man vor allem darauf abzielte,

Bronzefigur mit stilisierter Haartracht. Bein und Arme sind erhoben, damit die dortigen Akupunktur-Punkte leichter zu sehen sind (16. – 18. Jh.)

Gesund sein ist auch eine Frage der Moral

Mangel oder Überschuss in den Gefäßen auszugleichen und Unregelmäßigkeiten im Fluss von Blut und Dämpfen im Körper zu korrigieren.

Spielte dabei nicht auch das Phänomen *qi* eine Rolle?

Ja. Aus Anregungen, die vielleicht aus Beobachtungen beim Atmen stammten, postulierten einige Naturphilosophen die Existenz einer feinsten, dampfförmigen Materie im Universum und somit auch im Körper. Qi, wie die Materie genannt wurde, strömt in den Gefäßen des Körpers idealerweise in einer bestimmten Richtung. Es kann aber auch in der falschen Richtung fließen oder ganze Bereiche umgehen.

Qi fasziniert heute auch viele Menschen im Westen. Da gibt es zahlreiche Interpretationen, von denen der Begriff „Lebensenergie" noch die schlichteste ist. Was ist *qi* wirklich?

Qi ist ein Konstrukt, mit dem die nicht-fassbaren Grundlagen des Lebens gedeutet und zusammengefasst wurden – vergleichbar den europäischen Vorstellungen von Pneuma, Spiritus oder Lebenskraft. Die Chinesen haben in dieses Konzept 2000 Jahre lang immer wieder neue Aspekte eingebracht. Etwa: Hat der Magen ein anderes *qi* als die Leber oder die Lunge? Gibt es gutes und böses *qi*? Welche Bedeutung hat es für die gesunden und krankhaften Vorgänge im Körper? Kann der Arzt es mit der Nadeltechnik beeinflussen?

Und wie weit sind diese Fragen beantwortet?

Immerhin kam es zu konkreten Aussagen darüber, was *qi* bewirkt. So wurde Schmerz gedeutet als Zeichen dafür, dass *qi* sich staut. Ohnmacht bedeutet, dass es sich aus bestimmten Körperbereichen zurückgezogen hat. Haarausfall kann die Folge von zu viel Hitze-Qi in den Gefäßen sein. Wechselfieber bei Malaria wurden schon in der Antike als Folge des Kampfes von Erreger-Qi und Abwehr-Qi im Körper gedeutet. Umwelt-Qi, wie Feuchtigkeit, Kälte oder Wind, kann in den Körper eindringen und Unheil anrichten.

Empfiehlt sich dann eine Nadelbehandlung?

Ja, allerdings waren manche Experten schon in alten Zeiten der Auffassung, dass Akupunktur nur vorbeugend, also nur bei noch sehr leichten Störungen anzuwenden sei. Nach konfuzianischer Ansicht soll man ja die Fenster nicht erst vergittern und die Mauern nicht erst verstärken, wenn der Feind bereits ins Haus eingedrungen ist.

Wird Akupunktur aber heutzutage nicht auch in anderen Fällen eingesetzt? Nutzen moderne Ärzte sie nicht vor allem in der Schmerzbekämpfung?

Ja. Sehr viele Praktiker erzielen damit Wirkungen, die sie und auch ihre Patienten als sehr hilfreich beschreiben. Doch bislang war es sehr schwierig, diese Beobachtungen wissenschaftlich exakt zu verifizieren.

Liegt das womöglich auch an den widersprüchlichen An-

gaben darüber, welche Akupunktur-Punkte bei bestimmten Erkrankungen wie zu stimulieren sind?

Solche Angaben sind wie auch die der Pulsdiagnose – eines höchst ausgefeilten Diagnosesystems in der chinesischen Medizin – vielfach aus individuellen Erfahrungen abgeleitet. Der eine Heiler hat bei einem bestimmten Krankheitsbild zufällig diese Punkte gestochen und bemerkt, dass es seinem Patienten danach besser gegangen ist; und der andere jene Punkte, und dessen Patienten ging es ebenfalls besser. Und diese Ergebnisse wurden dann niedergeschrieben und überliefert.

Vielleicht sind manche Widersprüche ja auch darauf zurückzuführen, dass Ärzte sich auf unterschiedliche Theorien gestützt haben …?

… eben das macht es ja so schwierig, sich antiken chinesischen Vorstellungen mit moderner Wissenschaft zu nähern. Wenn man mit der Yin-Yang-Lehre arbeitet, muss man von *sechs* Hauptorganen im Körper ausgehen. Folgt man der Fünf-Wandlungsphasen-Lehre, hat man es mit *fünf* Hauptorganen zu tun. Damit wird die physiologische Realität in ganz anderer Weise gegliedert, als wir es gewohnt sind. Dass die Chinesen sich zudem auf antike Autoritäten berufen, macht die Sache nicht einfacher.

Haben denn diese uralten Traditionen die chinesische Medizin dominiert?

In China war man sich stets bewusst, dass spätere Generationen aus einem immer größeren Ideenpool auswählen konnten. In diesem Lande finden sich reiche Bibliotheken mit Werken aus den vergangenen zwei Jahrtausenden, die von manchen Ärzten auch heutzutage als hilfreich angesehen werden. Übrigens: Auch in Europa war ja bis zum Beginn der Neuzeit der Rückgriff auf die Medizin der Antike üblich.

Heißt das, die chinesischen Ärzte hätten das in der Vergangenheit erworbene Wissen stets höher eingeschätzt als ihre eigene Erfahrung?

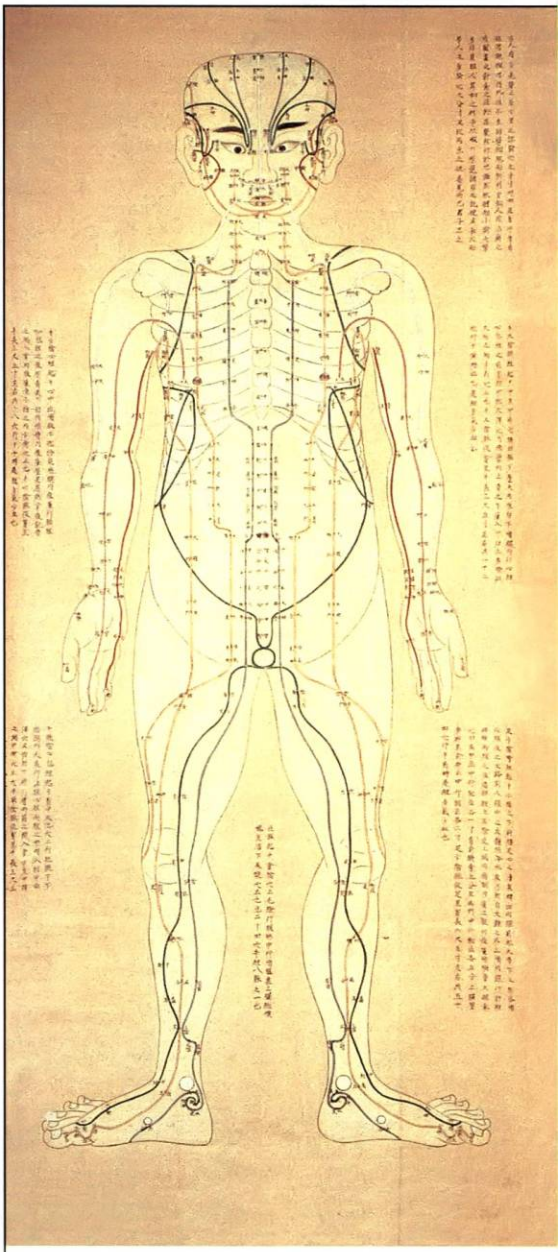
Auch in China hat sich Wissen immer aus einer Verknüpfung von konkreten Erfahrungen und der Anwendung von Theorien gebildet und fortentwickelt. Die chinesische Medizin war nie ein homogenes, abgeschlossenes System. Im 1. Jahrhundert sah sie sehr wohl anders aus als im 11. oder 15. Jahrhundert. Über 2000 Jahre sind viele Konzepte neu eingeführt worden – und manche davon stehen halt zueinander in Widerspruch. Da gab es zum Beispiel Ärzte, die begründeten, dass Menschen sich immer zu viel Hitze zumuten, andere stritten das vehement ab. Chinesische Denker konnten mit solchen Widersprüchen gut leben.

Wurde denn nie versucht, die Theorien oder wenigstens die Therapien experimentell zu belegen?

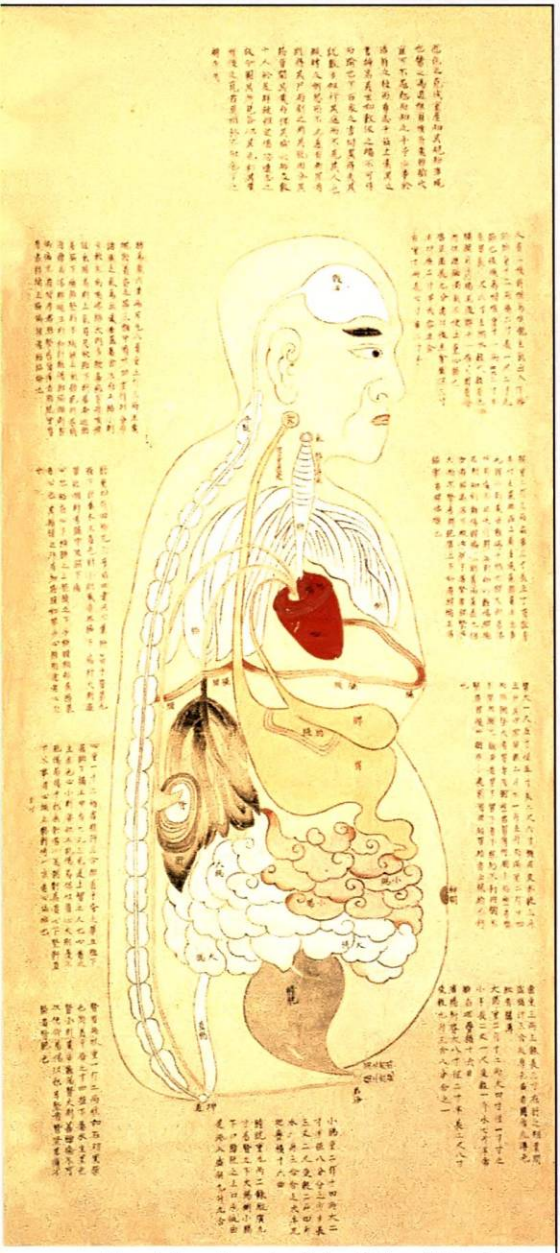
Es hat schon vor Jahrhunderten Berichte darüber gegeben, was geschieht, wenn an einem Körper bestimmte Punkte gestochen worden sind oder wenn Leute bestimmte Heilmittel zu sich genommen haben. Aber mit modernen, kontrollierten Experimenten waren diese Überprüfungen nicht vergleichbar.

Apropos Heilmittel. Wie haben denn die in jene theoretischen Konzepte gepasst?

Zunächst gar nicht. Bis ins 11. Jahrhundert n. Chr. entstand zwar eine reiche Literatur über die Wirksamkeit bestimmter pflanzlicher, mineralischer und tierischer Stof-



Der Text in der Lehrtafel beschreibt Leitbahnen und benennt die Akupunktur-Punkte; 175 cm hoch; 19. Jh.



Vorgestellt werden – wie seit dem 13. Jh. gelehrt – die inneren Organe samt Funktion, Größe und Gewicht; 140 cm hoch; 19. Jh.

fe, mit Tausenden von Rezepten und Indikationen und mit Zeugnissen einer hoch entwickelten pharmazeutischen Technologie – doch keine übergreifende Theorie. Die Arzneikunde blieb mehr als 1000 Jahre außerhalb jenes theoretischen Gebäudes, das man der Akupunktur errichtet hatte.

Und wie kam es es dazu?

Durch eine Zweiteilung der Traditionen, in der sich der Gegensatz spiegelt zwischen konfuzianisch-legistischem Denken, das den Körper als kleinen Staat auffasste, und dem daoistischen, das komplizierte Gesetze, Bürokratien und eine menschengemachte Moral ablehnte und ein einfaches Leben im Einklang mit der Natur propagierte (siehe Seite 166). Vor allem aus daoistischer Sicht hat sich die Arzneikunde in China über viele Jahrhunderte praktisch theoriefrei und im wesentlichen als reine Erfahrungsmedizin entwickelt.

Und dann wurde auch dieser uralten Praxis eine Theorie übergestülpt?

Ja, und das war ein faszinierender Vorgang – ausgelöst nicht durch klinische Erfordernisse, sondern durch grundlegende gesellschaftliche Veränderungen. Die Attraktion des klassischen Konfuzianismus hatte im 12. Jahrhundert stark abgenommen. Die Bemühung besorgter Philosophen, hier gegenzusteuern, führte zum Neo-Konfuzianismus. Der legte auch Konfuzianern nahe, sich mit Naturforschung zu befassen. Und nun fühlten sich viele Ärzte angeregt, Arzneiwirkungen anhand von Naturgesetzen zu erläutern.

Mit welcher Konsequenz?

Zahlreiche Autoren machten sich Gedanken darüber, wie die Heilmittel mit den Funktionen der Organe und den Leitbahnen dazwischen in Einklang zu bringen seien. Sie stellten auch hier ein System von Korrespondenzen auf und postulierten entsprechend der Yin-Yang- und der Fünf-Wandlungsphasen-Theorie, welche Substanzen bei welchen Krankheiten in welchen Körperbereichen benötigt werden.

Allerdings äußerte nahezu jeder Autor dazu seine eigenen Vorstellungen. Eine Standardisierung des Wissens erfolgte nicht – und über Heilerfolge liegen zwar anekdotische Berichte, aber keine statistischen Angaben vor. Im 16. Jahrhundert erstarrte dann die Dynamik dieser Diskussionen.

Worauf führen Sie diese Stagnation zurück?

Auch das hatte etwas mit der philosophischen und politischen Entwicklung zu tun: Viele Gelehrte lehnten jene Neuerungen ab und sahen in ihnen die Ursache für die Schwächung Chinas und dessen Eroberung durch fremde Völker. Für die Medizin bedeutete dies, dass viele Ärzte ihre Heilmittel wie vor der neokonfuzianischen Ära wieder auf rein empirischer Grundlage anwendeten. Hatte denn nicht die Pharmazie gut 1000 Jahre lang bestens ohne theoretischen Überbau funktioniert? Wie in der großen Politik war nun auch in der Medizin das Bestreben erkennbar, an erfolgreichere Epochen der Vergangenheit anzuknüpfen …

… in denen Pharmazie und Wissenschaft zweierlei Dinge waren?

Ja, so ungefähr.

Aber war das denn nicht ein Rückschritt für die Medizin?

Nicht unbedingt: Was die Arzneikunde angeht, so hatte deren Theoretisierung ja nicht grundsätzlich etwas an ihrem Charakter als Erfah-

Wie sind die alten Lehren in die moderne Heilkunde zu integrieren?

rungsmedizin geändert. Auch die Heilkundigen, die sich jener Konzepte bedienten, wussten natürlich, dass Rhabarberwurzel, auf die eine Weise zubereitet, Verstopfung beendet und auf die andere das Gegenteil bewirkt.

Sind traditionelle chinesische Kräutertherapien nach modernen pharmakologischen Gesichtspunkten überhaupt zu empfehlen – auch für westliche Menschen?

Es gibt sicherlich Rezepturen und Einzelsubstanzen, die bei richtiger Anwendung gute Wirkungen zeigen. Von vielen Arzneidrogen kennt man heute auch die Wirkstoffe.

Und was ist mit Arzneidrogen wie etwa Nashorn- oder Seepferdchenpulver?

Deren Wirkung ist höchst fraglich. Und größte Vorsicht geboten ist bei den in China häufigen Rezepturen mit einer Vielzahl von Arzneistoffen. Sowohl deren Wirkungen untereinander als auch – und das ist noch wichtiger – mit gleichzeitig eingenommenen modernen Pharmaka sind vielfach nicht abzuschätzen.

Schwierig ist es außerdem, die richtige Dosis für Europäer anzusetzen. Schließlich steht die Frage im Raum, ob der Schatz der traditionellen chinesischen Arzneikunde – so groß er auch sein mag – tatsächlich die westliche Medizin bereichert und ob sich die traditionellen Indikationen mit modernen Sichtweisen in Einklang bringen lassen. Da ist noch viel Forschung nötig.

Wie bei der Akupunktur?

Auch da. Man sollte im Auge behalten, dass die Akupunktur in China bereits vor dem Bekanntwerden der modernen westlichen Medizin keineswegs unumstritten war. Womöglich resultierte der Niedergang der Nadeltherapie aus der allgemeinen Krise des konfuzianischen Denkens in den letzten drei, vier Jahrhunderten. Im 18. Jahrhundert sprach ein berühmter chinesischer Arzt schon von der „verlorenen Tradition", und 1822 wurde die Akupunktur offiziell für nicht mehr anwendbar erklärt.

Wie aber konnte es dann zu dem gegenwärtigen Siegeszug der traditionellen chinesischen Medizin und insbesondere der Akupunktur in aller Welt kommen?

Darauf gibt es zwei Antworten – eine vom Westen und eine vom Osten her gesehen. In den westlichen Industrienationen haben neue Ängste gegenüber Chemie und Technik, neue Sehnsüchte nach Ganzheitlichkeit und andere Faktoren bei vielen Menschen Zweifel an der so genannten Schulmedizin mit ihrer Dominanz technischer und chemischer Diagnose und Therapie gesät. Manche suchen daher nach Alternativen – und die Chinesische Medizin erscheint da als eine. In China dagegen hatte die Wiederbelebung der traditionellen Medizin Mitte des 20. Jahrhunderts eher pragmatische Gründe: Die kommunistische Armee war vor ihrem Sieg über die Nationalisten und die Japaner mangels westlicher Medikamente auf die traditionelle Medizin angewiesen – und sowohl die Arzneien als auch die als Volksheilkunde noch praktizierte Akupunktur erwiesen sich als nützlich.

Heißt das, dass viele damit erfolgreich therapiert wurden?

Durchaus.

Kann man somit von einer Renaissance der traditionellen chinesischen Medizin durch das kommunistische Regime sprechen?

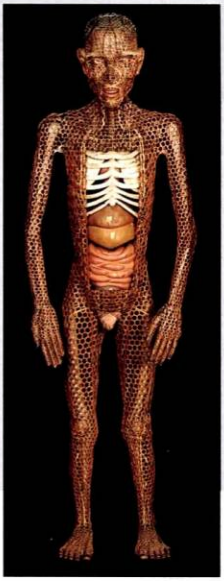
Das wohl nicht. Vielmehr folgte aus den Erfahrungen aus der Zeit des Bürgerkriegs, dass es lohnen würde, die alte Heilkunde „demokratisch und wissenschaftlich" – wie Mao Zedong es forderte – zu reformieren. Mit „Wissenschaft" aber ist westliche Forschung und Technologie gemeint. Da es zu wenige modern ausgebildete Ärzte gab, um in der Volksrepublik China eine ordentliche medizinische Versorgung zu gewährleisten, war es das Ziel der Gesundheitspolitik in den vergangenen 50 Jahren, die vielen hunderttausend traditionellen Heiler unterschiedlichster Ausbildungsstufen zu integrieren. Und gleichzeitig wurden große Anstrengungen unternommen, junge Ärzte nach modernem Standard wissenschaftlich auszubilden.

Soll das heißen, dass die Chinesen ihre traditionelle Heilkunde schließlich doch verdrängen wollen?

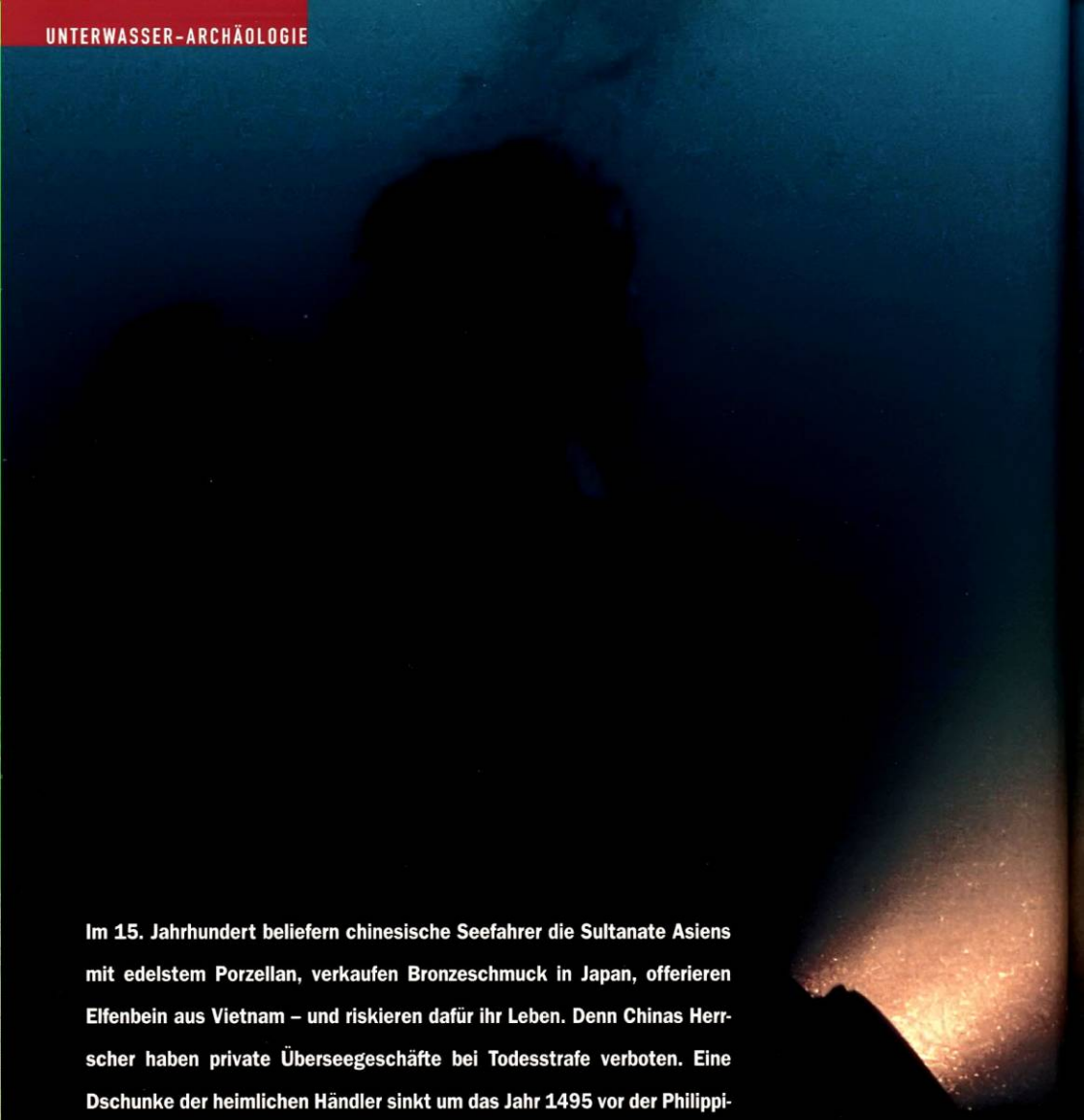
Nein, sie wird vielmehr auf einen neuen theoretischen Boden gestellt. Es ist politisch erwünscht, aus der chinesischen Tradition einen Kern herauszulösen, der modernem Denken nicht widerspricht, und so die alten Lehren in unsere Zeit herüberzuholen. Dabei wird niemandem die Freiheit genommen, sich außerhalb offizieller Institutionen sein Leiden ganz persönlich nach antiken Vorstellungen diagnostizieren und therapieren zu lassen.

In einigen Hochschulen und Institutionen arbeiten und lehren die Verantwortlichen nach einem eher integrativen Konzept, in das alte Arzneidrogen, Heilverfahren und Ideen aufgenommen werden, die sich unter naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten bewähren. Am Ende dieses sicherlich langfristigen Prozesses könnte dann stehen, was manche „Weltmedizin" nennen – eine Medizin, die das Beste aus der fernöstlichen und der westlichen Medizin vereint.

Prof. Dr. Paul U. Unschuld, 58, ist Vorstand des Instituts für Geschichte der Medizin an der Universität München, Vizepräsident der Deutsch-Chinesischen Gesellschaft für Medizin und wissenschaftlicher Berater der Bibliothek der Akademie für Chinesische Medizin in Beijing. Von seinen zahlreichen Werken zum Thema ist besonders das Buch „Chinesische Medizin", erschienen bei C. H. Beck, München, hervorzuheben. Das Interview mit Prof. Unschuld führten **Hania Luczak** und **Ernst Artur Albaum**.

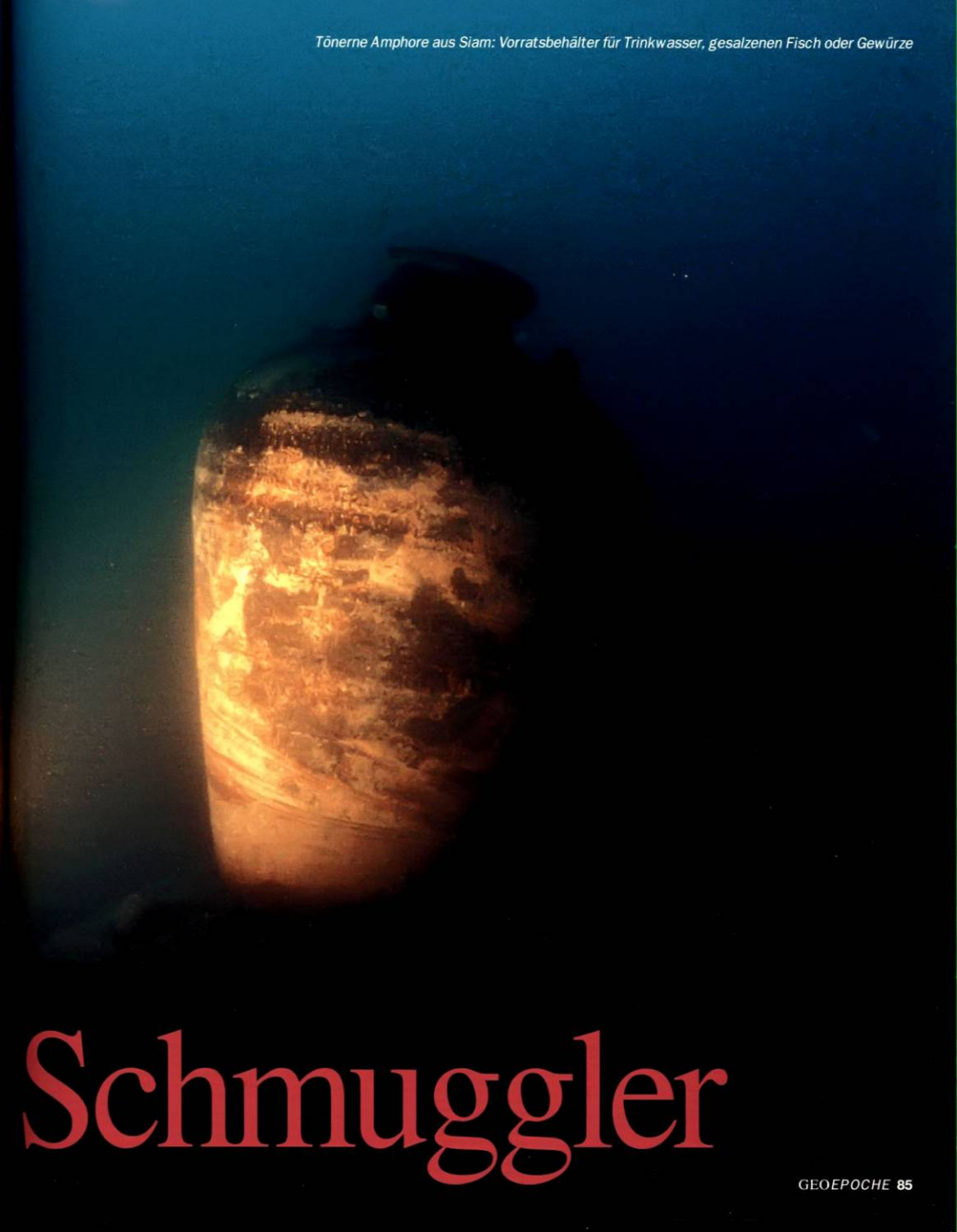


Nach chinesischem Vorbild gearbeitetes Akupunktur-Modell aus Kupfergeflecht aus dem Besitz eines japanischen Arztes; 133 cm hoch; 1669



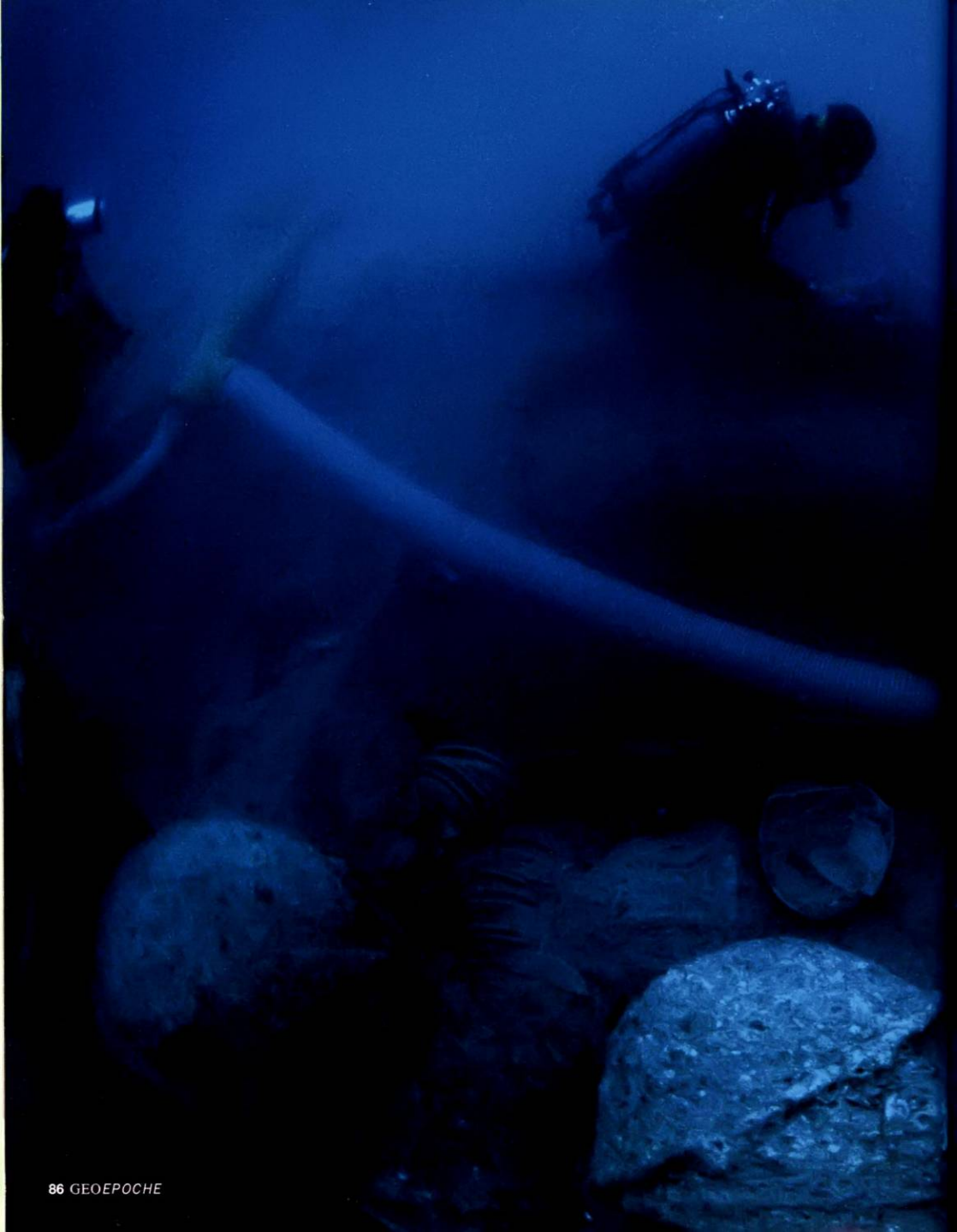
Im 15. Jahrhundert beliefern chinesische Seefahrer die Sultanate Asiens mit edelstem Porzellan, verkaufen Bronzeschmuck in Japan, offerieren Elfenbein aus Vietnam – und riskieren dafür ihr Leben. Denn Chinas Herrscher haben private Überseegeschäfte bei Todesstrafe verboten. Eine Dschunke der heimlichen Händler sinkt um das Jahr 1495 vor der Philippinen-Insel Luzon – voll beladen. Rund 500 Jahre später birgt der Unterwasser-Archäologe Franck Goddio die kostbare Fracht für die Forschung

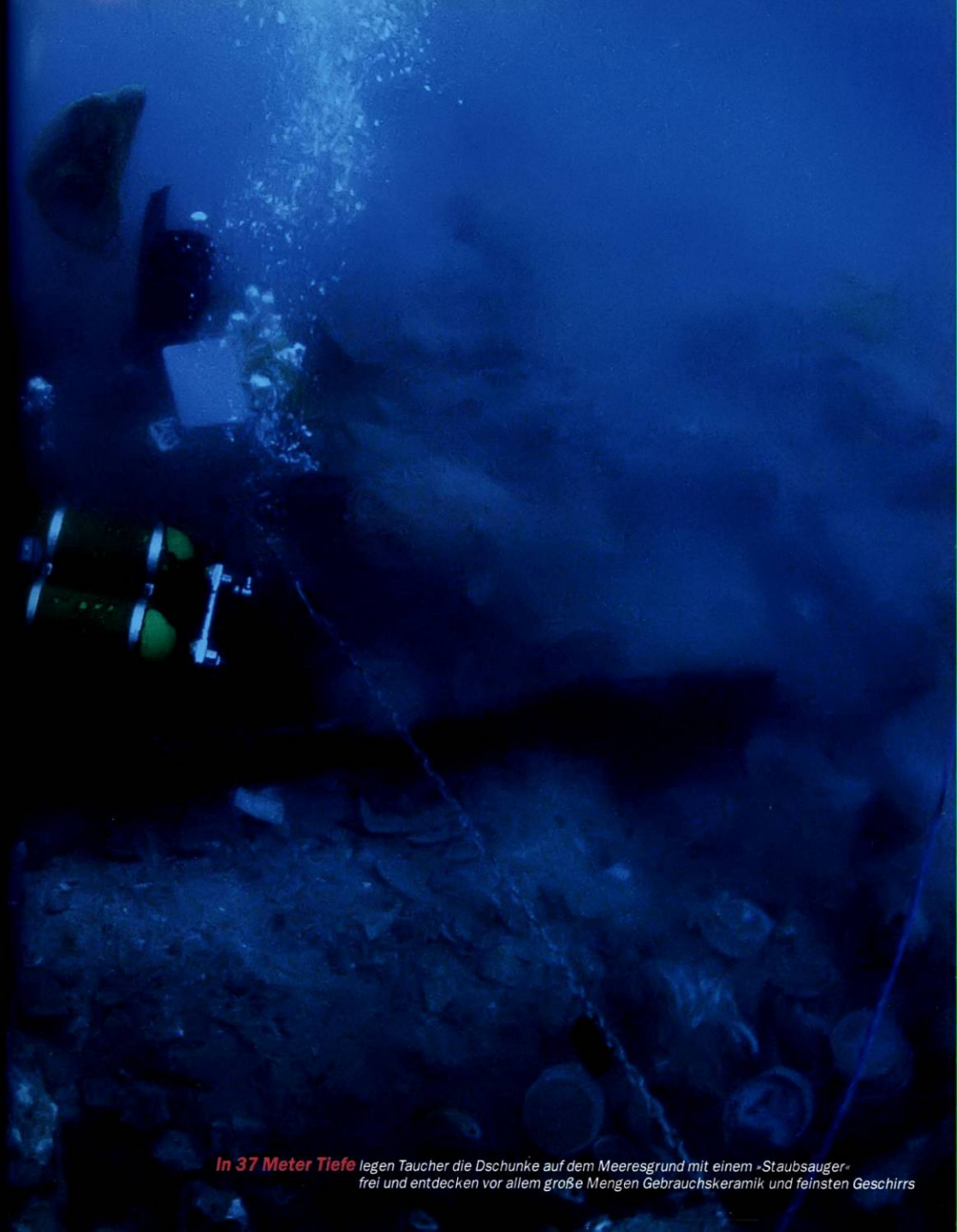
Das Vermächtnis der



Tönerne Amphore aus Siam: Vorratsbehälter für Trinkwasser, gesalzenen Fisch oder Gewürze

Schmuggler





In 37 Meter Tiefe legen Taucher die Dschunke auf dem Meeresgrund mit einem »Staubsauger« frei und entdecken vor allem große Mengen Gebrauchskeramik und feinsten Geschirrs

Chinesische Teller *mit kobaltblauem Dekor finden sich stapelweise, sowie Krüge aus Annam und Siam. Jeder Laderaum wird mit einer Kennnummer versehen*

An Ort und Stelle entfernen die Taucher Schlick und Sand von den Krügen, bevor sie die Fundstücke zum Bergungsschiff befördern. Zwei Tage lang wird dann die Keramik erst in einer Salz- und Süßwasser-Mischung, dann in reinem Süßwasser behutsam

entsalzt, damit sie nicht beim Trocknen zerspringt. Auch in den Krügen war Geschirr verstaut worden – in einem entdeckte der Expeditionsleiter Franck Goddio (rechts mit Kappe) über 50 Reisweinbecher vietnamesischer Herkunft

Den Fundort jedes geborgenen Gegenstands trägt der Zeichner Patrice Sandrin in einen Plan ein. So auch, wo die Wasserkanne in Form eines Mandarin-Entenpaares lag, das ein Symbol der ehelichen Treue ist. Oder der Teller aus der Manufaktur von Jingdezhen, der eine Frau und ein Kind in chinesischer Landschaft zeigt. Oder die Armreifen aus damals kostbarem grünen Glas

VON ANJA HEROLD;
FOTOS: CHRISTOPH GERIGK

Sie hatte Tausende von Porzellantellern aus Jiangxi geladen, Öllampen aus Siam, grün glasiertes Steingut aus Longquan, kleine Töpfe aus Annam. Auch irdene Krüge an Bord stammten aus Vietnam, die Vorratsgefäße aus Thailand, die Schreibkästen, Wasserkannen und Speiseplatten aus Jingdezhen, Chinas Zentrum der Porzellanherstellung im Norden der Provinz Jiangxi.

Tief unten im Rumpf war Gebrauchsgeschirr verstaut, verkeilt zwischen Gefäßen, in denen blauweiße Reisweintassen und Perlen aus Karneol transportiert wurden, dazu wohl Ballen feinster Huzhou-Seide und indische Baumwollstoffe. Daneben lagerten eiserne Woks, gelbe Perlen, Armreifen aus Bronze und aus grünem Glas.

Derart beladen stach die Dschunke irgendwann um das Jahr 1495 von einem verschwiegenen Hafen an Chinas Südostküste aus in See und segelte in Richtung Luzon, der Hauptinsel der Philippinen. Doch kurz vor ihrem Ziel, nur 15 Kilometer vor der Westküste Luzons, lief der Segler auf ein Riff. Vielleicht hat sich die Besatzung noch auf die nahen Hermana-Inseln retten können, dann sank das Schiff hinab auf den Boden des Meeres.

Eingebettet in weichem und sauerstoffarmem Schlick überdauerte das Wrack ein halbes Jahrtausend in einer Tiefe von 37 Metern alle Taifune. Bis Dynamitfischer, die an dem Riff nach ihrer Beute tauchten, im März 2001 die Dschunke entdeckten und sie zu plündern begannen. Als die ersten Gefäße auf dem Schwarzmarkt der philippinischen Hauptstadt Manila auftauchten, alarmierte ein Direktor des dortigen Nationalmuseums einen europäischen Experten und bat ihn um Hilfe: Franck Goddio.

Wenige Monate später ankerte der französische Unterwasser-Archäologe, der bereits sechs Dschunken in philippinischen Gewässern erforscht hatte, mit zwei Schiffen vor der Westküste Luzons. An Bord: 38 Taucher, Archäologen, Restauratoren, Zeichner und Bootsleute.

Die Forscher kamen gerade noch rechtzeitig

Bei ihren ersten Tauchgängen sahen die Archäologen nichts als Scherben – die Hinterlassenschaften der Plünderer. Dennoch waren die Wissenschaftler noch rechtzeitig eingetroffen. Denn unter den Scherben lag ein erstaunlich gut erhaltener hölzerner Schiffsrumpf im Schlick, wahrscheinlich ein Dreimaster, etwa 25 Meter lang. 15 Laderäume waren mit insgesamt 15 000 Objekten gefüllt.

In zweieinhalb Monaten maßen die Forscher nicht nur das Wrack auf, sondern kartierten auch Tausende von Objekten und versahen sie mit Fundetiketten. Durch Vergleich mit bekannten Funden in Museen gelang es Porzellanspezialisten, das Alter des geborgenen Geschirrs zu bestimmen: Es konnte nur während der Ming-Dynastie hergestellt worden sein, und zwar zwischen 1490 und 1500. Die „Santa Cruz" – wie die Dschunke nach einem nahen Fischerdorf benannt wurde –

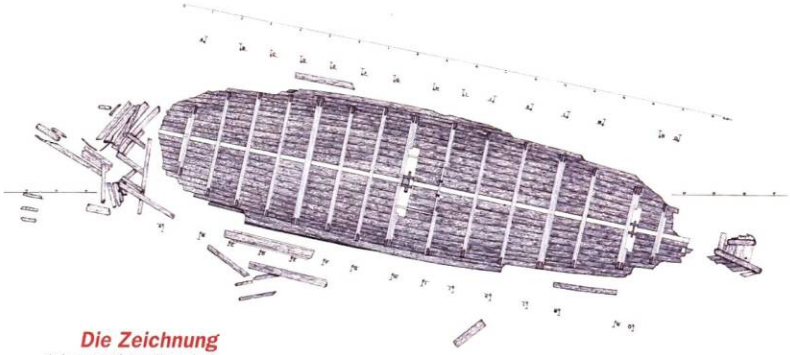
erwies sich als das besterhaltene vollbeladene chinesische Handelsschiff aus jener Zeit, das Archäologen bislang erforschen konnten.

Vielfalt und Wert der Ladung, die Größe der Dschunke und deren Lage vor der philippinischen Küste lassen nur einen Schluss zu: Hier war kein Schiff der kaiserlichen Flotte zu Grunde gegangen, sondern die Dschunke eines Reeders, der auf eigene Faust handelte – also ein Hehler, ein Schmuggler gewesen sein musste.

Denn zum Zeitpunkt des Untergangs war der private Überseehandel seit einem Jahrhundert verboten und Chinas kurze Ära als überragende Seemacht bereits vorbei (siehe Seite 64). Seit 50 Jahren schon tauschten die Kaiser keine Luxusgüter mehr mit fremden Herrschern aus, mit Fürsten etwa am Persischen Golf, am Roten Meer, an der afrikanischen Ostküste. Kein chinesisches Schiff in offizieller Mission segelte weiter als bis zur Straße von Malakka zwischen Sumatra und der malaiischen Halbinsel.

Auch lieferten nur noch selten Gesandtschaften überseeischer Staaten Tribute in China ab – etwa aus Japan, dem vietnamesischen Champa, Siam, Java oder dem Sultanat von Malakka. Das China der Ming-Dynastie hatte sich isoliert. Es genügte sich selbst und verzichtete auf Schätze aus Übersee – für die sich die Reichen des Landes freilich nach wie vor interessierten.

In diese Versorgungslücke stießen illegale Händler – mit erheblichem Risiko: Von der Mitte des 15. Jahrhunderts an drohte jedem Chinesen die Todesstrafe, der privaten



Die Zeichnung
dokumentiert die erhaltenen Wrackteile der »Santa Cruz«, wie die Archäologen die gesunkene Dschunke genannt haben

Kontakt zu „barbarischen" Ausländern hatte, mit Importwaren handelte oder Informationen aus China ins Ausland preisgab. Da der Hof immer mit Aufständen in den nur schwer zu kontrollierenden Küstenregionen rechnete, wurde jeder beargwöhnt, der mit Fremden Geschäfte zu machen versuchte: Er könnte ja mit Feinden paktieren und das Land verraten.

Doch in den landwirtschaftlich unergiebigen, aber dicht bevölkerten Gebieten an der Südostküste waren die Menschen auf den Seehandel angewiesen. So entstanden trotz der Verbote Hunderte kleiner illegaler Häfen und Märkte an den Küsten der Provinzen Zhejiang, Fujian und Guangdong. Kleine Buchten mit vorgelagerten Inseln boten verschwiegene Umschlagplätze.

Die Regierungszentrale in Beijing sah in diesen Ankerplätzen nichts anderes als Orte der Hehlerei, des Schmuggels und der Piraterie. Unter dem Druck aus der Hauptstadt verließen viele Händler das Land. Wo immer Portugals Seefahrer später, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, an den Küsten Südostasiens landeten, trafen sie deshalb auf Gemeinden von Auslandschinesen, die einen schwunghaften illegalen Handel mit den Daheimgebliebenen betrieben.

Trotz der kaiserlichen Verbote agierten Beamte und Würdenträger verdeckt als Reeder, Großkaufleute oder Kreditgeber. Mafiöse Strukturen entstanden entlang des Küstenstreifens im Südosten, mächtige Familien teilten das Geschäft untereinander auf: Ohne deren Kapital und Protektion konnte keiner der kleinen und mittleren Händler Laderaum oder gar ein ganzes Schiff befrachten.

Das Porzellan war von unerreichter Qualität

Die Archäologen um Franck Goddio haben keinen Hinweis darauf gefunden, wem die „Santa Cruz" gehört hat. Niemand kann sagen, ob ein Reeder sie mit eigenen Seeleuten auf die Reise nach Luzon geschickt oder ob ein Händler das Schiff samt Besatzung gemietet hat.

Vermutungen kann Goddio allein über die Seeleute anstellen. „Sie waren anscheinend sehr arm, denn wir haben nur wenige persönliche Gegenstände gefunden: ein Blasrohr, ein Feuerbecken und Holzkohle, Kochtöpfe, zwei Eisenmesser, ein paar Münzen und Bronzegongs, mit denen man Küstenbewohnern damals friedliche Absichten signalisierte."

Was für ein Kontrast dazu die Ladung. Zwischen den Trennwänden im Rumpf stapelten sich Tausende von Tellern, dazu Speiseplatten und Schalen, Schreibkästen, Dosen und zierliche Kannen. Sie alle waren vermutlich für muslimische Fürsten im Mittleren Osten bestimmt.

„Die meisten Porzellanwaren stammen aus Jingdezhen", erklärt Goddio. Dort hatten sich die Porzellanmanufakturen mit Formen und Dekorationen auf die Vorlieben ihrer arabischen Kunden eingestellt – Platten und Teller etwa wurden flächig mit Gittermustern und Medaillons in „Mohammedanerblau" verziert. Chinas Porzellan war hoch geschätzt am Nil, in Persien, Syrien und am Bosporus, denn die mit Kobaltblau dekorierten Gefäße waren von sonst unerreichter Qualität.

Noch begehrter waren vielleicht die Seladone –

grün glasierte Steingutwaren, von denen die „Santa Cruz" große Mengen geladen hatte: mehrere hundert Schalen, Schüsseln und Teller, die meisten mit Blumendekor, gebrannt in den Öfen von Longquan in der Küstenprovinz Zhejiang.

Diese Keramik war in den Sultanaten des Mittleren Ostens und Südostasiens wegen ihrer Jadefarbe beliebt, aber auch, weil die orientalischen Herrscher ihr Zauberkräfte zusprachen: Seladon, so glaubte man, würde bei der Berührung mit Gift zerspringen.

Verkeilt hatte die Besatzung die Stapel aus Tafelgeschirr mit irdenen Krügen aus Vietnam und thailändischen Gefäßen aus Ton – darunter eine große Amphore, in der Trinkwasser oder gesalzener Fisch gelagert wurde. Ein Krug war mit langen, sechseckigen Karneolperlen gefüllt, ein anderer enthielt mehr als 50 blauweiße Reisweintassen aus vietnamesischer Herstellung, die ineinander gesteckt und einer Kette gleich in das Gefäß gedreht worden waren.

Aus der Art, wie die Fracht im Schiffsrumpf verstaut war, schließt Goddio, dass die „Santa Cruz" ihre Waren vermutlich in einem einzigen Hafen geladen hatte. „Wahrscheinlich irgendwo an der Südostküste Chinas."

Um das Jahr 1500 war Yuegang in der Bucht von Amoy der wichtigste Privatmarkt. Chroniken berichten von den ertragreichen Geschäften der Reeder: „ Kostbarkeiten aus fremden Ländern türmen sich in ihren Häusern. Im Osten sind sie mit Japan verbunden, im Westen verkehren sie mit Siam. Im Süden haben sie Verbindung zu den Ländern der Folangji und Bahang."

Auch das vietnamesische Champa sowie die Inseln Java und Luzon wurden auf den oft monatelangen Rundfahrten angelaufen.

Auf den geheimen Marktplätzen an der chinesischen Südostküste lagerten rabenschwarzes Ebenholz, Räucherwerk, Elfenbein und Rhinozeroshorn aus Vietnam. Sapan- und Sandelholz, Muskatnüsse, Pfeffer und Schildkrötenpanzer aus Java. Silber aus Japan. Perlen, Baumwolle, Bienenwachs und Betelnüsse von Luzon.

Aus Siam kamen Harze, Halbedelsteine, Kardamom, Rosenholz und Elefantenstoßzähne. Von der Malaiischen Halbinsel Dammar-Harz zum Abdichten von Schiffen sowie Zinn-Waren und über den Hafen Malakka die Schätze Indiens und Arabiens: Indigo, Opium, Weihrauch, Myrrhe.

Unzählige kleine Lastkähne pendelten zwischen den Ankerplätzen und den Hafenmärkten, löschten die Ladung und versorgten die Schiffe mit Wasser und Proviant. Vorkasse war üblich, und so mancher aus dem Bootsvolk machte nebenbei ein paar Geschäfte.

Ein Proviantlieferant, so ist in den Chroniken nachzulesen, „hatte 150 Pfund Mehl geladen, das er an Bord des ausländischen Schiffes brachte. Dabei sagte er: ‚Ich habe an Land Baumwollstoffe und feine Seidengewebe.' Er erhielt 330 Unzen Silber. Man wartete, doch er kam nicht wieder".

Kaufleute aus allen Teilen Chinas brachten Waren an die Küsten. Darüber hinaus produzierten die Handwerker von Fujian Essstäbchen aus Elfenbein, Trinkschalen aus Rhinozeroshorn sowie Porzellangeschirr und Seidenstoffe. Legal gingen die Waren mit ausländischen Händlern über Guangzhou (Kanton), Fuzhou und Ningbo nach Übersee, illegal mit chinesischen oder ausländischen Kauffahrern über Häfen wie Yuegang.

Vor allem an muslimischen Höfen waren Chinas Luxusartikel begehrt. Zwar wurde bereits im 6. Jahrhundert in Byzanz das Geheimnis der Seidenherstellung bekannt, doch die Qualität der Stoffe aus dem Reich im Osten galt nach wie vor als unerreicht. Und gar selber Porzellan zu fertigen gelang Ausländern erst 1709. So stieg ständig der Rauch über den Öfen von Jingdezhen auf, wo feine Keramikwaren in Stückzahlen von Hunderttausenden für den Export gebrannt wurden.

Wer sollte die kostbare Fracht erhalten?

Und die Ladung der „Santa Cruz"? Für wen waren ihre Porzellane und Seladone bestimmt? Für die Mamelucken in Ägypten, den Padischah in Istanbul? Für Sultanate in Indien oder auf Sumatra?

Franck Goddio hat eine andere Vermutung. Da die Dschunke nicht vor der Einfahrt in die Straße von Malakka gesunken ist, sondern weit ab von diesem Kurs an der Westküste Luzons, glaubt er, dass zumindest Teile der kostbaren Ladung eine andere Kundschaft erreichen sollten: wohlhabende Muslime auf den Philippinen.

Wahrscheinlich sollten in einem Handelsposten an der Stelle des heutigen Fischerdorfes Santa Cruz nur die Eisenwoks, die thailändischen und vietnamesischen Krüge sowie die einfacheren Porzellane getauscht werden. „Dann wäre die Dschunke vermutlich weitergesegelt, zu den Südphilippinen und vielleicht den Molukken." Denn dort lebten am Ende des 15. Jahrhunderts Muslime, die durch den Handel mit Muskatnüssen und Gewürznelken vermögend geworden waren.

Die „Santa Cruz" erreichte nicht einmal ihr erstes Ziel. Sie liegt noch heute vor Luzon, denn nach der Bergung der gesamten Ladung haben die Archäologen den Rumpf mit Sand und Eisenplatten abgedeckt. Jetzt wertet das Team um Goddio seine Messdaten, Zeichnungen und Pläne aus und analysiert die 15 000 Fundstücke. Sie sollen Einblick geben in die bis heute weitgehend unerforschte Geschichte des privaten chinesischen Seehandels, der über Generationen nur im Verborgenen blühen konnte. In verschwiegenen Häfen und auf geheimen Nebenrouten.

Bis der Ming-Kaiser Longqing das Seehandelsverbot rund 70 Jahre nach dem Untergang der „Santa Cruz" aufhob. Von 1567 an durften Chinas Kaufleute wieder exportieren und importieren, ohne gegen das Gesetz zu verstoßen. Bedrängt freilich von neuer Konkurrenz. Denn inzwischen hatte die portugiesische Handelskompanie in zahlreichen Häfen Südostasiens ihre Kontore eröffnet – und an der Küste Südchinas sogar eine Kolonie gegründet: Macau. □

Die promovierte Archäologin **Anja Herold**, 35, ist seit Jahren Mitarbeiterin von GEO EPOCHE.

Nichts ist so spannend wie Geschichte. Nichts ist so günstig wie das Mini-Abo von DAMALS.

Ist der Islam für Sie schleierhaft? Dann sollten Sie jetzt DAMALS lesen.

Mini-Abo: 3 Ausgaben für € 9,– und einen Reisewecker gratis dazu!

Erleben Sie mit DAMALS Monat für Monat Geschichte und Kultur von ganz neuen Seiten – mit großem Serviceteil im Heft und online zu Ausstellungen, Museen, TV- und Radiosendungen, Leserreisen, Büchern und vielem mehr. Entdecken Sie DAMALS im Internet: www.damals.de

Testen Sie DAMALS jetzt besonders günstig mit 48% Ersparnis: 3 Ausgaben für nur € 9,– statt € 17,40 im Handel. Gratis dazu erhalten Sie als Dankeschön einen hochwertigen Analog-Reisewecker in schwarzem Etui. Einfach Coupon ausfüllen und abschicken. Die Zeit läuft!

Vertrauensgarantie: Mir ist bekannt, daß ich die Vereinbarung innerhalb von 14 Tagen bei DAMALS, Leser-Service, PF 1280, 82197 Gilching widerrufen kann. Die Frist beginnt mit der Absendung der Bestellung (Poststempel).

Ihren Bestell-Coupon ausfüllen und per Post senden an: DAMALS, Leser-Service, Postfach 1280, 82197 Gilching oder per Telefon: 0 81 05 / 38 81 75, Fax: 0 81 05 / 38 82 20.

❑ Ja, ich teste 3 Ausgaben DAMALS für € 9,– statt € 17,40. Als Dankeschön erhalte ich gratis den hochwertigen Reisewecker. Wenn ich danach DAMALS weiterbeziehen möchte, brauche ich nichts zu tun: Ich erhalte DAMALS zum günstigen monatlichen Preis von € 5,05 statt € 5,80 im Einzelverkauf mit dem Recht, jederzeit zu kündigen. Andernfalls teile ich Ihnen innerhalb von 10 Tagen nach Erhalt der 3. Ausgabe mit, daß ich an einem Weiterbezug nicht interessiert bin. Das Angebot gilt nur im Inland.

Name, Vorname

Straße, Nr.

PLZ, Ort

Geburtsdatum

Mein Zahlungswunsch (bitte ankreuzen):
❑ durch Bankeinzug ❑ gegen Rechnung

Bankleitzahl

Konto-Nr.

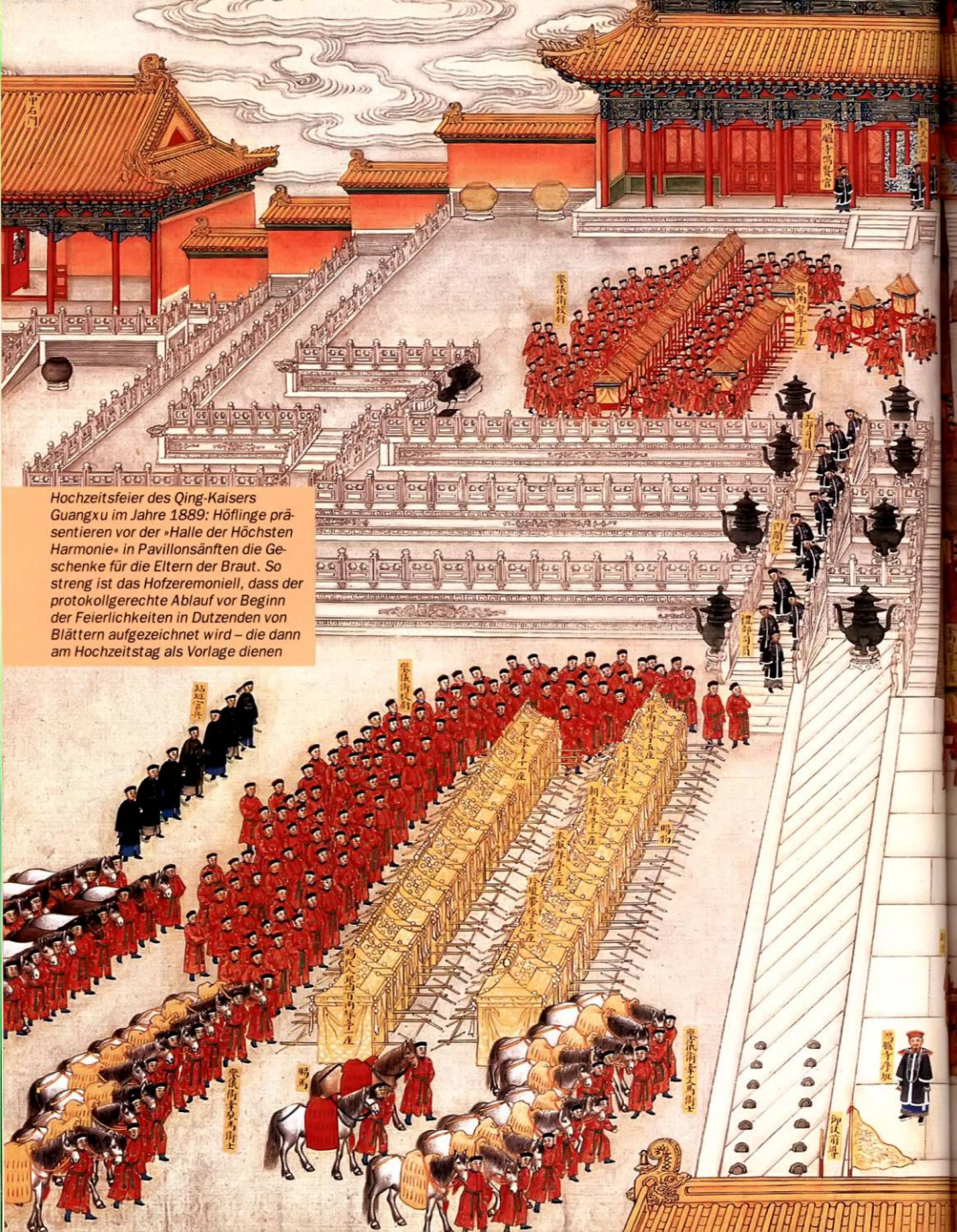
Bankverbindung

Vertrauensgarantie: Mir ist bekannt, daß ich die Vereinbarung innerhalb von 14 Tagen bei DAMALS, Leser-Service, Postfach 1280, 82197 Gilching widerrufen kann. Die Frist beginnt mit der Absendung dieser Bestellung (Poststempel). Ich bestätige dies mit meiner Unterschrift.

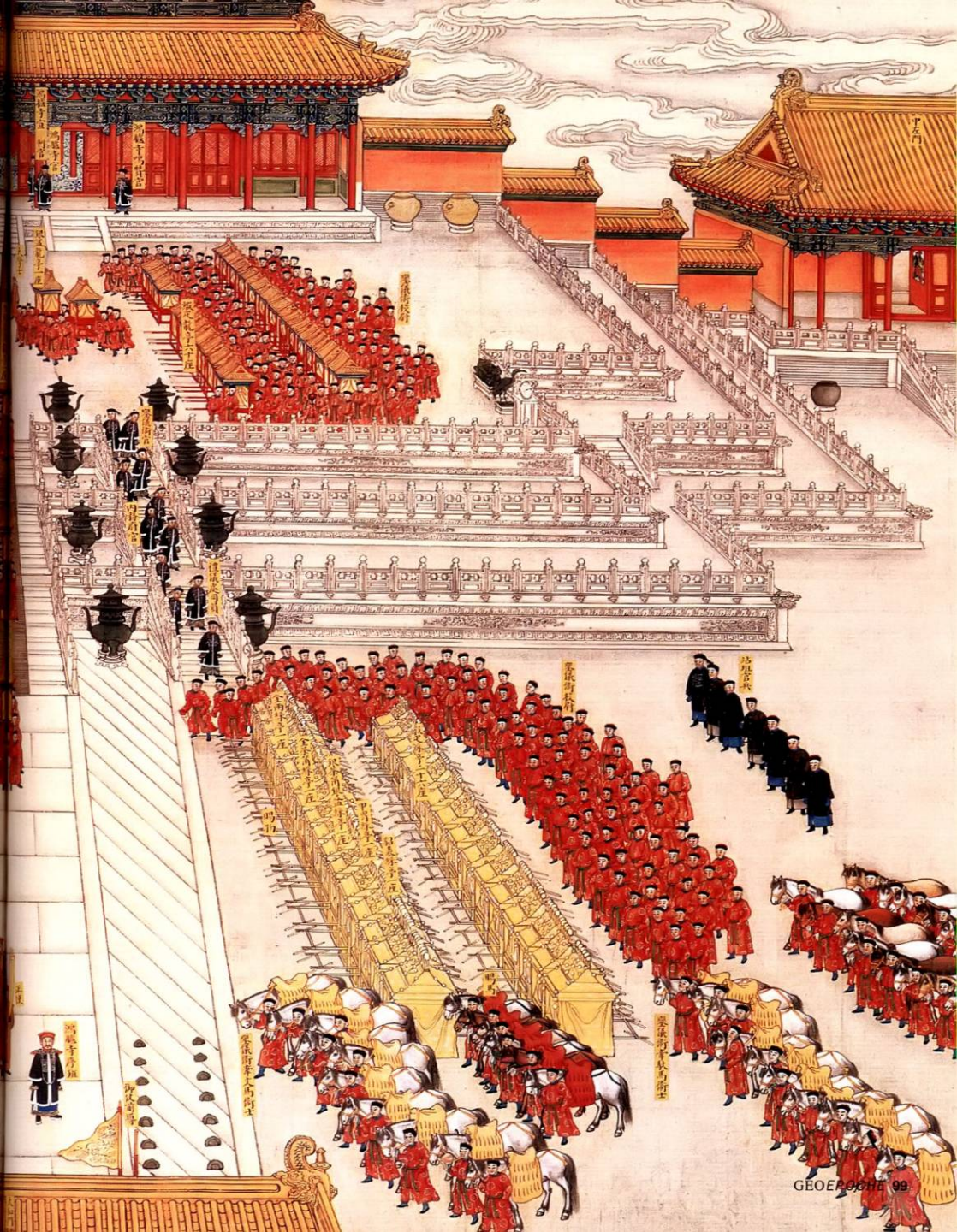
Datum, Unterschrift AG1M02

DER ABGLANZ DES UNIVERSUMS

Nichts wird in der Verbotenen Stadt strenger befolgt als das Ritual. Denn nur durch die Wiederholung des Immergleichen bewahrt der Herrscher die vom Konfuzianismus geforderte himmlische Ordnung. Auch Kaiser Shunzhi aus der mandschurischen Qing-Dynastie, die seit 1644 das Reich regiert, hält sich an chinesische Sitte und Tradition. Doch dann leiht er einem »westlichen Barbaren« sein Ohr



Hochzeitsfeier des Qing-Kaisers Guangxu im Jahre 1889: Höflinge präsentieren vor der »Halle der Höchsten Harmonie« in Pavillonsänften die Geschenke für die Eltern der Braut. So streng ist das Hofzeremoniell, dass der protokollgerechte Ablauf vor Beginn der Feierlichkeiten in Dutzenden von Blättern aufgezeichnet wird – die dann am Hochzeitstag als Vorlage dienen



VON JÖRG-UWE ALBIG

Das soll der Mann sein, der den Himmel stürzen will? Den Planeten ihre Bahnen stehlen, den Tagen ihre Folge und der Welt ihre Mitte, die in China liegt?

Der Mann kann sich nicht einmal verteidigen. Seit dem Schlaganfall vom April 1664 sind seine Zunge und die rechte Hand gelähmt. Er lallt; zum Kniefall vor den Würdenträgern des Gerichts müssen ihn zwei Diener stützen. Pater Johann Adam Schall von Bell, Jesuit aus Köln, ist angeklagt des Hochverrats, der Predigt einer verwerflichen Religion und der Verbreitung falscher astronomischer Lehren. Doch jetzt sieht Schall von Bell, den sie in China Tang Ruowang nennen, nur noch aus wie ein lächerlicher schwacher alter Mann.

Die Verbrechen der Jesuiten sind bekannt. Schon 1659 hat der ehrenwerte Yang Guangxian, ein betagter Astronom und eifernder Widersacher der christlichen Missionare, sie in seiner „Widerlegung der schädlichen Lehre" dingfest gemacht: Die Jesuiten vergehen sich an der Ordnung.

War nicht ihr Jesus ein Rebellenführer, rechtmäßig zum Tode verurteilt? Missachten diese Leute nicht die Ahnenverehrung und die „Fünf Beziehungen der Menschen", von denen Konfuzius spricht: die zwischen Herrn und Untergebenem, Vater und Sohn, älterem und jüngerem Bruder, Gatte und Gattin und zwischen Freunden? Verbirgt sich nicht hinter der Ehelosigkeit, die sie „Zölibat" nennen, womöglich etwas Unanständiges?

Feinde der Ordnung! Was könnte ärger sein? Ohne Ordnung auf Erden gibt es keine Ordnung im Kosmos. Ohne die Ordnung, die Denken und Leben umfasst. Ohne die Ordnung, die aus der Tugend des Kaisers fließt – an dessen himmlischer Legitimation Tang Ruowang und seine Komplizen aber nicht glauben. Die Christen verehren ja nicht einmal ihren eigenen Kaiser.

„Diese Barbaren", höhnen befremdet Chinas Gelehrte, „nennen sich nicht Untergebene ihres Herrschers, sondern dessen Freunde."

Der deutsche Jesuitenpater Adam Schall von Bell lebt auf Einladung des Kaisers seit 1623 in Beijing – und erlebt 1644 den Wechsel von der Ming- zur Qing-Dynastie

Dabei ist es der Kaiser, der Himmel und Erde zusammenhält, „dem Polarstern vergleichbar", wie Konfuzius lehrt, „der unverrückbar fest an seinem Platz steht und auf den aller Gestirne Bahn ausgerichtet ist". Schon Fuxi, der legendäre Ur-Kaiser, regierte vor 4500 Jahren, „indem er den Himmel fortsetzte", wie die alten Geschichtsschreiber berichten, und „das Licht von Sonne und Mond nachbildete".

Ein ferner Gott, sagen diese Fremden, soll Himmel und Erde geschaffen haben? Westlicher Aberglaube. Die Geschichte der Welt beginnt mit den Herrschern, beginnt mit dem Staat, sagen die Geschichtsschreiber. Seither steht der kaiserliche Hof fest wie ein Sternbild, dessen Konstellation niemals ins Wanken gerät.

In der Palaststadt treffen sich Himmel und Erde

Der Hof, die „Verbotene Stadt", ist ein Spiegelbild des Kosmos. Seit der Ming-Kaiser Yongle von 1406 bis 1420 die Stadt im Herzen Beijings erbauen ließ, liegt hier der Ort, an dem Himmel und Erde sich treffen. Der Ort, an dem *yin* und *yang* einander harmonisch durchdringen – und wo das gemeine Volk keinen Zutritt hat. „Zijincheng" heißt er auf chinesisch: die „purpurne verbotene Stadt". Denn purpurn ist ja, so sagen die alten Astronomen, auch der Himmelsbezirk des Polarsterns.

Ein erhabenes Gefängnis aus 9999 Räumen – größer als der Vatikan, geschützt von zehn Meter hohen Mauern, 50 Meter breiten Gräben, 5000 Soldaten und fünf Elefanten. Ein geschlossenes System aus lackiertem Holz, Steinfußböden mit leuchtend gelben Teppichen und einer Luft voll Weihrauch und Blumenduft. Eine konzentrische Bühne für das Theater, das sich Staat nennt; für 9000 Diener, Eunuchen, Hofdamen und Konkubinen in raschelnder Seide, geschmückt mit Eisvogelfedern und schweren Stickereien. Sie schreiten, ohne den Kopf zu regen. Sie lachen, ohne die Stimme zu erheben, mit halb geschlossenen Lippen. Der Kosmos diktiert ihnen die Rollen.

Dass Adam Schall von Bell im Jahre seines Herrn 1634 zum ersten Mal die Gelegenheit erhielt, in die Palaststadt des letzten Kaisers der Ming-Dynastie vorzustoßen, war eine unerhörte, unverdiente Ehre. Geschenke bahnten ihm den Weg: ein Fernrohr aus Europa, in gelbe Seide gewickelt, dazu kunstvoll geschmiedete astronomische Instrumente – ein Himmelsglobus, eine Armillarsphäre, ein Planisphärium, eine horizontale Sonnenuhr, geflissentlich versehen mit dem kaiserlichen Wappen.

Es war nicht leicht, die Geschenke dem Blick des Kaisers zu empfehlen. Denn der Sohn des Himmels ist wie der Polarstern, der Mittelpunkt der Himmelswelt: Mauern umschließen ihn wie Sternenketten. Schließlich, immerhin, fanden die Geschenke ihren Empfänger. Der Kaiser, so muss man zugeben, zeigte sich geneigt. Vielleicht war das ein Fehler.

Ist nicht der Polarstern der einzige Stern, der unbeirrbar an seinem Punkt verharrt? So regiert auch der Kaiser durch *wu wei*, das „Nicht-Handeln", das die daoistischen Philosophen raten: Seine bloße Anwesenheit garantiert – wie das Naturgesetz – das Gleichgewicht des Universums (siehe auch Seite 166). Auch der sagenhafte Shun, der vor 4000 Jahren das Land regierte, beschränkte sich ja, so Konfuzius, auf eine einzige Tat: Er richtete das Antlitz nach Süden – und zeigte sich so als Herrscher.

Noch immer blickt der Kaiser, in ruhiger Würde, nach Süden; die Minister,

Welchen Einfluss hat der Mann aus dem Westen auf den Sohn des Himmels?

geschäftig, blicken nach Norden. Die Minister mühen sich, mit der erhabenen Ruhe des Herrschers Schritt zu halten. Selbst nachts eilen sie über das Pflaster der riesigen Höfe zum Palast; notdürftig erhellt die Lampe eines Dieners den Weg. Um die Gelenke tragen sie dicke Wülste aus Baumwolle, um die immer wieder gebotenen Kniefälle auf den Thronstufen zu dämpfen. Im Winter zittern sie in ungeheizten Vorzimmern und in Thronhallen, in denen das einzige Kohlebecken zu Füßen des Kaisers steht.

Das Nicht-Handeln des Kaisers ist ja keine Faulenzerei. Es ist die Routine, die den Lauf der Welt in Gang hält, so wie die stetige Bahn der Gestirne die Zeit ordnet. Nach dem Aufstehen um drei Uhr morgens genießt der Erhabene eine Schale in Zucker gekochter Schwalbennester. In der „Halle der Grandiosen Tugend" studiert er die Aufzeichnungen vergangener Dynastien. Nach dem Frühstück empfängt er Eingaben, nimmt die Parade der Beamten-Kandidaten ab. Von der Mittagsmahlzeit um elf Uhr an setzt sich der Reigen der Audienzen fort bis zum Abendmahl um 17 Uhr – unterbrochen nur von kurzen Momenten der Muße: einem Spaziergang, einem Gedicht, einer Kalligrafie. Und um acht Uhr abends, wenn die Kerzenleuchter erglimmen, sitzt er wieder über seinen Memoranden.

So regiert er, die Mitte Chinas, die Mitte der Erde, umgeben von Barbaren und Meeren. „Sind Mitte und Harmonie erreicht", lehrt Konfuzius, „befinden sich Himmel und Erde am richtigen Platz und erhalten alle Dinge Nahrung."

Die Fremden um Adam Schall von Bell aber haben die Mitte verrückt. Auf ihren Landkarten haben sie China aus der Mitte in die rechte obere Ecke verbannt. Und auf einmal soll die Erde kein viereckiger Wagen mit rundem Baldachin mehr sein, kein vollkommenes Quadrat von 233 500 *li* und 75 Schritt, sondern eine Kugel, von der die Menschen kopfüber ins All ragen.

Eine absurde Idee. „Erst dann, wenn ich auf dem Dach eines Gebäudes stehe und Schall nach unten von der Decke hängt", spottet der Ankläger Yang Guangxian, „werde ich an die Existenz von Antipoden glauben."

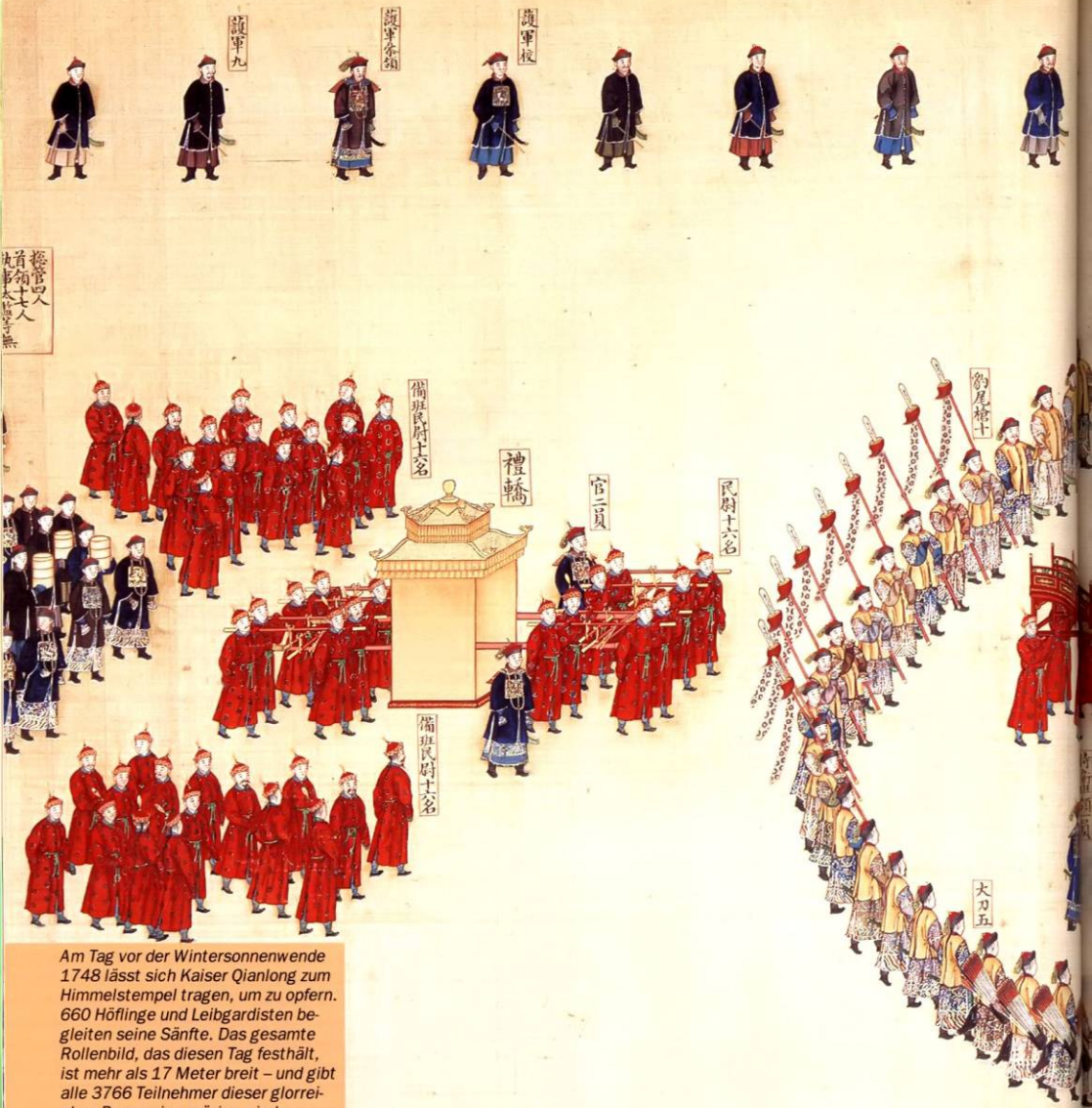
Die Sitte bedeutet mehr als jedes Gesetz

Die Schande begann im Jahre 1623. Chongzhen, der letzte Ming-Kaiser, berief den seit 1619 in Macau lebenden Missionar Adam Schall nach Beijing und betraute ihn mit der Reform des Kalenders. Der trägt jetzt zu allem Überfluss den beleidigenden Zusatz „nach der neuen westlichen Methode". Yang, der Ankläger, ist empört: „Ein großes Land unterwirft sich nicht den Kalenderregeln eines kleinen Landes!"

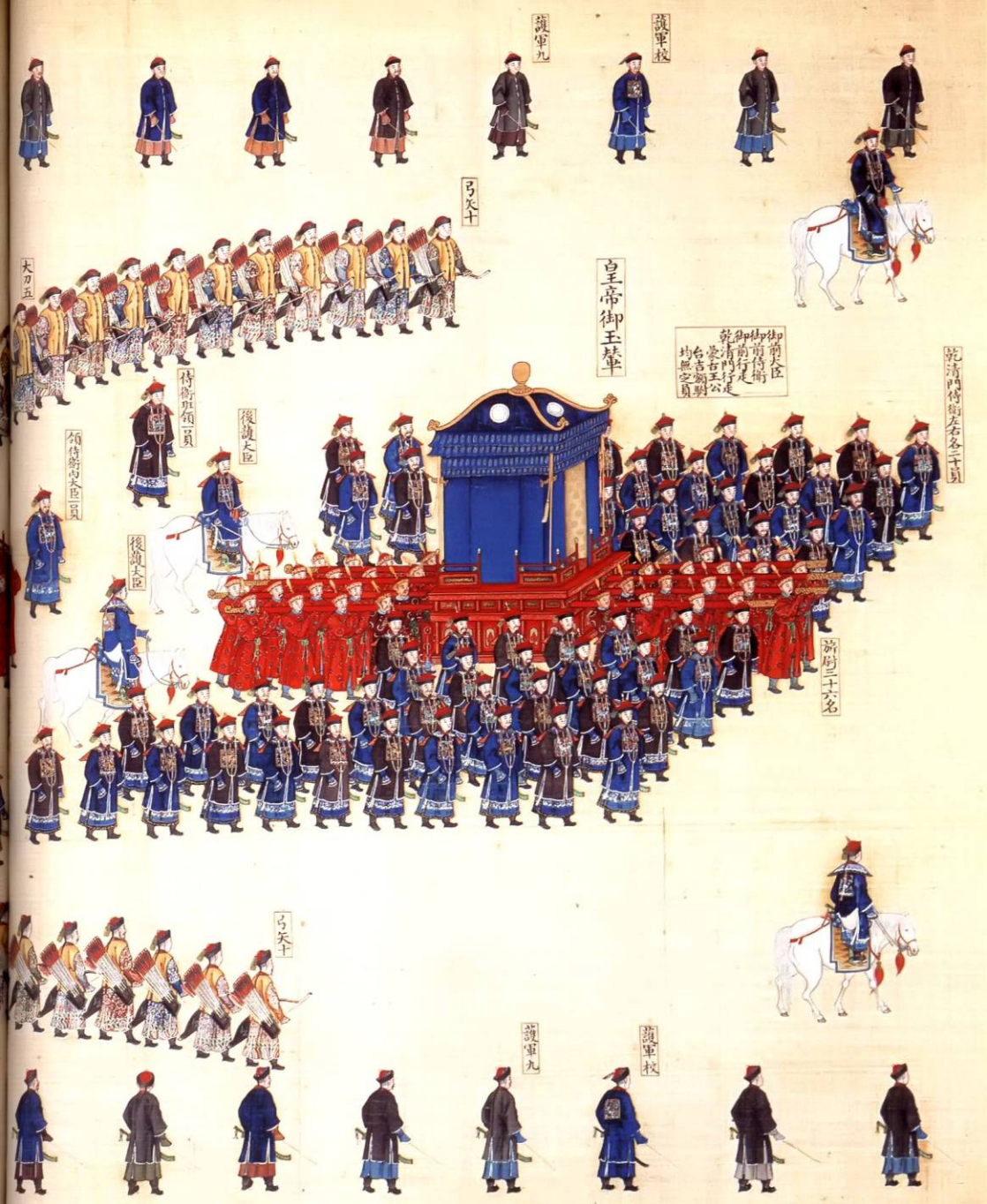
In China ist der Kalender Maß allen Lebens. Denn der Kalender offenbart, was der Himmel will. Und nur ein Volk, das auf den Himmel hört, kann Wohlstand und Frieden erlangen. Nicht nur den Termin für Aussaat und Ernte gibt der Kalender an, sondern auch den für die Rasur des Kopfes oder die Anbahnung einer Ehe. „Erster Monat von 30 Tagen, erster Tag des Monats", steht etwa im Kalender von 1651: „gut für Opfer und Bäder, schlecht für Wohnungswechsel." 360 Tage hat das Jahr – so viele wie der Körper Gelenke. Und so regelt der Kalender nicht nur die Zeit, sondern das Leben selbst.

Denn auf den Kalender stützt sich *li*, die Sitte, das Ritual. *Li* bedeutet mehr als jedes Gesetz. Dem Gesetz gehorcht man, um Strafe zu vermeiden, wie die Konfuzianer lehren; der Sitte aber, um sich nicht schämen zu müssen. Sitte und Ritual sind Politik, denn das Ritual schafft Wirklichkeit – eine Welt, die ihre harmonische Ordnung in der Wiederholung der immer gleichen Abläufe findet. Es ist ja kein müßiges Tun, wenn der

Ort zeremonieller Inszenierungen: der Platz vor der »Halle der Höchsten Harmonie«



Am Tag vor der Wintersonnenwende 1748 lässt sich Kaiser Qianlong zum Himmelstempel tragen, um zu opfern. 660 Höflinge und Leibgardisten begleiten seine Sänfte. Das gesamte Rollenbild, das diesen Tag festhält, ist mehr als 17 Meter breit – und gibt alle 3766 Teilnehmer dieser glorreichen Prozession präzise wieder


護軍九
護軍校
弓矢十
大刀五
皇帝御玉輦
御前大臣
御前侍衛
御前行走
乾清門行走
奎古王公
台吉額駙
均無定員
乾清門侍衛左右各二十員
待衛班領一員
後護大臣
領侍衛内大臣二員
後護大臣
前扈三十六名
弓矢十
護軍九
護軍校

Jeder Beischlaf des Herrschers wird sorgsam protokolliert

Kaiser am Neujahrstag in aller Frühe, umtost von Feuerwerk, den neuen Kalender durchblättert: So verleiht er ihm Gültigkeit fürs nächste Jahr.

Zu Beginn der Jahreszeiten, jeweils zur Sonnenwende und zur Tag-und-Nacht-Gleiche, vollzieht der Herrscher die Opfer. Im Osten der Hauptstadt opfert er am Altar der Sonne; im Westen reicht er dem Mond weiße Jade und weiße Seide dar. Im Norden wirft er sich, während ein Hofbeamter das richtige Gebet rezitiert, neunmal zu Boden, um der Erde Respekt zu erweisen. Am Tag vor der Wintersonnenwende aber zieht er in glorreicher Prozession zum Tempelareal im Süden, um dem Himmel zu huldigen. Nur der Kaiser darf vor das Angesicht des Himmels treten: Ein Untertan, der es ihm nachtäte, beginge Hochverrat.

In der „Halle der Enthaltung" wechselt der Kaiser zuvor die Kleider und richtet seinen Geist aus. Im „Kaiserlichen Himmelsgewölbe" versinkt er in Meditation. Am „Altar des Himmels" erstattet er Bericht über das abgelaufene Jahr. Dann schreitet er zum Opfer. Jede Nachlässigkeit im Zeremoniell wäre fatal: Der Himmel entzöge dem Kaiser das Mandat.

Denn in dessen Reich muss die Verwaltung der vom Himmel vorgegebenen Ordnung entsprechen. Auch dort oben gibt es ja Herrscher wie den Jade-Kaiser Yudi, Dienststellen wie das Ministerium des Donners, mächtige Beamte und Würdenträger – und gibt es Kuixing, den Gott jener Staatsexamina, die seit vielen Jahrhunderten dem Reich die Beamten bescheren.

So kostbar sind die Riten, dass ein eigenes Ministerium sie verwaltet. Ein gigantischer Apparat, der auch für den Nachschub an Mandarinen sorgt. Aber nicht Neuerer braucht der Staat und keine Weltverbesserer, die ihr Fähnchen nach dem Wind der Interessen hängen: Die Beamten müssen die Regeln kennen, nach denen sich der Himmel bewegt.

Und die Regeln stehen in den „Vier Büchern": den „Gesprächen" des Konfuzius, den Weisheiten des Philosophen Mengzi, der „Großen Lehre" und der „Lehre der Mitte" – 50 000 Wörter, eines weiser und unverrückbarer als das andere. Wer sie auswendig kennt und richtig zu deuten weiß, hat das Zeug zum hohen Beamten, zum Mandarin.

Das Ritual weist jedem seinen Platz zu

Wer Beamter ist, hat ausgesorgt: Manche Bewerber riskieren Kopf und Kragen und schreiben sich in Kleinstschrift die Weisheit der Alten auf die Unterwäsche oder aufs Taschentuch. Bei der letzten Prüfung in der Hauptstadt bestehen nur sehr wenige Kandidaten – sämtlich Schüler des Konfuzius, denen die Lehre von den Sitten in den Adern pulst. Sie wissen, was das „Buch der Riten" sagt: „Ohne Ritual einen Staat zu regieren, ist wie Pflügen ohne Pflugschar."

Das Ritual sieht vor, dass jeder den Platz ausfüllt, der ihm zugewiesen ist. Der Kaiser schreibt mit roter Tinte, die Minister mit schwarzer. Der Kaiser sagt *zhen*, wenn er „ich" meint; jedem anderen ist das Wort verboten. Nicht einmal der Tod macht alle gleich: Je nach Rang hält die Sprache drei Wörter für „sterben" bereit, mindestens drei für „Sarg" und zwei für „Grab".

Das Leben aber ist eine Kette von Huldigungen. Auf Knien nähert sich der Untertan dem Kaiser, immer wieder fällt er nieder zum Kotau: Dreimal kniet er dann nieder, berührt bei jedem Kniefall dreimal mit der Stirn den Boden und stützt sich dabei mit beiden Fäusten ab. Das linke Knie berührt zuerst den Boden. Die Konkubine wirft sich vor der Kaiserin nieder, die Kaiserin vor dem Kaiser, der Kaiser vor seiner Mutter. Die Huldigung ist Demutsbezeugung und Privileg zugleich: Wer vor dem Herrscher kniet, hat auch Teil an der Kraft des Geehrten.

Es war vielleicht kein Zeichen von Weisheit, dass der gerade verstorbene Kaiser den Barbaren Adam Schall von der Pflicht zum Kotau befreite. Schon sein Vorgänger Chongzhen hat erfahren müssen, wohin Milde gegenüber den Christen führt: Seine Neugier auf die westliche Sternenkunde nutzten sie aus, um ihre Lehre in den Palast zu schmuggeln.

Zunächst hielten sie sich an die Eunuchen. Die Damen durften ja den Palast nicht verlassen oder mit Fremden sprechen. Die Eunuchen aber konnten die Kirche besuchen. Die Jesuiten tauften sie, wonach sie fremdartige Namen trugen: Achilleus, Nereus oder Protus. Und einem, einst Kammerdiener der Amme des früheren Kaisers, wiedergeboren als Joseph Wang, gelang es schon im ersten Jahr, 18 Hofdamen zu seinem neuen Glauben zu bekehren.

Das Reich der Frauen ist eine heimliche Welt, die nicht einmal der Kaiser besucht. Eng und doch entrückt umgibt sie den „Palast der Himmlischen Reinheit", in dem der Kaiser residiert. Auch in ihr herrscht strenge Hierarchie. An der Spitze

Genau 9999 Räume soll es in der Verbotenen Stadt gegeben haben. 9000 Konkubinen, Eunuchen, Hofdamen und Diener taten zur Zeit der Ming-Kaiser dort ihren Dienst

Musizieren, spielen, sich bereit machen für die Nacht: Im 16. Jahrhundert hielt ein Maler das Leben der Damen am Hofe fest

der Pyramide thront die Kaiserinwitwe, dann folgen die Kaiserin, die Kaiserlichen Gemahlinnen; dann Konkubinen ohne Zahl, nach festem Schlüssel in Ränge sortiert (lediglich bei der Auswahl der Konkubinen hat der Kaiser ein Wort mitzureden; seine Gattin wird hingegen von der Witwe seines Vaters ausgesucht). Schließlich die Hofdamen: Unter der Mandschu-Dynastie stehen einer Kaiserinwitwe zwölf Hofdamen zu, einer Kaiserin zehn, einer Konkubine der beiden höchsten Ränge acht, einer fünftrangigen vier, einer siebtrangigen nur noch zwei.

Der Himmel der Hofdamen, die der Kaiserliche Haushalt jährlich unter den 13-jährigen Töchtern bestimmter Dienerfamilien wählt, ist ein funkelndes Firmament. Es gibt Aufstiege wie den der Dame Wan, die einen Ming-Prinzen pflegte, sich das Kind zeitig gefügig machte und zur Konkubine aufstieg, als der Prinz Kaiser wurde.

Und es gibt Abstiege wie die der neun Hofdamen des Kaisers Jiajing, die keinen Ausweg mehr sahen, als ihren Herrn im Schlaf zu erdrosseln, und dafür hingerichtet wurden. Denn der Kaiser stand im Ruf, Mädchen zu Pillen verarbeiten zu lassen, die ihm langes Leben bescheren sollten. Die Arznei schien dem Kaiser zu helfen: Als die Damen den Seidenstrick zuziehen wollten, stellten sie fest, dass sie statt einer Schlinge einen festen Knoten geknüpft hatten.

Die Rosenkränze, Reliquien und Agnus-dei-Täfelchen, welche die Jesuiten nun in die Frauengemächer der Verbotenen Stadt schicken, trösten die Damen über das ihnen entgangene Leben hinweg; über den Verlust ihrer Familien, die sie nur manchmal durch ein Gitter in der Palastmauer sehen können; über die Blässe ihres Lebens, die sie mit Rouge aus gepressten Rosenblättern zuschminken.

Zur Nacht wird die Erwählte gebadet und enthaart

Fast alles andere ist ihnen verboten: das Lesen, weil es ihren Geschmack an der Politik wecken könnte; das Schlafen auf dem Rücken, weil ihr Gesicht den Himmel beleidigt; der Gang von Palast zu Palast ohne spezielle Order und ohne Begleitung.

Verboten, die Namen des Kaisers, der Kaiserinnen oder der Konkubinen auszusprechen oder ein gleich lautendes Wort. Verboten, Trauer oder Tod auch nur zu erwähnen. Im Sommer müssen sie grüne Stoffe tragen, in Herbst und Winter Violett oder Braun. Verpassen sie den Zeitpunkt für den Wechsel, setzt es Schläge mit Holzleisten aufs nackte Gesäß.

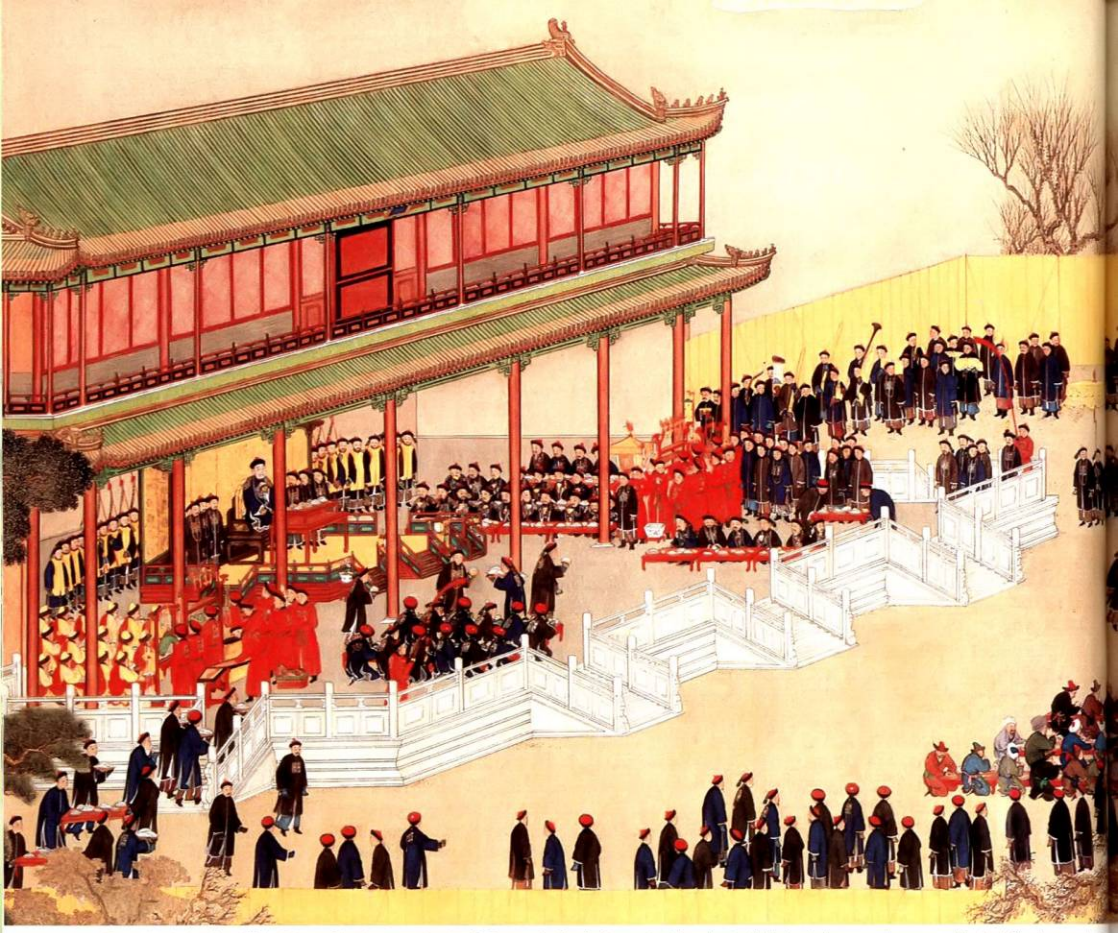
Auch die Eunuchen frieren unter der Strenge des Protokolls, das den Weltlauf garantiert. Doch sie wärmen sich am Herzen der Macht. Eunuchen gründen keine Familie, die ihre Loyalität zum Herrscher stören könnte, und so lässt der Kaiser sie dicht an sich heran.

Sie sind es, die den Kaiser vom Sonnenaufgang bis in den Schlaf begleiten. Sie bringen die Badewanne mit warmem Wasser, betreuen des Kaisers Notdurft auf dem gepolsterten, seidenbezogenen Stechbecken, schütten Asche aus den Heizungsöfen in die vollen Nachttöpfe. Ein ganzes Fähnlein Eunuchen ist nötig, um dem Kaiser die Eingaben zu überreichen – der Ankündigungs-Eunuch, der begleitende Eunuch, der die Aufzeichnungen aufbewahrende Eunuch, der Eunuchbote.

Wünscht der Kaiser eine Gespielin zur Belebung seiner einsamen Mahlzeiten, lassen Eunuchen die Gewünschte per Sänfte herbeitragen und achten darauf, dass sie vor der Mahlzeit, danach und bei jedem Bissen auf die Knie fällt, wie die Regel es will.

Zum Abendessen legen sie dem Kaiser Jadetäfelchen mit den Namen seiner Gemahlinnen zur Auswahl vor. Zur Nacht wird die Erwählte gebadet, enthaart und nackt in eine rote Decke gewickelt, um zu verhindern, dass sie eine Mordwaffe mitführt. Endlich wird sie in das Gemach des Kaisers getragen, wo sie zum Fußende des Bettes kriecht und unter die Laken schlüpft. Ihr Besuch wird sorgsam protokolliert, um im Fall der Schwangerschaft den Rang der Dame zu bestimmen.

Niemand ist dem Kaiser so vertraut wie die Eunuchen – was sie nicht vor Verachtung schützt. „Eunuchen haben den niedrigsten Rang", sagt der Mandschu-Herrscher Kangxi angeekelt, „sie sind



Zum Neujahrsfest lädt Kaiser Qianlong mehr als 100 mandschurische und chinesische Würdenträger sowie mongolische Fürsten und sie

wie Ameisen." Viele Eunuchen versuchen, vor Schlägen und Beleidigungen in den Freitod zu fliehen. Misslingt der Selbstmord, dann tilgt der Palast die Schmach: Der Delinquent wird gesund gepflegt – und, wenn der Herbst kommt, erwürgt; den Leichnam wirft man in die Wildnis.

Aber es gibt große Armut draußen im Land; und selbst ein Ehrloser im Palast lebt besser als ein ehrenhafter Hungerleider. So haben die Agenten der Kaiserlichen Haushaltung bei ihren Rekrutierungszügen freie Auswahl: Arme Landarbeiter und Bauern verstümmeln ihre Söhne noch vor dem sechsten Lebensjahr, um ihnen ein Auskommen in der Verbotenen Stadt zu verschaffen. Für niedere Arbeiten greift der Palast auf die Söhne verurteilter Hochverräter zurück: Sobald sie zehn Jahre alt sind, wartet auf sie das Messer.

Doch die Nähe zum Kaiser schenkt auch Macht; eine verführerische Macht. Die Macht des berüchtigten Wei Zhongxian etwa, der sich als Erwachsener selber kastrierte, um an den Hof der Ming, der vorherigen Dynastie, vorzudringen. Er war Analphabet, hatte Spielschulden – was blieb ihm übrig? Er gewann die Gunst der Amme des Prinzen und gelangte mit deren Hilfe ins Ritenamt.

Weis Aufstieg war rasant. 1623, im dritten Jahr des Kaisers Tianqi, stellte er eine Armee aus 3000 Hof-Eunuchen auf, die unter dem Lärm von Gongs und Trommeln im Kaiserpalast exerzierte. Mit seinen Soldaten terrorisierte er Minister, Akademiker und Beamte. Seine „Fünf Tigerjungen", die sich der kaiserlichen Geheimpolizei bemächtigt hatten, kontrollierten bald die gesamte Ver-

reiche Feldherren in die »Halle des Purpurglanzes«

Bei Hofe sind die Mandschu-Kaiser chinesischer als die Chinesen

waltung, verfolgten „Verschwörer", säbelten ihnen Haut oder Zunge ab.

Die Furcht, die Wei säte, verschaffte ihm Ruhm. Im ganzen Land bauten die Menschen „Tempel der Lebendigen" für ihn und seine Leute. Zu seinen Geburtstagsfeiern im Palast drängte sich der Hofstaat. Die Mandarine standen so eng, dass die Gürtel und Amtsstempel aneinander klickten. „Neuntausendneunhundert Jahre", riefen die Leute, „neuntausendneunhundert Jahre!" Die Formel „Zehntausend Jahre" war dem Kaiser vorbehalten.

„Eure Majestät ist zu einer schieren Marionette geworden", warnte ein Richter den Kaiser, „während die eigentliche Regierungsgewalt in den Händen von Wei Zhongxian liegt."

So standen die Dinge. Die Harmonie des Alls war gestört: Missernten und Hunger peitschten das Land. Die Dynastie der Ming, die einst die Mongolen in die Steppe zurückgejagt und fast 300 Jahre lang das Reich der Mitte mit Prügel und Säuberungen regiert hatten, war am Ende – ausgelaugt von wiederholten Kriegen gegen die alten Feinde, gegen die Piraten, die vor der Südostküste marodierten, und gegen das eigene Volk, das die steigenden Steuern nicht mehr zahlen wollte.

Der Rebellenführer Li Zicheng, ein ehemaliger Schafhirt, berannte Beijing und nahm es 1644 ein. Der Kaiser befahl der Kaiserin, sich zu töten, und seinen

Ort kaiserlicher Audienzen: Saal im »Palast der Himmlischen Reinheit«

Söhnen, sich zu verstecken. Die 15 Jahre alte Tochter, auf die er mit dem Schwert losging, floh und kam mit einer abgehackten Hand davon. Der Kaiser aber stieg auf einen Hügel nördlich der Palaststadt, schrieb – mit seinem Blut, so sagte man – „Heil dem künftigen Kaiser" auf sein Gewand und erhängte sich am Balken eines Gartenhauses.

Die mandschurischen Qing-Herrscher, die 1644 von Nordosten her das zerrüttete Land eroberten, hatten schließlich leichtes Spiel. Der Kommandeur der chinesischen Nordtruppen schlug sich auf ihre Seite und vertrieb gemeinsam mit den Invasoren die Rebellen aus der Hauptstadt. Die Mandschu, ein durch Handel reich gewordenes, militärisch straff organisiertes Volk, begannen, ihre Herrschaft über das Riesenreich aufzubauen – eine Herrschaft, die bis zum Ende des chinesischen Kaiserreichs im Jahr 1911 währen wird.

Die Qing haben die kosmische Ordnung wieder hergestellt. Die Macht der Eunuchen ist gebrochen, deren Zahl am Hof auf 2600 reduziert. Jeder Eingriff in die Regierungsgeschäfte ist ihnen verboten. Zwar befehlen die Qing bei Todesstrafe das Tragen mandschurischer Haartracht, von Zopf und rasiertem Vorderschädel. Doch ihr Staat ist chinesischer und konfuzianischer, als es der der Chinesen war. Die Eroberer haben auch die Tradition der Eroberten usurpiert und die alten Sitten der unterworfenen Nation adoptiert, wie vor Sonnenaufgang am Osthimmel der junge den alten Mond umarmt.

Zwar leisten im Süden die Ming noch Widerstand, rebellieren an den Rändern des Landes die „Drei Feudalfürsten". Doch die Verbotene Stadt ruht wieder in sich selbst. Und auch Johann Adam Schall von Bell, genannt Tang Ruowang, hat den Wechsel der Dynastien gut überstanden. Jetzt kleidet er sich wie die fremden Herren, trägt den Zopf, die Tartarentracht, den Mandschu-Hut.

Gleich 1644, im ersten Jahr der neuen Zeit, hat er sich den Qing nützlich gezeigt, hat die Sonnenfinsternis vom 1. September genauer berechnet als jeder chinesische Astronom. Und seit 1651, seit Kaiser Shunzhi die Regierung angetreten hat, hält Schall nicht nur den Kalender in den Händen, sondern auch den Kaiser. Der junge Monarch, erst zwölf Jahre alt, doch frühreif und jähzornig, hat an Adam Schall von Bell, nun 59 Jahre alt, einen Narren gefressen.

Mafa nennt er den Deutschen, „Ehrwürdiger Vater". Während die anderen Würdenträger ihre Eingaben an den Kaiser am Palasteingang den Höflingen übergeben, hat Schall jederzeit Zugang zum Ohr des Herrschers. Shunzhi liebt es, seine Mahlzeiten in der Gesellschaft des Ausländers einzunehmen, der seit nunmehr 32 Jahren in China lebt, lässt an christlichen Fastentagen sogar Fisch und Milchspeisen heranschaffen. Er selbst nippt nur hier und da, denn ein altes Ideal der Etikette verlangt: Nur die Essenz der Speisen soll der Kaiser in sich aufnehmen. Dann geht das Mahl zurück in die Küche, wo die Diener es verzehren oder verkaufen.

Stundenlang doziert der deutsche Pater mit dem langen weißen Bart und den müden, wissenden Augen im kaiserlichen Gemach über Beamte und über die Planeten; über die Verwaltung und andere Systeme unter der Sonne. Er doziert, im Schneidersitz auf einem Kissen, bis ihm die Beine einschlafen. Dann hilft das mächtige Kind dem hinfälligen Barbaren beim Aufstehen und stützt ihn, bis Diener ihn zur Tür geleiten.

Zum Bankett 108 Gänge für den Kaiser

Der Einfluss des Jesuiten auf den Kaiser wird immer beunruhigender. Tang Ruowang begnügt sich nicht damit, den Herrscher zu Freundlichkeit und Milde anzuhalten und dessen erotische Eskapaden zu tadeln. Er hält ihm Vorträge über die Willensfreiheit. Das Schicksal, das die Konjunktionen der Planeten ankündigen, sei nicht unabwendbar, behauptet er. Und dass der Weise über die Sterne herrsche.

Weiß der Eurpäer etwa nicht, was ein jeder in China weiß: Dass es nur die alten Sitten, die Riten, sind, die Makrokosmos und Mikrokosmos gedeihen lassen – Säulen des Weltalls wie die „Gesammelten Regeln der Qing" mit ihren 129 „Glückverheißenden Riten", den 74 „Freudigen Riten", den 18 „Mi-

Alles ist Sitte und Ritual – selbst die kaiserliche Diät

litärischen Riten", den 20 „Gast-Riten" und den 15 „Riten für Unglücke"?

Aber der Kaiser ist kindlich gerührt von Rosenkränzen und Heiligenlegenden. Er schenkt dem Fremden Geld, Gewänder, ein Grundstück für sein Grab. Er ernennt ihn zum „Oberaufseher des Kaiserlichen Marstalls", zum „Präsidenten des Amtes der Kaiserlichen Opfer", zum „Die Geheimnisse des Himmels ergründenden Lehrer", zum „Hohen Würdenträger der Kaiserlichen Bankette".

Bankette! Was weiß ein Jesuit aus Köln von Banketten am chinesischen Kaiserhof? Weiß er, dass dem Kaiser und der Kaiserinwitwe 108 auf gelbem Porzellan servierte Gänge zustehen, der Kaiserin 96, den Konkubinen ersten Ranges 64? Weiß er, dass beim Neujahrsbankett Platten und Schüsseln aus grüner Jade vorgeschrieben sind? Dass die Kaiserin am ersten Tisch der Ostseite sitzt, die Konkubinen und Hofdamen aber stehen müssen? Kennt er die Diät aus Hirse und Schweinefleisch, die dem Kaiser im Winter vorgeschrieben ist und ihm den dunklen Teint verleihen soll, welcher der kalten Jahreszeit entspricht?

1658 wird Adam Schall von Bell Mandarin der höchsten Stufe: Klasse eins, Abteilung a. Er sieht jetzt aus wie ein perfekter Beamter, mit dem knöchellangen Doppelgewand, dem konischen, zweistöckigen Hut mit dem roten Edelstein, dem gestickten Kranich auf der Brust, der die höchste Beamtenstufe anzeigt. Aber was fühlt sein Herz bei den Großen Audienzen, die der Kaiser dreimal im Jahr vor der „Halle der Höchsten Harmonie" abhält, im Zentrum der Verbotenen Stadt?

Was denkt er, wenn er inmitten der Choreografie der Würdenträger auf dem „Drachenpflaster" steht, der dreistufigen Terrasse aus weißem Marmor, flankiert von Balustraden mit Drachen- und Phönix-Skulpturen? Wenn er den Kaiser fern auf dem Thron aus vergoldetem Lack erblickt, zwischen den sechs goldenen Säulen und dem Drachen mit der Perle im Maul?

Die kaiserlichen Großen Audienzen sind Kompositionen aus gewaltigen Klangfarben und von unbeirrbarem Takt. Schon in der Nacht ist die Straße vor dem Mittagstor, dem südlichen Eingang zur Verbotenen Stadt, gesäumt von Pferden, Elefanten und Prunkwagen. Der Hof füllt sich mit Sänften, Fahnen, Sonnenschirmen; Musiker treten auf mit Glocken, Trommeln, Zithern und Flöten. Im Morgengrauen erscheinen Prinzen und Minister, Mandarine und Militärs, Zivilbeamte und Gesandte der tributpflichtigen Völker am Mittagstor.

rung der Harmonie", schwebt weiter zur „Halle der Höchsten Harmonie".

Die Melodien des mythischen Kaisers Shun erklingen, und die Mandarine vom Amt für Musik stimmen eine Hymne an. Denn Musik ordnet die Gesellschaft, bessert die Sitten und schenkt Frieden. Der Vorzug des Rituals wie der Musik liegt in dem gleichmäßigen Rhythmus, den sie dem Leben verleihen.

Und während der Kaiser auf dem Thron Platz nimmt, stellen sich die Mandarine in Reihen auf, ihren neun Rängen entsprechend. Markierungen am Boden weisen ihnen die Plätze zu. Die Luft ist schwer von Kerzenrauch und dem Duft der glimmenden Sandel-, Kiefern- und Zypressenhölzer, der aus bronzenen Schildkröten und Kranichen quillt.

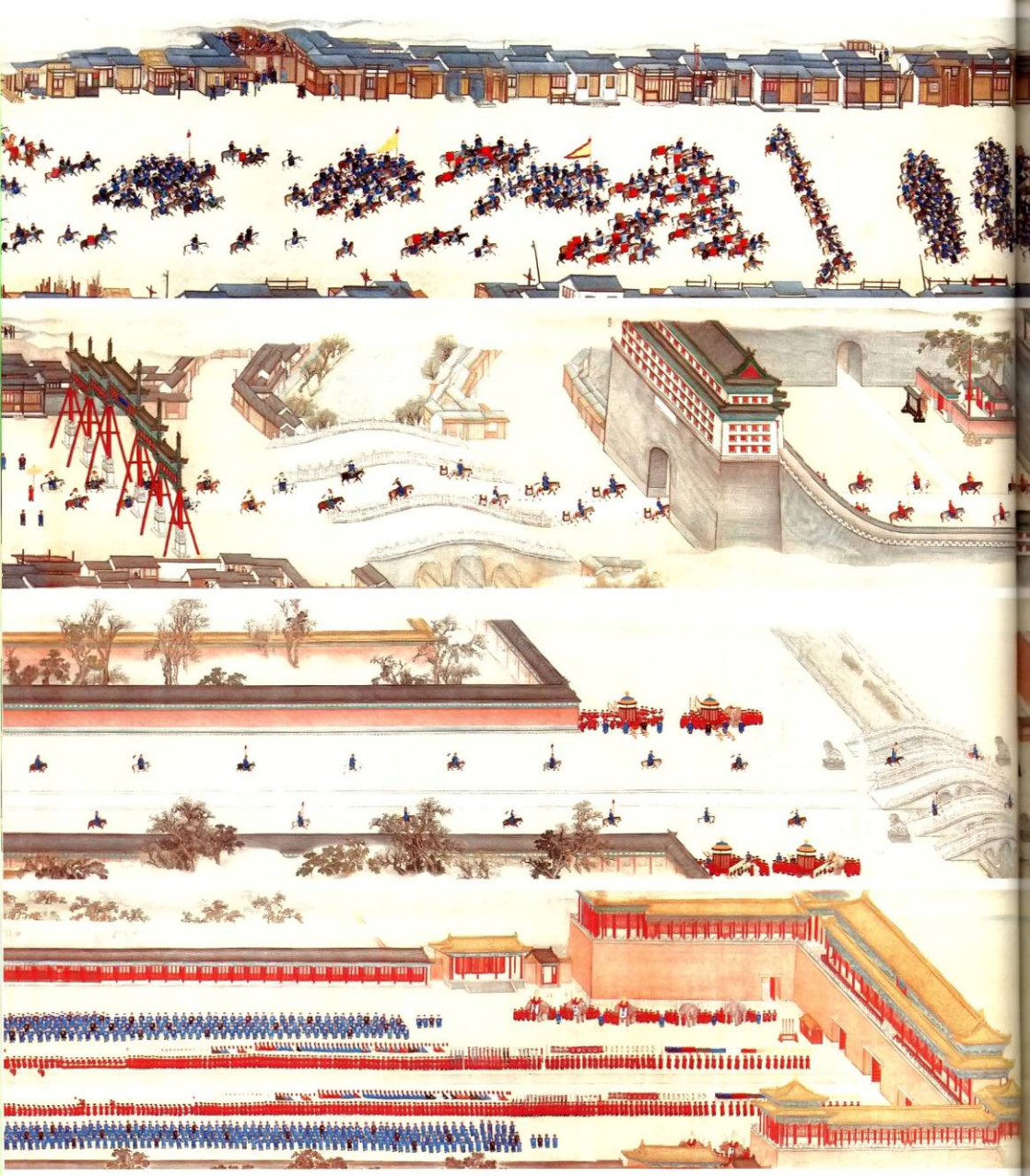
Die Musik bricht ab; dreimal schlägt der Zeremonienmeister die lange, sei-

Zum Kotau auf den Boden: Qianlong werden Pferde als Tribut dargebracht

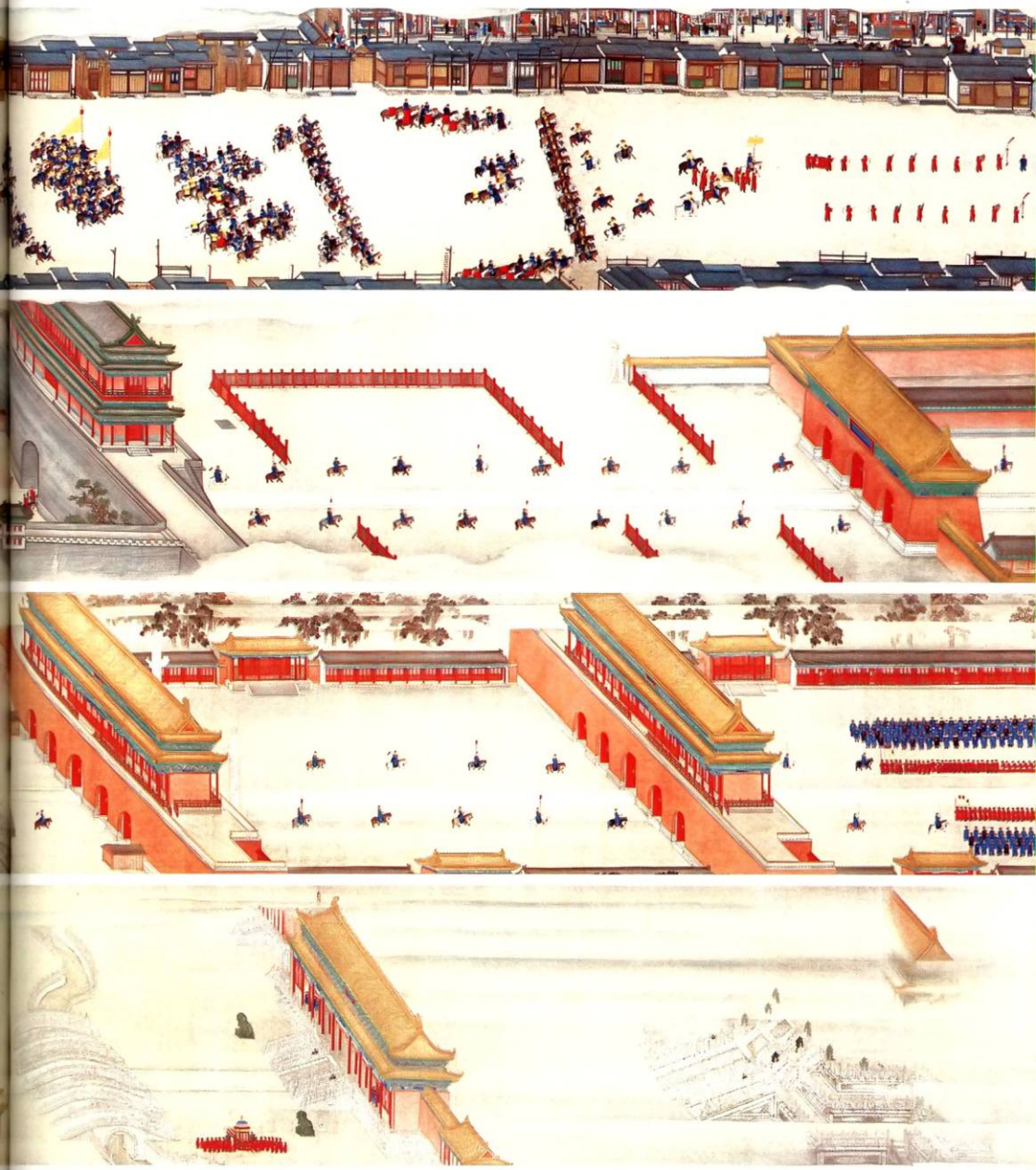
Nach einem Kniefall nehmen sie ihre Plätze ein; stehend warten sie auf den Kaiser. In der Luft stehen die Banner, Wimpel, Standarten und Baldachine der *lubu*, der Kaiserlichen Zeremonialgarde.

Glocke und Trommel eröffnen den Ritus. In einer großen Sänfte verlässt der Kaiser seine Gemächer im Inneren Hof, umgeben von Würdenträgern des Ministeriums der Riten und den mit Leopardenschwänzen geschmückten Lanzen der bewaffneten Garden, betritt durch den Hintereingang die „Halle der Wah-

dene Peitschenschnur auf den Boden; die Versammlung kniet nieder. Kniend bringen der Herold und der Großsekretär am Fuß des Throns die Glückwunschadresse des Hofstaats dar; ein weiterer Herold verliest sie und legt sie auf einen mit gelber Seide bedeckten Tisch. Während Trommeln, Flöten, Klangsteine aus Jade und die Kommandos der Ritenmeister ertönen, entbieten



Am 8. April 1689 kehrt Kaiser Kangxi mit einem 300 Mann starken Gefolge von einer Reise zurück nach Beijing. Eine 26 Meter breite Seidenrolle gibt das Ereignis (in idealisierter Form) wieder: Die Sänfte des Herrschers (ganz oben rechts) hat das hölzerne Ehrentor, das den Zugang zur Hauptstadt zier (2. Reihe links), noch nicht erreicht. In das Zentrum Beijings gelangt man durch das mächtige Doppeltor der Mittagssonne, hinter



dem die rot getünchten Tore des Großen Qing, des Himmlischen Friedens (3. Reihe Mitte) und der Aufrichtigkeit liegen – sowie das Mittagstor, der Eingang zur Verbotenen Stadt. Hinter zwei Reihen Soldaten stehen hier etwa 500 Beamte in Formation. Das »Tor der Höchsten Harmonie« ist wie die »Halle der Höchsten Harmonie«, auf die es zuführt, in Nebel gehüllt und menschenleer – weil der Himmelssohn noch abwesend ist

Kaiser Kangxi, der Nachfolger Shunzhis, lässt zu, dass Anklage gegen den Jesuiten Schall von Bell erhoben wird – wegen Hochverrats

die Untertanen den Kotau. Sobald die Musik abbricht, erheben sie sich; drei Peitschenhiebe markieren das Ende der Zeremonie. Zu den Klängen des Orchesters verlässt der Kaiser die Halle und kehrt in seine Gemächer zurück.

1658 aber bricht der Tod ein in die Verbotene Stadt. Der Sohn von Kaiser Shunzhis dritter Gemahlin stirbt kurz nach der Geburt, zwei Jahre später auch Prinz Rong, Sohn der Lieblingsfrau des Kaisers, und bald darauf die Mutter.

Shunzhi, außer sich vor Schmerz, lässt 30 Eunuchen und Hofdamen anweisen, Selbstmord zu begehen. Sie sollen der Kaiserin im Jenseits als Personal zur Verfügung stehen. Im folgenden Jahr erliegt der Herrscher selbst den Blattern. Der Thronfolger Kangxi, Sohn einer Nebenfrau, ist noch keine sieben Jahre alt.

Auch der größte Schmerz fordert Disziplin. Das unablässige Weinen, der ersterbende Klagelaut, der Schrei, die Hüpfer wahnsinnigen Leids – im „Buch der Riten" ist all das geregelt: „Seinen Gefühlsregungen freien Lauf lassen bedeutet, das Verhalten der Barbaren nachahmen".

Es muss, so heißt es, „für die Klagen und Sprünge ein Maß geben". Gleich nach dem Tod des Kaisers haben Nachfolger, Prinzen, Adlige und Minister die Kopfbedeckung abzunehmen und laut weinend mit dem Fuß aufzustampfen. Die Gemahlinnen und Konkubinen legen den Schmuck ab, weiße Gewänder an und lassen sich das Haar scheren. Erst nach 30 Monaten endet die Trauerzeit.

Adam Schall war schuld an den Todesfällen, schreibt Yang Guangxian vier Jahre später. Yangs Anklage beim Ministerium der Riten, erhoben am 15. September 1664, lautet nicht mehr nur auf Hochverrat, Predigt einer verwerflichen Religion so wie Verbreitung falscher astronomischer Lehren. Jetzt schiebt er den Jesuiten auch die Verantwortung für den Tod des Kaisers zu. Der Tag für das Begräbnis des Prinzen Rong, den das Astronomische Amt bestimmt hatte, sei falsch gewesen. Deshalb habe der Kaiser sterben müssen.

Zu Anfang sieht es so aus, als wären die Richter auf Seiten des Paters. Ein Minister ist so barmherzig, ein Tischchen mit einem Teppich bringen zu lassen, auf das der Gelähmte sich setzen kann. Am 12. November aber werden Schall und sieben andere Christen verhaftet und in den Kerker gesperrt. In kalten und schmutzigen Löchern liegen sie in Ketten; die Wächter spielen und lärmen die Nächte durch. In Schall wächst die Freude des Märtyrers, der für seinen Glauben sterben darf. Er kann sie nicht äußern; noch immer ist die Zunge lahm. Da spricht der Himmel.

Der Jesuit soll schuld sein am Tod des Kaisers

Am 16. Januar 1665 wird eine Sonnenfinsternis erwartet: Sie soll Schalls Schuld beweisen. Die Jesuiten haben den Beginn der Finsternis auf 15.26 Uhr kalkuliert, die chinesischen Astronomen um drei Viertelstunden früher. Schall leidet unter Atemnot; bisweilen verliert er das Bewusstsein. In neun Ketten gefesselt liegt er auf dem Bett, während sein Confrater Ferdinand Verbiest am Fernrohr die Finsternis beobachten darf.

Der Zeitpunkt, den die Chinesen berechnet haben, verstreicht; der Himmel bleibt unbewegt. Ein Ausrufer kündigt den von den Jesuiten vorhergesagten Termin an: Da schiebt sich der Schatten vor das Licht, verschlingt, wie man sagt, der Drachen die Sonne. Schalls Glaubensbrüder jauchzen und heben die Teeschälchen.

Die Freude ist verfrüht. Im April 1665 ergeht die Entscheidung: Schall erhält die Höchststrafe, die Zerstückelung bei lebendigem Leib mit 3357 Messerschnitten. Es wird befohlen, den traditionellen Datong-Kalender wieder einzuführen und die christlichen Kirchen in China zu schließen.

Was hat das Grollen des Himmels zu bedeuten?

Doch in dem Moment, als der zwölfjährige Kaiser Kangxi das Urteil zur Unterzeichnung entgegennimmt, beginnt die Erde zu grollen. Häuser stürzen ein, Risse klaffen im Boden. Ein Sturm rast über die Stadt, bläst eine Staubwolke vor die Sonne. Der Kaiser und seine Großmutter flüchten aus dem Palast. Noch drei Beben folgen an diesem Tag; weitere an den nächsten Tagen. Die kaiserliche Familie und der Hofstaat hausen in Zelten.

Jeder ahnt, weshalb der Himmel grollt. Doch die Autoritäten zögern, die kosmische Ordnung zu reparieren. Da bricht auch noch ein Feuer im Palast aus; es zerstört 40 Zimmer. Der Hof hat verstanden: Gleich am nächsten Tag hebt ein kaiserliches Dekret das Todesurteil gegen Schall auf.

Am 18. Mai verlässt der alte Mann den Kerker, und der Frühlingshimmel schweigt; er hat sich entschlossen, dem Jesuiten Adam Schall von Bell noch ein gutes Jahr zu schenken, bis ihn die Krankheit dahinrafft. Gemessen ziehen die Planeten ihre Bahn, geht die Sonne auf und unter, tritt der Mond in seine Phasen. Und der Polarstern steht still am Firmament, als wäre nichts geschehen. □

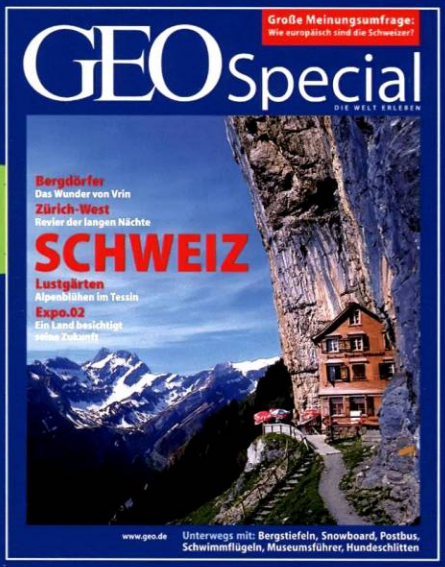
Jörg-Uwe Albig, 42, lebt als Schriftsteller (sein Roman »Velo« ist im Verlag Volk und Welt erschienen) in Berlin. Er schreibt regelmäßig für GEO und GEO EPOCHE.

Jetzt im Handel

Etwas andere Ansichten über die Schweiz.

Innovation: Wie Heidis Enkel die Alp wieder zukunftsfähig machen. **Tessin:** Im Land der Paradiesgärten. **Erfinder:** Erstaunlich patent, dieses Volk. **Gletscher:** Zum Dahinschmelzen. **Zürich-West:** Voll im Trend. **Unterwegs mit:** Bergstiefeln, Snowboard, Postbus, Schwimmflügeln, Museumsführer.

Aktuelle Umfrage: Wie europäisch sind die Schweizer?



SCHWEIZ ENTDECKEN MIT GEO

www.geo.de

Spiegel der Liebe

Chinas klassische Literatur ist arm an Figuren aus Fleisch und Blut - nichts als Helden weit und breit. Doch 1792 erscheint Cao Xueqins Schicksalsroman »Der Traum der roten Kammer«, der die Menschen erstmals zeigt, wie sie wirklich sind: eitel, melancholisch, schwach

VON SØREN HARMS

Die Damen sitzen beim Diner, lautlos servieren die Zofen. Da stürzen Uniformierte in das Anwesen, brechen Truhen auf, stehlen säckeweise Münzen, stapeln Silberbarren auf Karren. Draußen vor der Tür steht der Finanzminister und lächelt – denn die Razzia gilt einem seiner Rivalen. Es ist ein Edikt des Kaisers ergangen, den Herrn der Hauses, den Fürsten Jia She, wegen angeblicher Korruption zu verhaften und dessen Besitz zu konfiszieren.

Diese Polizeiaktion ist eine Schlüsselszene in dem Roman „Der Traum der roten Kammer" – und im Leben seines Autors Cao Xueqin (1715–1763), der diesem Klassiker der chinesischen Literatur seine eigene Biographie zu Grunde gelegt hat.

Beim Machtkampf nach dem Tod des Kaisers Kangxi hatte die Familie Cao auf den Falschen gesetzt. Und nun, im Januar 1728, rächte sich der neue Kaiser und ließ die Familie seines Gegners enteignen. Von einer Karriere im Staatsdienst konnte für den damals zwölfjährigen Cao keine Rede mehr sein. Um 1740 begann er als Lehrer an einer Beijinger Schule für Adelskinder zu arbeiten – und am Roman seines Lebens.

Dessen Held Jia Baoyu trägt die Züge des Autors. Statt für Bücher und Waffen, wie seine Vorfahren, interessiert sich der junge Mann vor allem für seine Kusinen und Zofen und langweilt sich beim Geldausgeben: „Es ist immer das gleiche Einerlei: Gold, Bronze, Jade, Porzellan, aber nichts Außergewöhnliches." Der Vater zwingt seinen Sohn wieder und wieder vor die lehrreichen konfuzianischen Schriften, doch Baoyu will vom „Wahn irdischen Sinnengenusses", vom „Wolken- und Regenspiel" mit den Mädchen nicht lassen.

Zwangsläufig folgen die Katastrophen: Die Tanten verheiraten Baoyu mit der falschen Kusine. Krankheit, Selbstmord und Intrigen beunruhigen die Sippe, bis sie schließlich der Ungnade des Kaisers zum Opfer fällt. Und noch weitere – diesmal fiktive – Schicksalsschläge hat der Autor seinem Helden zugedacht. In bitterster Armut soll Baoyu, den einst die Geister mit einem „Stein aus kostbarer Jade" im Mund auf die Welt geschickt hatten, mit seiner Familie dahinvegetieren: als Mahnung für den Leser, nicht auf die Eitelkeiten dieser Welt hereinzufallen.

Auch Cao Xueqin muss sich bescheiden. Vermutlich arbeitet er seit 1748 nicht mehr als Lehrer, sondern malt, verkauft seine Gemälde und dichtet – immer wieder auch an seinem Roman, den er kapitelweise verfasst und in Auszügen an Interessierte verkauft. 1754 sind 80 der geplanten 120 Kapitel fertig. Diese vorläufige Fassung nennt der Autor „Shitouji", die „Geschichte vom Stein". Verwandte und Freunde, die ihm wahrscheinlich beim Abschreiben der Manuskripte geholfen und jede Seite begeistert verschlungen haben, drängen ihn, weiter zu schreiben.

400 Figuren bevölkern den Roman

Denn bei Cao lesen sie, was sie so noch bei keinem gelesen haben. Gewiss, sie kennen die vier Klassiker der chinesischen Romanliteratur, darunter „Die Räuber vom Liangshan-Moor", ein Abenteuerroman, in dem edle Rebellen gegen die korrupte Obrigkeit aufbegehren.

Doch in all diesen Büchern spielt das Innenleben der Figuren kaum eine Rolle,

meist geht es nur um Heldentum, Kriegsgetümmel und Liebeshändel. Frisch ist das alles nicht mehr, und kaum ein Chinese erkennt sich darin wieder.

Die neueren Bücher finden Caos Freunde erst recht langweilig: In ihnen kommen nur brillante Gelehrte und schöne junge Damen vor. Cao Xueqin dagegen berichtet über charakterschwache Männer und melancholische Frauen – „einige halb verrückt, einige verliebt, einige mit gewissen Fähigkeiten". Er beschreibt Menschen, wie sie einem wirklich begegnen, „Mädchen, die ich mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört habe". Eine literarische Revolution.

Und trotz der gut 400 Figuren, die der Autor auftreten lässt, bleiben sein Held Baoyu und dessen Entwicklung dem Leser ständig präsent. Cao, der verarmte Fürstensohn, kennt sich aus mit den Allüren der Reichen und Mächtigen – ob es um ihren verwöhnten Gaumen geht oder um schnorrende Verwandte, um Ämterkauf oder die Anzahl der Nebengattinnen: „Andere vornehme Herren leisten sich drei Seitengemächer und vier Konkubinen", sagt pikiert eine Fürstengattin zur anderen, „und meinem Mann sollte es nicht erlaubt sein?"

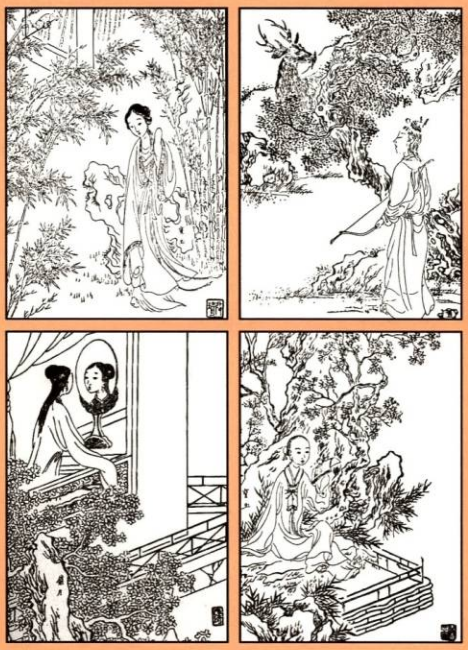
Cao zeigt den Adel auch in intimen Situationen – diskret zwar, doch weiß jeder, was gemeint ist: Durchaus anzüglich spricht der Autor unter anderem von „zwei netten Jungen", die in der Schule „Duftende Zuneigung" und „Kostbarer Liebling" genannt werden.

Schon bald nach dem Erscheinen ist Caos Werk ungemein populär: Es wird im Theater gespielt, Romanautoren erfinden Fortsetzungen im Dutzend, und auch der moderne Roman greift auf den Stoff zurück – von Ba Jins „Die Familie" von 1931 bis zu Gu Chengs „Das Königreich der Töchter" im Jahre 1993.

Dass Caos unerschöpfliche Geschichte aus dem Leben heute zu den wichtigsten Werken der klassischen Literatur Chinas gezählt wird, wäre ohne einen Bücherfreund namens Cheng Weiyuan allerdings kaum möglich gewesen. Der hatte um 1770 ein Manuskript der „Geschichte vom Stein" gelesen, war von ihr völlig begeistert – und begann zu recherchieren, ob sich irgendwo mehr davon fände.

Tatsächlich trieb er im Laufe von zwei Jahrzehnten weitere Kapitel auf, die der Autor ebenfalls verkauft hatte. Und eines Tages hielt Cheng sogar den „Spiegel der Liebe" in den Händen: ein Inhaltsverzeichnis des Gesamtwerkes in Versform, in dem Cao Xueqin den vollständigen Handlungsverlauf aller 120 Kapitel skizziert hatte.

Daraufhin bat Cheng den Schriftsteller Gao E, ihm die noch fehlenden Kapitel zu schreiben und das Gesamtwerk unter dem Titel „Der Traum der roten Kammer" neu zu veröffentlichen.



Zeitgenössische Illustrationen zum »Traum der roten Kammer«: Manche Leserinnen identifizierten sich so sehr mit der jungen Lin Daiyu (oben links) – die vom Romanhelden Jia Baoyu unglücklich geliebt wird –, dass sie deren trauriges Schicksal zu teilen beschlossen und sich umbrachten

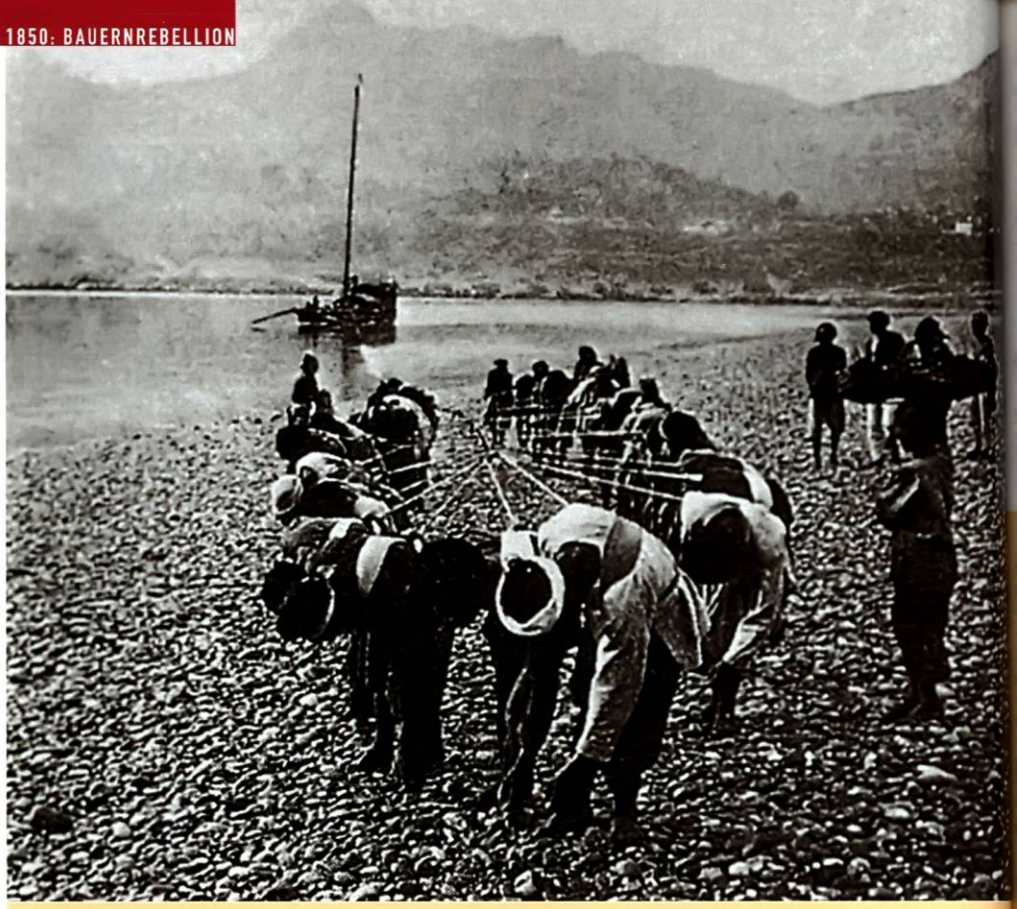
Ein anderer schreibt das Buch zu Ende

Gao E war einverstanden – doch anders als von Cao Xueqin vorgesehen, erfand er für das Werk ein versöhnliches Ende. Baoyus Familie braucht kein Leben in Armut zu führen, der Held erfüllt nunmehr entschlossen seine Sohnespflicht. Er studiert, wie einst vom Vater gewünscht, die konfuzianischen Schriften und besteht die große Staatsprüfung – mit solchem Erfolg, dass der Kaiser Erkundigungen über Baoyus Familie einzieht, diese dann amnestiert und ihr Eigentum zurückerstattet. Baoyu aber wird Mönch.

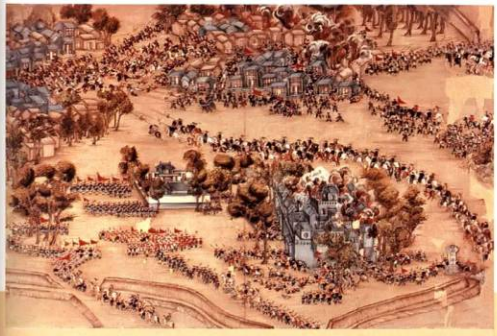
Der Autor Cao Xueqin erlebte den Erstdruck des „Traumes der roten Kammer" 1792 und dessen großen Erfolg nicht mehr. Zwar bestand auch er wohl noch das Beamtenexamen; zwar wollte der Hof ihn wahrscheinlich als Maler engagieren – aber er lehnte ab: Er war fertig mit den Mächtigen und suchte Vergessen im Wein.

Und nachdem im Herbst 1762 sein kleiner Sohn gestorben war, machte sich auch Cao Xueqin, krank vor Trauer und nur 47 Jahre alt, davon aus dem „roten Staub der Welt".

Søren Harms, 33, lebt als freier Autor in Hamburg.



Aufstand der GOTTES



Militär belagert Rebellen: 14 Jahre lang ist China ein Schlachtfeld

Im 19. Jahrhundert wächst Chinas Bevölkerung enorm, und Ackerland wird so knapp, dass die Bauern kaum noch von ihren Erträgen leben können. Viele verdingen sich als Tagelöhner – etwa als Treidler, die schwere Binnenschiffe über Flüsse und Kanäle ziehen. Doch auch diese Einnahmequelle versiegt, weil korrupte Beamte die Wasserstraßen verschlammen lassen. 1850 sammelt ein Bauernsohn, der sich für den jüngeren Bruder Jesu Christi hält, die Unzufriedenen um sich und ruft zum Sturm auf die alte Ordnung. Hunderttausende folgen ihm

KRIEGER

VON KIRSTEN BERTRAND

Wann ist der Zeitpunkt gekommen, an dem sich eine Festung in ein Gefängnis verwandelt? Nanjing, die blühende Hauptstadt von Chinas reichster Provinz Jiangsu, wird von einer halben Million Bauernrebellen belagert. Haben die Herrscher Nanjings vielleicht schon Tage zuvor, als Tausende von Kriegern das nahe Ufer des Yangzi hinaufstürmten, geahnt, dass die Stadt ihr Grab wird? Oder haben sie bis zum Schluss darauf gehofft, dass die zwölf Meter hohe Stadtmauer, die sich mehr als 40 Kilometer lang durch die hügelige Flusslandschaft zieht, den Attacken standhält?

Vielleicht haben sie ungläubig zugeschaut, als sich die Bauernkrieger mit Schaufeln, Hacken, Körben daranmachten, Tunnel in Richtung Stadtmauer zu graben. Vielleicht haben sie aufgehört zu hoffen, als die Angreifer schwere Geschütze auf den nahen Bergen in Stellung brachten und ins Zentrum zu feuern begannen.

Am 19. März 1853 erschüttert eine Serie von Explosionen den Nordwesten Nanjings. Die Angreifer haben die Tunnel bis unter die Mauer getrieben und dort Sprengladungen gezündet. Die ersten Bauern springen durch das rauchende Loch – als plötzlich eine zweite, fehlgezündete Detonation Hunderte von ihnen zerfetzt.

Doch über die Berge blutiger Körper steigen neue Krieger. Gleichzeitig klettern Angreifer über das Südtor und stürmen mit gezückten Schwertern, Messern oder Dolchen durch die Wohnviertel.

Gejagt werden nicht die chinesischen Bürger Nanjings. Die Horden suchen nach Mandschu, nach tungusischstämmigen Mitgliedern der Oberschicht, von denen sich über 40000 in der Stadt verschanzt haben. Panisch flüchten die Verfolgten in die Zitadelle im Osten Nanjings.

Als sie am 20. März auch diese Festung nicht mehr halten können, stecken viele der Eingekesselten die Häuser in Brand und töten sich selber. Die überlebenden Männer, Frauen, Kinder werden von den Siegern zusammengetrieben und verbrannt, erstochen, ertränkt. Das Morden dauert mehrere Tage.

Am 29. März erschallt feierliche Musik in der rauchenden Stadt. Die Bürger müssen sich an den Straßen aufstellen. In langer Prozession ziehen die Sieger ein. Der wichtigste Mann erscheint zuletzt.

Auf einer goldenen, von 16 Männern getragenen Sänfte sitzt Hong Xiuquan, der Rebellenkönig. Für seine Kleidung hat er Gelb, die Farbe der Kaiser, gewählt, von den Schuhen bis zur drachenbestickten Robe. Über seiner Sänfte nicken die Bildnisse fünf weißer Kraniche, Symbole der Langlebigkeit und des Glücks. Hinter ihm reiten 32 Frauen mit gelben Sonnenschirmen.

Hong, der Bauernsohn, will in China ein neues Reich gründen: „Taiping Tianguo", das „Himmlische Reich des Höchsten Friedens".

Nanjing soll von nun an Hongs „Himmlische Hauptstadt" sein. Denn der Rebell ist davon überzeugt, im Auftrag des Himmels zu handeln. Er glaubt, er sei der jüngere Bruder Jesu Christi.

Die Taiping-Rebellion wird zum folgenreichsten Volks-

aufstand in der Geschichte Chinas, zur weltweit größten Massenbewegung des 19. Jahrhunderts – und zu einem der blutigsten Massaker aller Zeiten. Wohl nie zuvor sind innerhalb weniger Jahre so viele Menschen umgekommen wie in diesen Wirren. Der Aufstand wird zu einem Trauma, das in China bis heute fortwirkt.

China 1850: Das Kaiserreich steht vor dem Kollaps. Auf dem Thron sitzen seit 1644 Kaiser der mandschurischen Qing-Dynastie – Angehörige eines nicht-chinesischen Volkes mit eigener Sprache und eigenen Sitten, das von kriegerischen Nomaden, Fischern und Jägern aus den Steppen der Südmandschurei abstammt (siehe Seite 96).

Im 19. Jahrhundert leben zwei bis drei Millionen Mandschu in China, nicht einmal ein Prozent der Bevölkerung – eine winzige Schicht fremdstämmiger Herren. Viele hohe Ämter in der Hauptstadt und Spitzenstellungen in den chinesischen Provinzen werden von ihnen besetzt. Die Mandschu kontrollieren landesweit Steuerämter, Verwaltung und Militär – nicht ohne sich die Gunst reicher und gebildeter Chinesen zu sichern, indem sie sie an der Regierung beteiligen.

Das gewaltige Bevölkerungswachstum sprengt die Verwaltungsstrukturen. Die Einwohnerzahl hat sich im 18. Jahrhundert auf etwa 300 Millionen verdoppelt; um 1850 sind es schon 430 Millionen. Zu diesem Zeitpunkt ist jeweils ein Beamter für die Steuern, die Rechtsprechung und Sicherheit von rund 200 000 Menschen zuständig. Meist werden die Staatsangestellten schlecht bezahlt; Korruption und Unterschlagung zersetzen jede Stufe des Beamtentums.

Der staatliche Katastrophenschutz etwa bricht zusammen: Für die Arbeiten an Deichen und Flussbetten weist Beijing jährlich 4,5 Millionen Silbertael an (das entspricht mehr als einem Zehntel der gesamten Staatseinnahmen) – aber der größte Teil des Geldes verschwindet in den Taschen der Beamten. Überschwemmungen zerstören weite Landesteile.

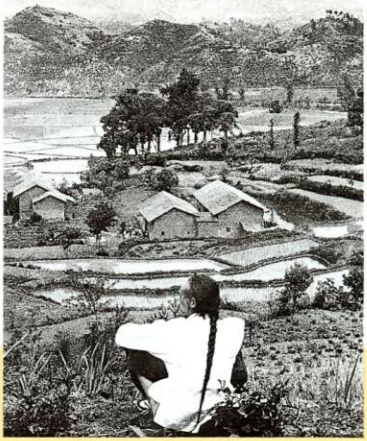
Der Kaiserkanal, die wichtigste Nord-Süd-Verbindung des Landes, die über 1800 Kilometer hinweg den unteren Yangzi mit Beijing verbindet, verschlammt zusehends. Der Reistransport aus dem Süden – allein in der Hauptstadt werden jährlich 400 000 Tonnen benötigt – stockt. Tausende, die sich ihr Geld mit dem Treideln von Reisbooten verdienen, verlieren ihre Arbeit. Und schließen sich aus Not in Banden zusammen.

Die Zentralregierung in Beijing ist vielerorts nicht mehr in der Lage, ihre Bürger zu schützen. Deshalb rüsten Grundbesitzer in den Provinzen auf eigene Faust gegen die marodierenden Banden und Desperados und unterhalten paramilitärische Truppen, um Haus, Grund und Leben bewachen zu lassen. Die Milizionäre dieser *warlords* unterscheiden sich oft wenig von den Banditen; viele verdienen sich nebenbei Geld als Schmuggler oder Räuber. Ganze Provinzen versinken in Anarchie.

Parallel zum Verfall im Innern des Reiches (und durch diesen begünstigt), wächst der Druck von außen: Die westlichen Mächte, die jahrhundertelang lediglich ein paar Missionare und Händler ins Reich der Mitte schicken durften, bemächtigen sich weithin des Reichtums und der Souveränität Chinas.

Seit 1786, als in Guangzhou (Kanton) die erste offizielle ausländische Handelsniederlassung in China gegründet wurde, haben die Briten mehr und mehr Opium aus ihrer indischen Kolonie nach China exportiert. Bereits um 1820 lieferten sie Rauschmittel für rund eine Million Süchtige. Ihre Kunden sind Hofeunuchen, Mandschu-Beamte auf bloßen Ehrenposten, reiche Frauen, aber zunehmend auch Kulis und Bauern, die ihre tägliche Plackerei vergessen wollen.

Weil sich die Briten das Opium in Silber bezahlen lassen, wird das Edelmetall in China knapp, und der Silberpreis verdoppelt sich;



Reis wird, wie hier in den Bergen der südöstlichen Provinz Jiangxi, auf Terrassen angebaut

Kahle Stirn, im Nacken ein Zopf: Barbiere scheren den Männern die von den Mandschu vorgeschriebene Frisur

Viele Lasten werden mit Muskelkraft transportiert

die Steuern schießen in die Höhe.

Als die Mandschu 1839 die Opiumeinfuhr verbieten, kommt es zum Kampf Ost gegen West. Mit 50 Kriegsschiffen bomben die Briten im „Opiumkrieg" die Öffnung Chinas für ihre Waren herbei. 1842 müssen die Mandschu einen erniedrigenden Vertrag unterschreiben, der den technisch und militärisch überlegenen Briten 21 Millionen Silberdollar Kriegsentschädigung zusichert sowie Sonderrechte in Hongkong, Guangzhou, Shanghai und anderen Hafenstädten. Ausländer dürfen von nun an in China ungehindert missionieren; den Briten folgen Amerikaner und Franzosen, später auch Russen, Deutsche, Japaner.

Die Qing verlieren die Kontrolle über wichtige Bereiche der Handels-, Sozial- und Außenpolitik. Das Ansehen der Mandschu, die aus Sicht der Han-Chinesen selbst nach zwei Jahrhunderten noch Fremde sind, sinkt rasant: Wie soll das Volk auch eine Regierung achten, die nicht in der Lage ist, ein paar „ausländische Barbaren" aus dem Reich zu jagen?

Eine der größten Schwächen Chinas ist dessen Mangel an Industrie. Fast ausschließlich lebt es von der Landwirtschaft. Das Imperium des Himmelssohns ist im 19. Jahrhundert die größte Agrargesellschaft der Erde (was sich bis heute nicht geändert hat). 90 Prozent aller Menschen sind Bauern und arbeiten auf den Baumwoll- und Reisfeldern, den Tee- und Zuckerrohrplantagen, pflegen Maulbeerbäume und schlagen Bambus.

Seit Ende des 18. Jahrhunderts hat die Bevölkerungsexplosion die Lebensbedingungen auf dem Land dramatisch verschlechtert. Für die Bauern hat ein Kampf begonnen, den sie verlieren müssen: das Ringen um Ackerland. Zwar sind sie keine Leibeigenen, kein Bauer ist (wie etwa in Russland) an die Scholle gebunden. Doch was nützt diese Freiheit, wenn es kein Land mehr gibt?

Der Anteil verfügbaren Bodens pro Kopf der Bevölkerung sinkt von 4,7 *mu* (etwa 3100 Quadratmeter) Mitte des 17. Jahrhunderts auf 2,9 *mu* (1900 Quadratmeter) um 1850. Nördlich des Yangzi, wo zusätzlich Baumwolle angebaut wird, um damit Reis aus dem Süden zu bezahlen, beackern viele Familien ihr eigenes kleines Stück Land.

Zwar sind die offiziellen Landsteuern gering, doch örtliche Beamte erheben oft eigenmächtig Abgaben, die häufig das Mehrfache der regulären Steuern ausmachen. Außerdem ist das Land in Kleinstparzellen zersplittert: Nach dem Tod des Familienoberhaupts wird das Erbe stets gleichmäßig unter allen Söhnen aufgeteilt.

Im Süden Chinas, wo der Reisanbau überwiegt, gehört fast die Hälfte des Landes Großgrundbesitzern; über 70 Prozent der Bauern haben wenig oder gar kein Ackerland. Sie müssen es pachten und den Landlords etwa die Hälfte der Ernte abgeben.

Viele der völlig verarmten Bauern setzen sich ins Gebirge ab, wo sie den Wald roden, den Boden einige Jahre lang extensiv ausbeuten und dann weiterziehen. Die Lage der Landbevölkerung scheint hoffnungslos zu sein.

Und wie schon in den Jahrhunderten zuvor hoffen Chinas Bauern, sobald Krie-

ge, Wirren, drückende Steuern oder Naturkatastrophen ihr Elend unerträglich werden lassen, auf einen Messias, der ihnen Rache und Erlösung verspricht.

Von Charismatikern entfachte, in verheerende Plünderungszüge ausartende Bauernaufstände sind fast so alt wie das Kaiserreich. Schon gegen Ende der zweiten Dynastie erhoben sich um 170 n. Chr. Landbewohner, die einem Sektenführer folgten. Auch danach blieb die Verbindung von Elend und Religion explosiv: Die letzte fremde Dynastie – die Yuan des Mongolen Khubilai Khan und dessen Nachfolger – wurde 1368 nach einer Serie von Aufständen von Bauernsekten wie den „Roten Turbanen" hinweggefegt.

Und nun also die Qing?

Bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts entlädt sich die Wut der Armen in zahlreichen Aufständen. Anhänger der Geheimgesellschaft „Weißer Lotus" folgen einem Mann, der behauptet, mit seinen Zauberkräften die Waffen der Regierungstruppen unschädlich machen zu können. Erst nach vielen Jahren kann der Aufstand unterdrückt werden.

1813 will ein kleiner Beamter, der sich für Buddha hält, mit zahlreichen Anhängern aus der Bauernschaft den Kaiser ermorden. Auch dieses Mal können sich die Mandschu behaupten. Noch.

DOCH IM JAHRE 1814 wird in Südchina ihr dereinst wohl mächtigster innenpolitischer Feind geboren. Hong Xiuquan ist das vierte von fünf Kindern einer Bauernfamilie aus Guanlubu, etwa 50 Kilometer nördlich von Guangzhou. Seine Eltern sind Hakka, Angehörige einer Minorität, die aus dem Norden hierher gezogen ist. Die Hakka gelten als ungewöhnlich kämpferisch und hartnäckig und werden von den Han-Chinesen nicht zuletzt deshalb gemieden, weil Hakka-Frauen sich nicht die Füße binden.

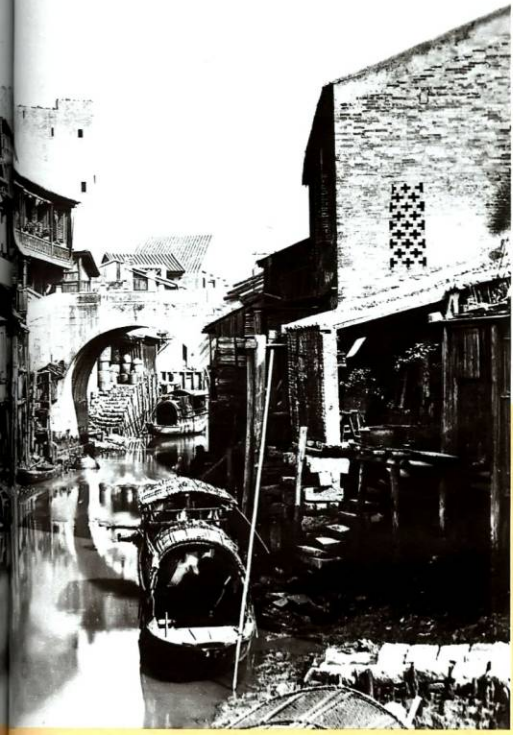
So ist Hong schon bei der Geburt ein Verachteter unter Verachteten – als Angehöriger einer Minderheit inmitten der von Chinas Elite traditionell gering geschätzten Bauernschicht.

Hongs Welt ist arm und erstickend eng. Großeltern, Eltern und Kinder leben in einfachen einstöckigen Hütten zusammen. Die Latrine liegt meist neben dem Schweinestall. Es gibt keine Seife, die baumwollenen Kleider werden im Brunnenwasser oder in einem Bach sauber geklopft.

Für alle Männer ist die Haartracht vorgeschrieben: Nach Mandschu-Sitte müssen sie sich den vorderen Teil des Schädels rasieren und das Haar im Nacken zu einem Zopf flechten. Diese Frisur ist das sinnfälligste Symbol der Unterwerfung unter die Herrscher aus dem Norden. Wer sich weigert, riskiert seinen Kopf.

Reis ist die meistangebaute Feldfrucht des Reiches, denn der Reis ernährt das ganze Land – im Vergleich zu anderen Getreidearten erzielt man mit ihm den höchsten Ertrag pro Hektar. Die Reiskultur ist ungewöhnlich arbeitsintensiv. Mit breiten Hacken ziehen die Bauern Furchen in ihre verstreut liegenden, oft von Hand bewässerten Felder; jede Pflanze wird einzeln gesetzt und mit der Sichel geerntet. Um den Reis zu dreschen, schlägt der Bauer die Halme auf einen Lattenrost;

Die Südmetropole Guangzhou, Ziel vieler landflüchtiger Bauern



Männer vom Lande verdingen sich oft als Sänftenträger, etwa bei Großgrundbesitzern

Das Gericht hat einen Dieb mit dem »Holzkragen« bestraft. Der Verurteilte kann nun keine Hand mehr zum Mund führen – und muss Passanten bitten, ihn zu füttern

in einer Handmühle werden die Körner anschließend leicht gerieben, um sie von ihrer Hülse zu trennen.

Manche Bauern bauen auf kleinen Plantagen Tee an, den Grundstoff für das wichtigste Getränk. Wer in der Nähe eines Marktfleckens wohnt, bringt seine Waren auf Schubkarren oder an Tragestangen dorthin: Pfirsiche, Pflaumen und Birnen, Orangen, Litschis, Granatäpfel, Ingwer und Bambussprossen.

Hong will dieser Plackerei entkommen. Die beste, wenn auch immer noch geringe Chance auf einen höheren Status heißt: lernen. Denn wer die kanonischen Schriften des Konfuzius und der anderen Klassiker zitieren und auslegen kann, wird die strengen staatlichen Prüfungen bestehen – Auswahltests, ohne die kein Chinese Beamter wird. Und nur im Staatsdienst eröffnet sich eine Karriere in der Hierarchie des Reiches, mager besoldet vom Kaiser, aber oft üppig entlohnt durch die wuchernde Korruption.

Es ist nicht einfach, dem Geflecht des bäuerlichen Lebens zu entkommen. Die engen Nachbarschaftsbeziehungen führen zu einer strengen sozialen Kontrolle in den Dörfern. Gemeinsam feiert man Hochzeiten und Begräbnisse und hilft einander bei der Bewachung der Felder.

Die Dorfgemeinschaften wachen über ihre Wasserrechte, über ihre Grenzen und die Würde ihrer Mitglieder. Nicht selten entbrennen zwischen zwei Orten Fehden, die Plünderungen, Vergewaltigungen, Folter und völlige Zerstörung zur Folge haben.

Auch die Familienverbände sind ungemein stark; nach konfuzianischer Lehre steht den Eltern das absolute Recht über ihre Kinder zu, dem Mann über seine Frau. Die Ehen werden von den Familien arrangiert; oft hat sich das Brautpaar vor der Hochzeitsnacht noch nie gesehen. Um zum Familienunterhalt beizutragen, verdingen sich die Bäuerinnen vielfach als Näherin oder Seidenstickerin in Heimarbeit. Oder sie überziehen dünne Bambusplättchen mit Zinnfolie – zu Scheinmünzen, die man den Göttern zu opfern pflegt.

Der Horizont der Bauern wird durch eine Unzahl von Göttern, Geistern und Dämonen begrenzt. Jede Familie hat ihren eigenen Schrein, um der Ahnen zu gedenken; Clans oder Dörfer unterhalten oft gemeinsam einen kleinen Tempel, mit Dächern von glänzenden Kacheln, geschnitzten und bemalten Säulen und Götterstatuen, die zu bestimmten Zeiten in Prozessionen getragen werden. Jede Provinz, jeder Bezirk, manchmal jedes Dorf verehrt eigene Götter und Heilige (siehe auch Seite 170).

In Hua, jenem Kreis, in dem Hong geboren wird, huldigen die Menschen dem „Gott der Wolken, des Regens, des Windes und des Donners" und dem „Gott der Berge und Flüsse" sowie dem „Stadtgott von Hua". Anfang Juli jeden Jahres hängen die Frauen Girlanden aus bunter Seide auf, damit ihnen die „Sieben himmlischen Schwestern" bei ihren Nadelarbeiten helfen.

Im September erflehen die Menschen drei Tage lang die Gnade des Feuergottes, im Dezember feiern sie den Besuch des Küchengottes. Sie beten gemeinsam vor tönernen Büffelfiguren für das Vieh; sie führen in den

Landnot und Armut treiben Bauern in die Berge von Hubei, wo sie Wälder roden, um Reis anbauen zu können

Straßen kleine Theaterstücke auf, um die Geister zu erfreuen. Sie essen zu bestimmten Zeiten Kuchen aus Mehl und Gemüse, um die Pocken abzuwenden; zur Sommersonnenwende wird Hundefleisch verzehrt, weil man sich damit gegen Malaria schützt.

Die Bauern stimmen die Getreidegeister gnädig, indem sie ihnen gekochtes Ferkelfleisch und Wein opfern. Man betet um gutes Wetter und Verschonung von Mehltau und Mäusen; fleht den blau-grünen Drachen, der den Frühlingsregen beeinflussen kann, um Schutz an; huldigt dem Tiger, weil er Winter und Kälte überwältigt; schmiert Hahnenblut an die Türstürze, um Unheil abzuwenden.

Hong will dieser engen Welt entkommen: Bereits mit 14 Jahren versucht er, einen kleinen Beamtenposten und den Shengyuan-Grad zu erwerben, der ihm ein kleines Staatsgehalt sichern würde. Aber er fällt durch bei den staatlichen Prüfungen, zu denen Tausende von Aspiranten nach Guangzhou strömen.

Als 1836 auch sein zweiter Versuch scheitert, bringt Hong aus Guangzhou das Geschenk eines protestantischen Missionars – wahrscheinlich des Amerikaners Edwin Stevens – mit. Stevens hat christliches Ideengut von dem Konvertiten Liang Afa ins Chinesische übersetzen lassen, der die Texte allerdings nach Gutdünken gekürzt oder neu interpretiert hat.

Entstanden ist eine wirre Mischung aus Altem und Neuem Testament – eine Geschichte weniger Auserwählter, die sich mit Gottes Hilfe gegen die Unterdrückung erhoben haben. Nur sechs der Zehn Gebote erachtet Liang als wichtig genug, sie aufzunehmen. Freizügig aber fügt er ein siebtes hinzu: Du sollst nicht Opium rauchen.

Hong überfliegt die Schrift nur, aber bewahrt sie auf. Er hat wenig Zeit, denn wieder bereitet er sich auf das Shengyuan-Examen vor. Aber 1837 versagt er erneut. Die Niederlage zerreißt ihn fast. In einem Tragestuhl, geschleppt von zwei Männern, kehrt er krank zu Ehefrau und Familie zurück.

Tagelang suchen ihn Visionen heim. Hong sieht sich in den Himmel aufsteigen. Diener empfangen ihn; vorsichtig öffnen sie seinen Leib und ersetzen die schmutzigen Organe darin durch neue, saubere. Er trifft einen goldbärtigen Mann in einer drachenbestickten Robe, der sich sein Vater nennt und klagt, dass die Menschen in China ihn nicht achteten und sich von „Dämonen" verführen ließen.

Hong erhält von ihm ein Schwert, mit dem er ein Heer von Teufeln erschlagen muss. Ihm zur Seite steht ein Mann, der sich „Älterer Bruder" nennt. Nach dem Kampf muss Hong zurück auf die Erde. Die Dämonen dort, sagt der Vater, seien stark und die Menschen zügellos. Wie sollte sich das ohne Hongs Hilfe ändern?

Die Familie beobachtet Hongs Rückkehr mit Schrecken. Er tobt. Er schwingt seine Arme wie Schwerter. Man muss ihn einschließen. Er sagt sich von seinem leiblichen Vater los. In roter Tinte schreibt er den Titel auf, der ihm auf seiner Himmelsreise verliehen worden ist: „Himmlischer König, Herrscher des königlichen Weges." Alle im Dorf glauben, Hong habe den Verstand verloren.

Bauern fahren ein mit Alkohol betäubtes Schwein zum Markt. Auf einer solchen Schubkarre werden bis zu neun Zentner schwere Lasten transportiert

Zu Ziegeln gepresster Tee auf dem Rücken jedes Trägers wiegt fast drei Zentner. Die Männer sollen ihn von Sichuan nach Tibet bringen – eine Strecke von750 Kilometern

Doch langsam kommt Hong wieder zu sich und nimmt sogar seinen Beruf als Dorflehrer wieder auf. Sechs Jahre später, 1843, fällt er zum vierten Mal durch die Shengyuan-Prüfung. Zufällig nimmt er während dieser Zeit jenes christliche Traktat zur Hand, das er vor Jahren nur überflogen hat. In einer schockhaften Erleuchtung geht ihm auf, dass er damit den Schlüssel zu seinen Visionen in den Händen hält.

Der bärtige Mann aus seinem Traum ist niemand anderer als Gottvater, und der „Ältere Bruder" kann nur Jesus sein. Demnach muss er selbst, Hong, ebenfalls Gottes Sohn und der jüngere Bruder Jesu Christi sein.

Und seine Aufgabe auf Erden ist eine gewaltige: Er hält sich für auserkoren, die Chinesen zum Christentum zu bekehren – und von den Mandschu zu befreien.

HONG BEGINNT ZUNÄCHST, seine Version des christlichen Glaubens im eigenen Dorf zu predigen. Gemeinsam mit Verwandten zerstört er in den umliegenden Dorfschulen konfuzianische Altäre, bis ihn wütende Bauern vertreiben. Er flieht in ein Hakka-Dorf im Distelgebirge, im Osten der Provinz Guangxi, wo einige seiner Angehörigen leben. Und nun zieht der Himmlische König gleichsam als Hausierer in Sachen Rebellion von Hütte zu Hütte und verkündet seine Botschaft von Sünde, Rache, Buße und Erlösung. Er predigt, dass alle Menschen Brüder und Selbstsucht und Reichtum verwerflich seien. Hong hält Gottesdienste ab und tauft neue Anhänger. Nach wenigen Monaten sind es schon etwa 100.

„Gesellschaft der Gottesanbeter" nennt sich Hongs neue Sekte. Zu den ersten Mitgliedern gehören Bauern, Zimmerleute, Schmiede sowie umherziehendes Volk, das mit Salz, Medizin oder Bohnenpaste handelt. Auch Wahrsager, Hirten und Köhler – von denen manche so arm sind, dass sie ihre eigene Holzkohle essen – schließen sich Hong an. Zudem lassen sich viele Bergarbeiter taufen (ihre Kenntnisse im Tunnelbau und beim Umgang mit Sprengstoff werden später wertvolle Dienste leisten).

Eine große Dürre treibt den Jüngern Christi weitere Anhänger zu. Auch Piraten, die von den Briten aus den Küstenregionen vertrieben worden sind, tauchen nun in den Bergen auf.

1849 zählen die Gottesanbeter bereits rund 10000 Anhänger. Hong hüllt sich jetzt zuweilen in eine gelbe Robe – eine Farbe, die den Herrschern vorbehalten ist. Anfang 1850 traut sich der Himmelssohn, die „Dämonen", die China heimsuchen, öffentlich beim Namen zu nennen: die Mandschu.

Die betenden, Tempel zerstörenden Bauern erwecken das Misstrauen örtlicher Gutsbesitzer. Einige Gottesanbeter werden verhaftet, manche sterben im Gefängnis. Dennoch sammeln sich im Juli 1850 rund 20 000 Gläubige in den Bergen, unter ihnen Frauen-Kampfbataillone.

Die Anhänger Hongs verkaufen ihr Eigentum, verlassen ihre Häuser, schwören den Feuer-, Küchen- und Getreidegöttern ab und sammeln sich in einem Lager. Die Männer lösen sich die Mandschu-Zöpfe – „langhaarige Rebellen" werden sie später vom Volk ehrfürchtig oder tief

verschreckt genannt. Hong lässt sie regelmäßig in Truppenverbänden antreten und christliche Gebote aufsagen.

Die neue Lehre eröffnet den Armen und Verzweifelten unerwartete Perspektiven: Hongs Predigt empfinden sie als ein Fanal zum Marsch gegen die Reichen und Mächtigen in China.

Ende 1850 schickt die Mandschu-Regierung Truppen ins Distelgebirge, um die seltsame Sekte zu zerschlagen. Doch die Gottesanbeter sind gut vorbereitet: Über 350 Regierungssoldaten werden getötet, darunter einige Mandschu-Befehlshaber. Zum ersten Mal haben Hongs Truppen im Namen Gottes „Dämonen" erschlagen.

Beflügelt durch seinen Sieg, versammelt Hong am 11. Januar 1851, seinem 37. Geburtstag, die engsten Anhänger um sich und verkündet offiziell die Gründung des „Taiping Tianguo", des „Himmlischen Reiches des Höchsten Friedens". Allein: Wo genau dieses göttliche Reich auf Erden zu finden sein soll, bleibt noch offen. In den Distelbergen jedenfalls nicht – denn dort werden die Vorräte knapp. Die Christus-Kämpfer verlassen die Region. Später wird Hong den Marsch seiner Anhänger mit dem Auszug der Israeliten aus Ägypten vergleichen.

Im Herbst 1851 schwenken Hongs Horden nordwärts, in das wirtschaftliche Herzstück Chinas, die reichen Provinzen im Becken des unteren Yangzi. Triaden – Gangsterbanden – schließen sich ihnen an. Obwohl von Truppen verfolgt, erobern die Taiping, wie die Gotteskämpfer nun genannt werden, im September 1851 erstmals eine befestigte Stadt: Yongan.

Die Besatzer geben sich nach dem Sieg friedlich. Hong verbietet Plünderungen; die Bürger werden nicht gezwungen, den Taiping beizutreten. Wer allerdings verdächtig ist, mit den Mandschu zu sympathisieren, verliert sein Leben. In Yongan führt Hong einen neuen Sonnenkalender ein: Das Jahr 1851 ist das Jahr 1 der Taiping-Zeit.

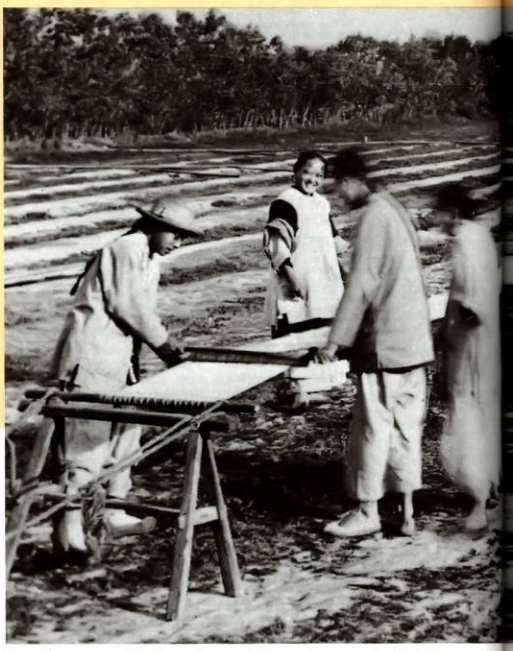
Hong und seine Anhänger ziehen weiter in Richtung Gelobtes Land. Jetzt sind es ungefähr 40 000. Die Langhaarigen drängen den Fluss Xiang hinauf in wohlhabendere Regionen. Im Dezember 1852 beginnt eine unglaubliche Kette von Siegen.

Yuezhou am Dongting-See, ihre nächste Eroberung, ist geradezu märchenhaft reich. Die Taiping erbeuten 5000 Schiffe und riesige Waffenlager. Kurz darauf fällt ihnen Hankou in die Hände, im Januar 1853 Wuchang, wo die Rebellen 1,6 Millionen Tael aus der Provinzkasse einnehmen.

Die Gottesanbeter sind jetzt selbstbewusster und rücksichtsloser. Wer nicht aus Wuchang geflohen ist, muss ein Zehntel seines Besitzes abgeben. Anders als zuvor werden nun alle gezwungen, die Religion der Taiping anzunehmen. Um die Moral aufrechtzuhalten, wie Hong sagt, werden nach Geschlechtern getrennte Lager eingerichtet. Wer im falschen Lager erwischt wird, muss sterben.

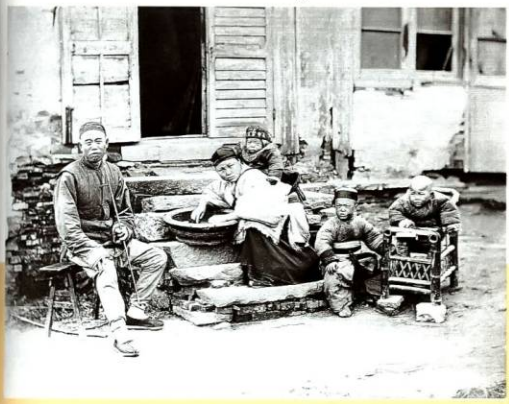
Doch noch immer ist das Himmlische Reich auf Erden nicht errichtet. Im Februar 1853 verlassen die Bauernkrieger Wuchang – mit einem Heer von schätzungsweise 500 000 Menschen. Jede Brücke, die sie überquert haben,

Der Wind hilft diesem Bauern beim Schieben. Schubkarren waren in China 1000 Jahre früher als im Westen bekannt



Das Weben von Seide zu langen Bahnen ist vornehmlich Frauenarbe

Familienfoto, um 1875: Da jeder Sohn gleichmäßig viel Land erbt, besitzen schließlich alle nur winzige Parzellen



Fast jede Bauernfamilie besitzt Maulbeerbäume für die Raupenzucht

wird zerstört. Sie selbst aber kann kein Fluss aufhalten: Die Taiping bauen inzwischen perfekte Pontonbrücken.

Als schließlich Nanjing fällt, im Jahr 3 der Taiping-Zeit, hat Hong schätzungsweise zwei Millionen Anhänger. Die Einnahme dieser Stadt ist ein Wendepunkt der Bauernbewegung. Bisher waren Hongs Leute eine mobile Truppe, die von Plünderungen lebte – jetzt sehen sie sich vor der Notwendigkeit, das eroberte Gebiet zu halten und zu verwalten.

ELF JAHRE LANG beherrschen die Taiping von Nanjing aus ihr Himmlisches Reich. Ein Reich mit radikalen Regeln: Die Rebellen verbieten das Glücksspiel und auch den Genuss von Opium, Alkohol und Tabak. Ehebruch, Tanz und Handel sind ebenfalls strafwürdige Vergehen. Prostituierte und Homosexuelle werden hingerichtet. Daoistische und buddhistische Tempel gehen in Flammen auf, die Mönche werden umgebracht.

1853 verfassen Hong und seine Berater die „Bodenregelung der Himmlischen Dynastie" – den wohl utopischsten und autoritärsten Entwurf einer Gesellschaftsordnung, der in China bis dahin entwickelt worden ist. Jeder, ob Mann oder Frau, soll gleichviel Land bekommen: „Das Land soll von allen bebaut, der Reis soll von allen gegessen werden, die Kleider von allen getragen, das Geld von allen ausgegeben werden, so dass nirgends Ungleichheit herrscht, und jeder Mensch soll wohlgenährt und warm gekleidet sein."

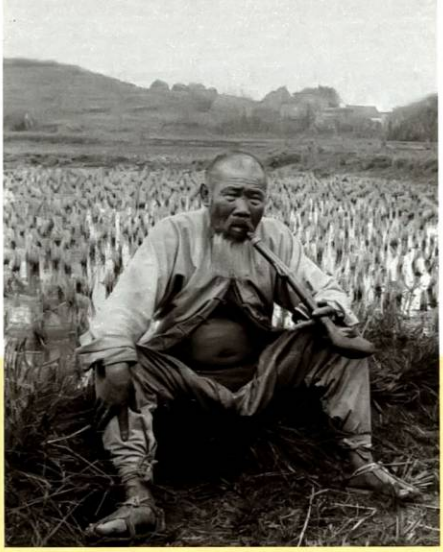
Alle Erträge, die eine Familie erwirtschaftet, werden nach Abzug des Eigenbedarfs in großen Staatsspeichern abgeliefert – einerlei, ob Reis, Hanf, Seide, Hühner, Hunde oder Geld. Je 25 Familien werden einem „Wachmann" unterstellt, der Buch führt über die Einnahmen, der die Kinder jeden Tag in den Lehren der Taiping unterrichtet und sonntags zur Kirche führt. Die Wachleute wählen Männer aus, die bei der Truppe dienen müssen und die im Gebrauch von Signalen, Waffen und Todesfallen ausgebildet werden.

Hong hält keineswegs alle Fäden allein in seinen Händen. Es sind vor allem die Führer neben ihm, die durch ihre Kenntnisse in Militärtaktik und Verwaltungsmethoden die Aufstandsbewegung zu einer organisierten Macht entwickeln.

Die Administration des Himmlischen Reiches übernehmen Beamte, die nach einer Taiping-Prüfungsordnung ausgebildet werden, sich an die Gebote Gottes halten und alle drei Jahre je nach Leistung an ihrem Platz bleiben, befördert oder degradiert werden – schlimmstenfalls zu Bauern. Denn mit der Gleichheit aller Menschen ist es auch bei den Taiping nicht weit her: Der Bauer ist auch bei ihnen der Unterste in der Hierarchie.

Hong lässt seine göttliche Abstammung in einem pompösen Palast manifestieren. 10 000 Arbeiter, Zimmerleute und Dekorateure errichten ein riesiges Bauwerk im Osten Nanjings. Nachdem das Gebäude abgebrannt ist, bauen sie es wieder auf – inklusive der üppig ausgemalten Wände, auf die der Herrscher pittoreske Bergszenen pinseln lässt.

Die Regierungstruppen sind unfähig, den Aufstand zu



Bauer vor seinem Reisfeld: Immer wieder, so im 2., im 14., im 18. Jh., führen die erbärmlichen Lebensbedingungen der Landbevölkerung zu blutigen Aufständen

Auch in den Metropolen, wie hier 1869 in einem Randbezirk von Guangzhou an der Südostküste Chinas, herrschen Armut und Enge

unterdrücken: In der Provinz Hubei wird die Stadt Hanyang insgesamt viermal von den Taiping besetzt, Wuchang und Hankou dreimal, Wuhu zwischen 1853 und 1855 nicht weniger als achtmal. 1853 startet gar ein Feldzug mit 70 000 Gottesanhängern Richtung Beijing.

Zwar wird diese Armee – geschwächt durch Hunger, Kälte und Munitionsmangel – wenige Monate später von Qing-Soldaten vernichtet. Dennoch beherrschen Hongs Truppen bis zum Herbst des Jahres 1856 große Teile der Provinzen Jiangsu, Anhui, Jiangxi und Hubei: ein Gebiet fast so groß wie Großbritannien.

Aber während die Bauern Gottes noch ihre größten Siege erringen, beginnt die Spitze der Bewegung zu zerfallen. Hong zieht sich in seinen Palast in Nanjing zurück und überlässt die Führung immer mehr einer Clique meist ungebildeter, machtgieriger Männer, denen er Königstitel verliehen hat.

Bald hat jeder „König" einen eigenen Palast, eigene Truppen – und eigene Vorstellungen davon, wie das „Himmlische Reich des Höchsten Friedens" zu regieren sei. Intrigen, Machtkämpfe, Mordkomplotte erschüttern die Elite der Gotteskrieger. Schließlich greift Hong durch. Er lässt alle „Könige" umbringen oder vertreiben; etwa 20 000 Menschen fallen dieser Säuberung zum Opfer.

Nachdem Hong seine erfahrensten Mitkämpfer eliminiert hat, zieht er sich erneut in seinen Palast zurück. In den folgenden Jahren durchforscht er die Bibel nach Hinweisen auf sich selbst und korrigiert „falsche" Passagen.

Jeden Tag schreibt Hong mit roter Tinte religiöse Postulate auf gelbe Seidenbahnen, die an den Toren seines Palastes aufgehängt werden. Etwa 2000 Dienerinnen umsorgen ihn; 88 Gemahlinnen soll er haben. Die gewöhnlichen Staatsgeschäfte überlässt Hong seinem minderjährigen Sohn oder einem Vetter, den er 1859 zum Premierminister ernannt hat.

Die neuen Führer der Taiping begehen schwere Fehler. Im August 1860 versuchen sie, Shanghai zu erobern. Vergebens. Und durch diese Attacke schaffen sie sich neue, mächtige Feinde: die Ausländer, die von Shanghai aus ihren Chinahandel organisieren und die sich bislang aus den Kämpfen herausgehalten haben.

Allein die Briten haben rund 25 Millionen Pfund Sterling in der Hafenstadt investiert und sind nicht bereit, ihre Privilegien einem Heer langhaariger Bauern zu opfern, deren Herrscher den Handel verbietet und das lukrative Opium verdammt. Drei Tage lang beschießen die Europäer die Belagerer, dann flüchten die Taiping.

Nun gehen die Fremden in die Offensive. Der amerikanische Abenteurer Frederick Townsend Ward formiert aus ausländischen und einheimischen Söldnern die „Immer siegreiche Armee", die 1862 über 3000 Männer mit Repetiergewehren verfügt. Noch wichtiger werden die Dampfkanonenboote und moderne Waffen, mit denen Briten und Franzosen die Truppen der Regierung unterstützen.

Zum gefährlichsten Gegner der Taiping wird der Beamte und Gelehrte Zeng Guofan aus Hunan. Mit Billigung der Mandschu-Regierung hat

Bauernbibel: Um 1860 lassen die christlichen Rebellen ihre Fassung des Neuen Testaments drucken

er sich in den vergangenen zehn Jahren eine private „Hunan-Armee" aufgebaut: rund 132 000 Männer, gut ausgebildet, ordentlich bezahlt und loyal.

Der Kaiser erhebt eine Sondersteuer, um Zeng und andere lokale Truppen zu finanzieren. Im Juni 1860 überträgt die Regierung Zeng offiziell den Auftrag, gegen die Taiping zu ziehen. Deutlicher wohl kann sie ihr Versagen nicht eingestehen.

Während der äußere Druck wächst, kommt es nun auch zum inneren Zerfall der Rebellenarmee. Immer mehr Kämpfer verlassen die Gotteskrieger. Besonders auf dem Land versagen die Taiping: die Bodenreform, der Traum von einer Gemeinschaftskasse für alle und einer gerechten Aufteilung von Grund und Boden – all das bleibt eine Illusion.

Die Pläne, nach denen jeweils 25 Familien gemeinsam wirtschaften sollen, sind in den Dörfern nicht umzusetzen – zu stark ist das Clan-Denken der Bauern. Fast überall bleibt das Verhältnis zwischen Gutsherrn und Pächtern wie eh und je.

Die Bauernkrieger werden immer weiter zurückgedrängt. Im Umkreis von rund 75 Kilometern um Nanjing ist schließlich alles verwüstet. Fast jedes Haus ist abgebrannt oder in seine Einzelteile zerlegt – die Truppen brauchen Holz für ihre Lagerfeuer, ihre Pontons, für Wehranlagen. Knochen bleichen zwischen Kanonenkugeln. Verwesende Leichen bedecken die Plätze oder vergiften Brunnen und Zisternen.

Boote, die den Yangzi hinauffahren, kommen oft nicht gut voran, weil so viele aufgedunsene Leichname im Wasser schwimmen. Deserteure werden von den Taiping-Truppen gebrandmarkt: Tief in ihr Gesicht werden die vier Zeichen des „Himmlischen Reichs des Höchsten Friedens" tätowiert; Narben zeugen später von den Versuchen, die Male herauszuschneiden.

Im Oktober 1863 zieht Zeng Guofang mit der „Hunan"-Armee einen Belagerungsring um die Himmlische Hauptstadt Nanjing. Hong ist da bereits jenseits aller irdischen Sorgen. Einem seiner Truppenführer, der ihn zur Kapitulation überreden will, sagt er: „Meine himmlischen Soldaten sind so unbegrenzt wie Wasser! Warum sollte ich den Dämon Zeng fürchten?" Als in der Stadt die ersten Menschen verhungern, hat Hong für sie nur einen Rat: Sollen sie es doch dem Volk Israel gleichtun und „Manna" essen.

Im April 1864 erkrankt der Bruder Jesu, wenige Monate nach seinem 50. Geburtstag. Niemand weiß genau, woran er leidet – ein Vertrauter berichtet, er verweigere jede Medizin und nehme stattdessen nur „Manna" zu sich. Am 30. Mai erhalten die Eingeschlossenen Hongs letzte Botschaft: Es sei für ihn an der Zeit, in den Himmel aufzusteigen, wo er seinen Vater und seinen Bruder bitten werde, eine himmlische Armee zur Befreiung der Stadt zu entsenden.

Gottes chinesischer Sohn stirbt am 1. Juni 1864; das Gerücht verbreitet sich, er habe sich vergiftet. Sein Leib wird von einer Palastfrau in gelbe Seide gewickelt und in die Erde gelegt.

Nach Hongs Tod geht das Himmlische Reich rasch zu Ende: Am 19. Juli 1864 fällt Nanjing. Die Taiping leisten nur noch kurz organisierten Widerstand, dann ist alles Flucht, Chaos, Tod.

Zeng schreibt später: „Von den 100 000 Rebellen hat sich bei der Einnahme der Stadt kein Einziger ergeben; stattdessen kamen sie vielfach zusammen, um sich selbst zu verbrennen, und sind ohne Reue verschieden." Die letzten versprengten Rebellen-Einheiten können jedoch erst vier Jahre später endgültig geschlagen werden.

Obwohl dieser Aufstand der Bauern nach 14 Jahren niedergeworfen wird, sind seine Auswirkungen auf China und das 2000 Jahre alte Kaisertum fatal. Die Taiping-Rebellion hat das Land völlig ausgelaugt. Aus weiten fruchtbaren Gebieten Süd- und Mittelchinas sind Wüsteneien geworden. Die politischen und militärischen Machtverhältnisse haben sich verschoben: Die Erfolge mächtiger Provinzbeamter und Warlords im Kampf gegen die Taiping haben die Zentralregierung entscheidend geschwächt. Kein Herrscher in der Verbotenen Stadt wird je wieder so mächtig sein, dem erschöpften und zerrissenen Imperium eine neue Ordnung aufzwingen zu können. Die Agonie des Kaiserreiches hat begonnen.

Und die Untertanen des Kaisers haben einen fürchterlichen Preis für den Traum vom „Taiping Tianguo" zahlen müssen: Bis heute weiß zwar niemand genau, wie viele Menschen der Aufstand das Leben gekostet hat.

Wahrscheinlich aber haben 20 bis 50 Millionen Menschen dieses Reich Gottes auf Erden nicht überlebt. □

Kirsten Bertrand, 32, ist seit 1999 Mitglied der GEO-Redaktion.

Han

FORM VOLLENDUNG

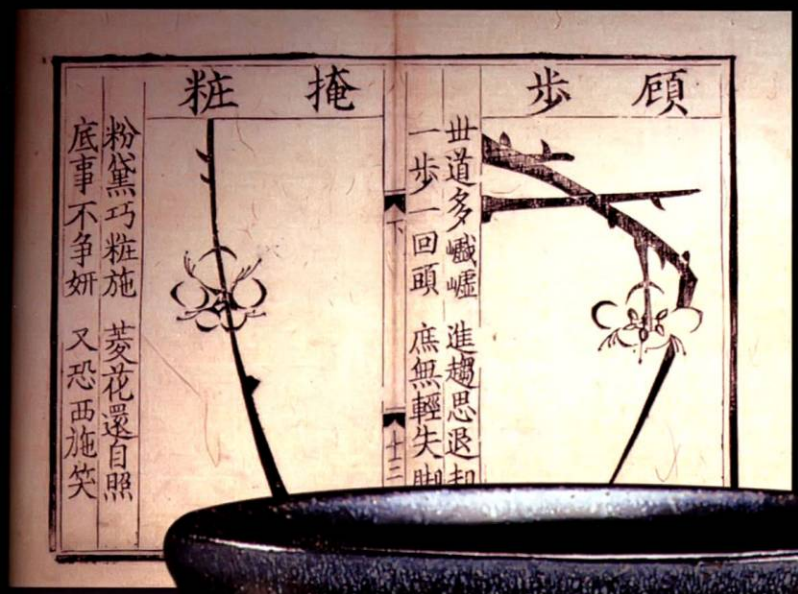
Erlesener Geschmack, handwerkliches Können, kostbare Materialien – all das kennzeichnet schon früh Chinas künstlerische Produktion. Vor allem aber pflegt die Elite Verfeinerungen aller Art – auch die ihrer staatlichen Strukturen, die schließlich zahllose Ränge hervorbringen. Die Angehörigen der gehobenen Stände aber brauchen Statussymbole – selbst über den Tod hinaus, wie diese kostbaren Beigaben aus Herrschergräbern der Han-Dynastie (206 vor bis 220 n. Chr.) zeigen. Die elegante Bronzelampe war vollständig vergoldet, die Ringscheibe ist aus Jade, dem Schmuckstein der chinesischen Kultur schlechthin, aufwendig gesägt, geschliffen, geschnitten. Und die Formensprache im Reich der Himmelssöhne ist von ungewöhnlicher Konstanz: Was einmal als gelungen erkannt ist, gilt über Jahrhunderte als Vorbild

Nördliche Dynastien

In schwierigen Zeiten können Artefakte die Hoffnung ausdrücken, die Gesellschaft erneut zu ordnen. So beschwören die Texte und Bilder auf dem lackierten Holzparavent aus der Zeit der Nördlichen Wei (386–534) das kulturelle Erbe des seit 220 zerfallenen China. Aus der Zeit der Nördlichen Qi (550–577) stammt die Kalksteinfigur, die den Wunsch nach neuer religiöser Einheit verkörpert – durch den Buddhismus, der vom 4. Jahrhundert an besonders von Herrschern in Nordchina gefördert wird

Song

Naturtreue und formale Ausgewogenheit – das sind die ästhetischen Ideale der Renaissance in der Song-Zeit (960–1279), einer städtisch gewordenen Kultur in einem Gelehrten- und Beamtenstaat. Diese Ideale nehmen Form in der Gestaltung einfacher Gebrauchsgegenstände wie der Teeschale aus Ton an, aber auch in dem Landschaftsgemälde auf seidener Hängerolle. Und auf Buchseiten, in denen die getuschten Pflaumenblüten erstmals unabhängig, nur um der Schönheit willen, neben dem Text gedruckt stehen



Ming

Die Ming-Dynastie (1368–1644) ist ein Zeitalter des Mäzenatentums. Kunst und Künstler werden gefördert und erfahren, wie die Granatapfel-Skizze des Hofmalers Sun Long, hohe Wertschätzung. Und nicht nur in China selbst werden feinste Porzellane, ob mit blauem oder, wie hier, mit dreifarbigem Dekor erfolgreich gehandelt. Elfenbeinschnitzer schaffen meisterliche Werke wie diese daoistischen »Unsterblichen«. Mitte des 17. Jahrhunderts aber versinkt die glänzende Ming-Zeit in Misswirtschaft und Rebellion, viele Angehörige der kunstliebenden Eliten entziehen sich dem Chaos durch Selbstmord

Die Herrscher der mandschurischen Qing und ihre Mandarine lieben die Pracht – ob altmeisterliche Seidengemälde von idealen Landschaften, prunkvolle Stickereien und Rangabzeichen auf einem festlichen Gewand (das die Besitzerin als Gattin eines Beamten ausweist) oder diese Schale mit aufwendigem Emaille-Dekor, in dem Kraniche ein langes Leben symbolisieren. Die Qing-Dynastie herrscht fast 300 Jahre lang – von 1644 bis 1911 –, und mit ihrem Ende zerbricht das Kaiserreich

Qing

Oper

Schule der Moral

Anfang des 19. Jahrhunderts revolutionieren junge Schauspieler das traditionelle chinesische Theater. Mit den kunstvoll inszenierten Heldenepen der »Peking-Oper«, von denen manche mehrere Tage dauern, wird vor allem ein Darsteller populär: Cheng Changgeng

VON LARS ABROMEIT

Ein Schauer durchfährt Wu Zixu, als er die Augen öffnet. Welch furchtbarer Zauber! Bart und Haare, gestern noch tiefschwarz, sind über Nacht schneeweiß geworden. Angespornt vom schwingenden Laut der Jinghu-Geige klagt der junge Held in einer langen Arie sein Leid – und erntet tobenden Applaus.

Die Zuschauer springen von den Sitzen, ihr Jubel erstickt den Klang der Holzklappern, der Becken, selbst den des großen Gongs und der Trommel. Frenetisch feiert die Menge jenen Mann, der mit bis dahin unbekannter Eleganz die Figur des Wu Zixu auf die Bühne zaubert: Cheng Changgeng, ein Neuling in der Schauspielwelt von 1830. Vor drei Jahren noch, bei seinem Debüt, hatte man ihn ausgelacht. Doch mit diesem Auftritt vor den höchsten Eminenzen Chinas wird er zu einem der ersten Stars des *jingju* – der Peking-Oper.

Seit Anfang des 19. Jahrhunderts erobert dieses junge Theater-Genre die Freiluftbühnen auf den Dörfern, die Teehäuser der Städte und sogar den Hof des Kaisers: eine bunte Mischung aus Tanz und Akrobatik, zarter Mimik und lautem Gesang, Feuerwerk und Zaubertricks.

Die Schöpfer der neuen Kunst stammen aus der Provinz. Es sind ambitionierte Nachwuchsdarsteller, die von kaiserlichen Inspektoren im Jahre 1790 in den Provinzen Anhui, Hubei und Shaanxi entdeckt und in die Hauptstadt eingeladen worden sind. In den vier großen Ensembles, zu denen sich die Darsteller zusammengeschlossen haben, verschmelzen ihre regionalen Stile mit Fragmenten der ehrwürdigen Kun-Oper, die Chinas Theaterwelt ein halbes Jahrtausend lang dominiert hat.

Keiner spielt klassische Helden so perfekt wie er

Die Handlung der Peking-Oper entstammt bekannten Episoden aus Geschichte und Literatur. Begleitet wird sie von einer eingängigen Leitmelodie, deren Rhythmus und Tempo wie auch der Text vom Ensemble stets variiert werden. Ein Baukastenprinzip mit Zukunft: Wann immer die herrschenden Kreise die Peking-Oper ob ihres „subversiven" oder „unmoralischen" Charakters verbieten lassen, wandeln die Gruppen ihr Repertoire – und überlisten so die Zensur.

Schon bald ist in der Hauptstadt die Nachfrage nach neuen Talenten aus der Provinz so groß, dass fahrende Händler den Dorffamilien ihre Kinder abkaufen, um sie an die Opernschulen Beijings zu verschachern.

Cheng Changgeng, 1811 in Anhui geboren, hat Glück und entgeht diesem Sklavenhandel: Sein Onkel unterrichtet ihn in der Kunst des Dramas, bis Cheng bereit ist für die Feuerprobe vor dem Publikum der Hauptstadt. Dort wächst er in eine neue Schauspielergeneration hinein, die den *laosheng* entwickelt – die Figur des reifen, würdevollen Mannes.

Es wird Cheng Changgengs Paraderolle: Keiner seiner Zeitgenossen spielt die klassischen Helden Chinas so perfekt wie er, keiner führt das hölzerne Schwert mit solcher Kraft und spricht mit so klarer Stimme, frei vom weichen Akzent des Südens.

Ein besonders begabter Akrobat ist Cheng nicht: Kampfszenen mit „fließenden" Reihen von mehr als 20 Salti hintereinander oder das Durchschwimmen imaginärer Wellen in geschwungenen Liegestützen beherrschen andere Darsteller weitaus besser. Sein Gesang aber bleibt

unübertroffen – so schön, wird berichtet, „wie der Wind in den Himmeln und die Wogen über dem Ozean, goldene Glockenspiele und mächtige Schellen".

Und nicht nur die Figur des ritterlichen Helden verkörpert Cheng Changgeng unnachahmlich: Auch in Frauen- und Jünglingsrollen kann er sich mit den Besten messen. Sein Repertoire umfasst 22 Opern, von denen manche mehrere Tage lang dauern. Kein opulentes Bühnenbild, sondern allein die Kunst der Darsteller hält die Zuschauer in solchen Stücken über mehr als 100 Akte hinweg bei Laune.

Sogar der Kaiser ehrt Cheng Changgeng

Jedes Detail der Kostüme, Requisiten und geschminkten Gesichter hat hier eine genau festgelegte Bedeutung: Ein blau besticktes Seidenkostüm etwa weist einen ehrlichen und einfachen Charakter aus, Grün die Rolle einer Konkubine, Schwarz Bescheidenheit und Heimlichkeit. Der Träger eines roten Bartes ist von „wankelmütigem Temperament", ein Akteur mit weißem Fleck im Zentrum seiner geschminkten Maske ein *chou* – die Clownsrolle. Eine lange Reise wird durch das Abschreiten eines Kreises dargestellt, ein Berg durch einen Stuhl auf einem Tisch, Zorn durch scharfes Aufstampfen und einen Schlag auf die geschwellte Brust.

Cheng Changgeng ist so bewandert in dieser Welt der feinen Andeutungen, dass ihn bald nach seinem furiosen Auftritt als Wu Zixu eines der vier großen Theater-Ensembles, die San-Qing-Gruppe („Dreifaches Glück"), als Mitglied aufnimmt und später zum Intendanten wählt.

Sogar Kaiser Xianfeng lädt ihn zu sich und stattet ihn mit dem Rang eines hohen Beamten aus – eine seltene Ehre für einen Schauspieler. Denn die Peking-Oper ist eigentlich eine Kunstform für das einfache Volk: Hohes Ansehen genießen die Darsteller üblicherweise nicht. Die wenigsten von ihnen können lesen oder schreiben, ihr Einkommen liegt häufig nur knapp über dem eines Tagelöhners, und der Adel verachtet den Lebenswandel der Akteure, denen Neigung zur Prostitution und Homosexualität nachgesagt werden.

Cheng Changgeng aber ragt heraus: Er verdient gut, denn wo er auftritt, strömt das Publikum in die Theater. Er gilt als ehrlich, als Moralist und frei von Allüren. In seinen Stücken begeistert er die Zuschauer für die traditionellen Tugenden, für Loyalität zum Kaiser und Patriotismus. Seine Gage teilt er mit Kollegen und beschränkt sich oft auf Nebenrollen, um jungen Talenten eine Chance zu geben. Lukrative Gastspiele in anderen Ensembles als in seinem eigenen lehnt er zeit seines Lebens ab.

So loyal Cheng zu seinem Ensemble steht, so streng geht er mit seinen Schülern um: Sie dürfen während der Proben weder lachen noch sich unterhalten, jede Nachlässigkeit wird hart bestraft. Und auch die Zuschauer versucht er zu erziehen und verbietet, dass während seiner Vorstellungen geraucht, Tee getrunken oder laut dazwischengegrölt wird. Cheng will das Spektakel „Peking-Oper" in eine Schule der konfuzianischen Moral verwandeln, Korruption, Intrigen, Feigheit und Verrat anprangern.

Während der Wirren zur Zeit der Opiumkriege zieht sich der Laosheng-Meister zurück, verliert den Großteil seines Vermögens und verfällt dem Opium. Nach 1860 spielt er auf der Bühne ausschließlich Staatsgründer und Helden, und seine Stimme soll traurig geklungen haben, wenn auch edler als je zuvor.

Krank und erschöpft von seinen letzten Vorstellungen stirbt Cheng Changgeng 1880. Sieben Jahre später zerfällt sein Ensemble. Mit dem Boxeraufstand 1900 geht auch die letzte der großen Theater-Dynastien aus der Anfangszeit der Peking-Oper unter, lange bevor die Schauspiellegende Mei Lanfang der Tradition in den 20er Jahren neues Leben einhaucht – und der Peking-Oper zu einer bis heute andauernden Popularität verhilft.

Schon die traditionelle Kun-Oper (links) hat ihr Publikum auf Freilichtbühnen gefunden. Wie sie, geht auch die junge Peking-Oper, bei der die Schauspieler (oben) allein durch Kostüme, Gestik und Mimik den Gang der Handlung lebendig machen, in Städten und Dörfern auf Tournee

Cixi
die letzte Herrscherin

Zum Ende des Kaiserreichs bestimmt eine Frau die Geschicke in der Verbotenen Stadt: Cixi, die Witwe des Kaisers Xianfeng. Doch der Pomp des Hofzeremoniells täuscht. Die eigentliche Macht liegt zusehends in den Händen von Militärgouverneuren – und Ausländern. 1900 kommt es zum »Boxer«-Aufstand gegen die Fremden. Der Anfang vom Ende des alten China

VON WALTER SALLER

Am frühen Morgen sind selbst hinter den zehn Meter hohen Mauern der Verbotenen Stadt die Geräusche von Beijing zu hören. Die Rufe der Straßenhändler, das Rumpeln hölzerner Karren, schwingende Bronzegongs. „Stadtecho" nennen die kaiserlichen Eunuchen das Phänomen, bei dem die Mauern selbst weit entfernte Töne so verstärken, dass sie in die abgelegensten Winkel der Paläste, der Hallen, Höfe und Gärten dringen.

Doch am 21. Juni 1900 beherrschen andere Geräusche das Klangbild Beijings: Kanonendonner und Gewehrfeuer und immer wieder ein Schrei aus unzähligen Kehlen – *„Sha! Sha!"* – „Töten! Töten!"

Das Getöse ist wohl auch im Ningshougong zu hören, im „Palast des Ruhevollen Alters", den Cixi bewohnt, die Beherrscherin Chinas.

In der Stunde des Hasen, gegen fünf Uhr morgens, hat sich die Witwe des Kaisers bereits erhoben. Sie weiß, was der kriegerische Lärm bedeutet. Und was ihn verbindet mit den in Rot gehüllten Männern, die seit Wochen durch die Gassen der Hauptstadt streifen und angeblich mit Geistern im Bund stehen. Sie nennen sich Mitglieder der „Gesellschaft für Rechtschaffenheit und Harmonie". Der Gouverneur von Shandong hat Cixi informiert über die Roten, die in seiner Provinz aufgetaucht sind und die von den verhassten Barbaren, den Europäern und Amerikanern, als „Boxer" bezeichnet werden.

Und die nun alles tun, um jeden Barbaren in China – gleich ob Diplomat, Missionar, Soldat, Kaufmann – umzubringen.

Cixi trägt seidene Pyjamas. Ihre Kopfkissen sind mit Rosenblüten gefüllt, und alles – die Betttücher aus Seidenbrokat, die Satinsteppdecke – ist in kaiserlichem Gelb gehalten. Nachdem Cixi die Notdurft des Morgens verrichtet hat, entfernen die Zofen den Nachttopf aus Sandelholz. Er hat die Form einer Eidechse, mit Rubinen als Augen, und trägt den Namen „Haus des Mandarins". Eunuchen bringen eine Wanne mit hautwarmem Wasser.

Nach der Wäsche von Gesicht und Händen schälen die Dienerinnen Cixi aus dem Pyjama. Allein wäre ihre Herrin dazu kaum in der Lage – nicht zuletzt wegen ihrer mehr als sieben Zentimeter langen Nägel an den kleinen und den Ringfingern, die zudem in Futteralen aus Gold und Jade stecken.

Anschließend hüllen die Zofen Cixi in mehrere Schichten von Kleidern. Zuunterst trägt sie einen Schurz aus Baumwolle und Seidenpantalons, dann folgt ein Hemd aus Flanell, und darüber liegt eines ihrer Satinkleider. Fast ist es, als wäre in der Verbotenen Stadt die Zeit stehengeblieben, als wäre China noch immer das Reich der Mitte, das dem Rest der Welt den Rücken kehren kann.

26 Eunuchen tun Dienst an ihrer Sänfte

Doch neben dem Bett der Kaiserinwitwe hängt ein Porträt von Englands Königin Victoria, die Cixi bewundert. Auf Holztischen und Lacktruhen ticken ein Dutzend Uhren.

Die Herrscherin, die von ihren Untertanen respektvoll der „Alte Buddha" oder der „Alte Drache" genannt wird, ist eine kleine, 64 Jahre alte Frau mit Strähnen von Grau im Haar, mit faltigem Hals und lockeren Zähnen.

Im „Palast des Ruhevollen Alters" neigt sich die Morgentoilette der Kaiserinwitwe dem Ende zu und die Stunde des Drachen ihrer Mitte. Cixi richtet sich auf. Die Zofen legen ihr ein Cape um, besetzt mit 3500 Perlen. Und dann steht der „Alte Drache" da, geziert mit Juwelen und Geschmeide wie ein Kirschbaum des Frühlings mit seinen Blüten.

Cixi ist bereit für den täglichen Weg durch das Labyrinth der Hofpolitik, der Etikette, der inneren sowie der auswärtigen Dinge. Acht Eunuchen tragen sie in einer Sänfte, links und rechts flankiert von je einem Obereunuchen. Vorneweg schreiten vier Eunuchen des 5. Ranges, hinten folgen zwölf des 6. Ranges.

Die Prozession endet in der Dongnuandian, der „Ostkammer der Wärme". Cixi nimmt Platz auf dem Thron, und die Mitglieder des Großen Staatsrates verrichten den Kotau.

An diesem Tag, dem 21. Juni 1900, erscheint ein kaiserlicher Erlass, gesiegelt von Cixi. „Unter Tränen", ist zu lesen, „haben Wir in den Tempeln Unserer Ahnen den Ausbruch des Krieges verkündet." Mit diesem Edikt erklärt die Kaiserinwitwe, in deren Hauptstadt seit Tagen die rotgewandeten „Boxer" Jagd auf Ausländer und christianisierte Chinesen machen, Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Österreich-Ungarn, Belgien, Italien, Holland, Japan und den USA offiziell den Krieg.

Es ist ein aussichtsloser Kampf.

CHINA UM 1900: Provinzbeamte schicken ihre Berichte inzwischen zwar schnell und effizient per Telegrafenleitung an den Hof – doch dort werden sie, wie seit Jahrhunderten, von Palasteunuchen bearbeitet.

Dampfboote befahren den Yangzi – aber die meisten Frauen gehen nach wie vor mit gebundenen Füßen.

Große Druckereien publizieren Tageszeitungen, und chinesische Gelehrte beschäftigen sich mit westlichen Wissenschaften – Karriere machen kann jedoch wie seit Jahrhunderten nur, wer die konfuzianischen Beamtenprüfungen besteht.

Viele Offiziere erhalten auf modernen Militärakademien eine westliche Ausbildung – aber ihnen ist, wie allen Männern, nicht einmal erlaubt, ihre Haartracht frei zu wählen. China ist zu dieser Zeit eine zwischen Tradition und Moderne taumelnde Macht, in der alles aus dem Lot geraten ist.

1685 lebten rund 100 Millionen Menschen im Reich unter dem Drachenthron. Nun, 215 Jahre später, sind es bereits knapp 470 Millionen. Dieses enorme Bevölkerungswachstum zerstört die traditionellen Strukturen: Millionen Bauern müssen sich mit winzigen Parzellen zufrieden geben – wenn sie nicht

Offizielle Dokumente wurden unter den Mandschu-Kaisern – der nicht aus China stammenden Qing-Dynastie – oft zweisprachig verfasst und gesiegelt. Hier ein Amtsstempel mit mandschurischer (links) und chinesischer Schrift

In den Straßen Beijings ist ein Ausländer in westlicher Kleidung, wie hier im Innenhof des doppelten Stadttores Qianmen, auch um 1900 nur selten zu sehen. In der Millionenstadt leben gerade mal 900 Fremde

Die Kaiserinwitwe Cixi herrscht jahrzehntelang als Regentin erst ihres minderjährigen Sohnes, später ihres Neffen

Beamte der Ausländerbehörde, die Cixi in außenpolitischen Fragen beraten und den Kontakt zu fremden Diplomaten halten

ganz landlos geworden sind. Und selbst für die Gebildeten wird es, angesichts der immer zahlreicher werdenden Konkurrenz, immer schwerer, in der Beamtenhierarchie noch Karriere zu machen.

In Europa, wo zur gleichen Zeit ähnliche Probleme entstehen, saugt die wachsende Industrie Talent und Arbeitskraft auf. Doch Chinas Eliten verharren weithin in der Tradition. Aus dem Land, das dem Rest der Welt einst in vielen Bereichen um Jahrhunderte voraus war, ist ein rückständiges Gebilde geworden, in dem sich Wissenschaft und Unternehmertum nicht entfalten können.

In dieser Situation, da der allgemeine Lebensstandard sinkt, nimmt sich jeder, was er kriegen kann. Die Folge ist hemmungslose Korruption unter den Beamten des Kaisers. So verschlammt der Große Kanal, weil die zu seinem Unterhalt nötigen Steuergelder in einer gigantischen Unterschlagung versickern. Was dazu führt, dass der Reistransport vom Süden in den überbevölkerten Norden stockt. Zudem werden Tausende von Flusskahn-Führern und Treidlern arbeitslos, was wiederum das Elend verstärkt und die Korrumpierbarkeit erhöht. Ein Teufelskreis.

Das macht China verwundbar. Das Reich, das die westlichen Barbaren jahrhundertelang ignoriert oder bestenfalls rüde behandelt hat, vermag dem Geschick und der Gier europäischer Händler, den Kanonenbooten und Maschinengewehren ihrer Militärs immer weniger entgegenzusetzen.

Großbritannien, das sich bereits Indien untertan gemacht hat, exportiert von dort aus Opium ins Reich der Mitte. 1729 waren es 200, im Jahre 1838 bereits 40 000 Kisten – rund 2240 Tonnen, der Bedarf von fast anderthalb Millionen Süchtigen.

Als der Kaiser versucht, diesen Drogenhandel zu stoppen, schießen britische Kanonenboote in den „Opiumkriegen" den Markt frei: 1842 muss Beijing den unreglementierten Import über fünf „Vertragshäfen" akzeptieren, muss Reparationen zahlen und zulassen, dass Hongkong „auf ewig" zum Empire gehört. Es folgen weitere demütigende Niederlagen (1860 brennen europäische Truppen den Sommerpalast in Beijing nieder) sowie diplomatische Knebelverträge mit Frankreich, mit Deutschland, mit Russland, mit den Vereinigten Staaten.

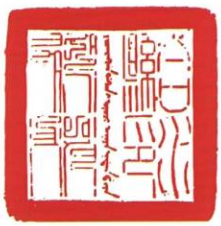
Ausländer demütigen das einst mächtige Reich

Der Kaiser hat fortan gar keine oder nur noch eingeschränkte militärische und polizeiliche Macht in seinen wichtigsten Hafenstädten. Er verliert die Kontrolle über den Außenhandel und die dabei anfallenden Steuern, über Eisenbahnlinien und Telegrafenleitungen, die quer durch sein Reich führen. China wird nach und nach zu einem Gebilde, für das es in der Politik keinen Begriff gibt: autonomer zwar als eine Kolonie, aber auch kein souveräner Staat mehr.

Neben ihren Waren bringen die Ausländer auch ihre Religion ins Land: Katholische und protestantische Missionare sind zwar untereinander so uneins, dass sie sich nicht einmal auf ein gemeinsames chinesisches Wort für „Gott" verständigen können – doch einig darin, den traditionellen Götterglauben abzuschaffen.

Nach 1850 zerbricht die überbevölkerte, unterentwickelte, gedemütigte chinesische Gesellschaft. Der Aufstand von Zehntausenden Bauernrebellen (siehe Seite 116) zerreißt das Land ebenso wie fast 20 Jahre währende Revolten in den muslimischen Westprovinzen.

Die Mandschurei, Port Arthur und Teile der Äußeren Mongolei stehen nun unter russischem Einfluss. Der Süden mit Vietnam und der Insel Hainan ist französisch; Burma, Hongkong, Kanton, Shanghai und die Halbinsel Weihaiwei britisch. Macau gehört den Portugiesen, die Bucht von Qingdao den Deutschen. Die USA vertreten eine „Politik der Offenen Tür" und garantieren allen Nationen, die Handel treiben, Zugang zum chinesischen Markt. Und für jeden Versuch des Widerstands gegen



Drei Schriften in einem Amtssiegel: links mandschurische, rechts chinesische Siegelschrift und in der Mitte mandschurische Normalschrift

An der belebten Straße, die zum Qianmen-Tor führt – dem Doppeltor der Mittagssonne –, werden in vielen kleinen Läden Waren angeboten. Doch Chinas Wirtschaft liegt danieder, und die Kaufkraft der Bevölkerung nimmt ständig ab

die Fremden müssen die Chinesen hohe „Reparationen" leisten.

Der Kaiser ist hilflos.

Seit 1644 regieren die Qing. Es sind Mandschu, tungusischstämmige Eroberer, die der einheimischen Ming-Dynastie die Macht entrissen haben. Gegenwärtig bilden sie eine kaum drei Millionen Köpfe zählende Elite – eine Elite, die viele wichtige Posten in Verwaltung und Armee unter sich aufteilt. Eine Elite aber auch, die sich nie vollständig assimiliert hat, die von den Chinesen nie wirklich als ihresgleichen akzeptiert worden ist.

Aus einer Konkubine 5. Ranges wird Chinas mächtigste Frau

Der vielleicht größte Schock kommt 1895. Japan, jahrhundertelang ein Staat in kultureller Abhängigkeit von China und nach außen noch isolierter als das Reich der Mitte, hat sich in einer 30 Jahre währenden radikalen Modernisierung zur imperialistischen Macht aufgeschwungen – und entreißt China nach einem kurzen Feldzug die Kontrolle über Korea, die südliche Mandschurei, Taiwan und die Ryukyu-Inseln und setzt vier neue Vertragshäfen durch.

Zusammen ist all dies, ohne dass es schon jemand ahnt, der Todesstoß für das mehr als 2000 Jahre alte Kaisertum im Reich der Mitte.

DIE MACHT IM GELÄHMTEN Riesenreich liegt in den Händen einer der geschicktesten und skrupellosesten Frauen in der chinesischen Geschichte: Cixi.

Am 8. Juni 1851 ist die Tochter eines unbedeutenden Mandschu-Adeligen als Konkubine 5. Ranges in die Verbotene Stadt gekommen. 15-jährig, eine halbe Analphabetin, aber eine Schönheit und mit einem Haarschopf schwarz wie die Flügel eines Raben. Kaiser Xianfeng bevorzugt Cixi. Und mit der Geburt ihres Sohnes beginnt am 27. April 1856 ihr Aufstieg. Zaichun ist der einzige männliche Nachkomme des Kaisers. So ist die Konkubine bald mächtiger als Kaiserin Cian, die Gemahlin Xianfengs.

1861 stirbt der Kaiser. Cixi führt – gemeinsam mit dessen offizieller Witwe Cian, deren Einfluss bis zu ihrem Tod im Jahr 1881 gering bleibt – die Regierungsgeschäfte für ihren Sohn, den fünfjährigen Kindkaiser. Von jetzt an prägt sie die Politik am Hof der Mandschu und im Reich der Mitte.

1875 stirbt Cixis Sohn, der als Kaiser den Namen Tongzhi angenommen hat, mit 18 Jahren. Cixi soll, auch wenn dies bis heute nicht endgültig bewiesen ist, daraufhin dessen schwangere Frau in den Selbstmord getrieben haben. So kann sie nach eigenem Gutdünken einen neuen Kaiser inthronisieren – ihren Neffen, einen Jungen von gerade drei Jahren.

Doch als Kaiser Guangxu am 11. Juni 1898, inzwischen ein junger Mann und inspiriert von westlich orientierten Intellektuellen und dem Vorbild Japans, das erste Dekret zur Reformierung Chinas verabschiedet, sieht Cixi ihre Macht gefährdet.

Die Neuerungen – 40 Verordnungen zur Modernisierung von Bürokratie, Militär, Wirtschaft und Bildung – stapeln sich in den Amtsstuben der Mandarine. Die hohen kaiserlichen Beamten in ihren bestickten Seidenmänteln, mit den langen Zöpfen und den Amtshüten, auf denen Knöpfe und Federn die Rangstufen anzeigen, tun nichts zur Umsetzung des Dekrets. Von Reformen, die sie womöglich ihr Amt kosten würden, wollen sie nichts wissen. So warten sie ab. Warten auf die Reaktion der Kaiserinwitwe.

Cixi lebt 15 Kilometer nordwestlich von Beijing. Im Sommerpalast, mit dem sie sich verewigen will. Finanziert hat sie den Wiederaufbau der 1860 zerstörten Pavillons und Hallen mit Geldern, die für die Kriegsflotte bestimmt waren. Durch Späher und Lauscher weiß Cixi, dass die Reformer um Guangxu in ihr die Verkörperung der chinesischen Misere sehen: Verschwendung, Erstarrung, Korruption. Ein Ungeheuer, dessen Hofhaltung pro Jahr sieben Millionen Unzen Silber verschlingt.

Gegen Ende des Sommers 1898 schart Cixi die Einflussreichen unter den Konservativen um sich. Prinzen und Mandarine der höchsten Ränge. Ronglu, seit 40 Jahren Cixis Vertrauter und Protegé, ist gegenwärtig ihr Militärchef. Sein Enkel Puyi wird einmal auf dem Drachenthron sitzen.

Cixi handelt schnell. Sie kehrt zurück in die Verbotene Stadt. In der Morgendämmerung des 22. September 1898, nach exakt 100 Tagen der Reform, lässt sie ihren 27-jährigen Neffen durch die Palastwache festnehmen – unter dem Vorwurf, der Kaiser zerschlage den konfuzianischen Staat. Guangxu wird auf der „Ozeanterrasse" interniert, einer Insel im südlichen Palastsee unweit der Verbotenen Stadt. Mit dem Ufer verbindet sie ein Steg. Dort postiert Ronglu eine Wache. Damit enden die Reformen, noch ehe sie begonnen haben.

Cixis erstes Edikt nach der Gefangennahme ihres Neffen verkündet: „Da der Kaiser erkrankt ist, hat die Kaiserinwitwe die Regentschaft übernommen."

Seit 47 Jahren lebt Cixi nun in der Verbotenen Stadt. Ein halbes Jahrhundert höfischer Intrigen und stummer Machtkämpfe hat sie darin zur Meisterin gemacht. Sie allein garantiert den korrupten, den erzkonservativen Beamten, Armeeführern und Eunuchen den Status quo. Deshalb kann sie auf deren Treue zählen – selbst als sie den Kaiser verhaften lässt.

Was wollen die roten Männer plötzlich in Beijing?

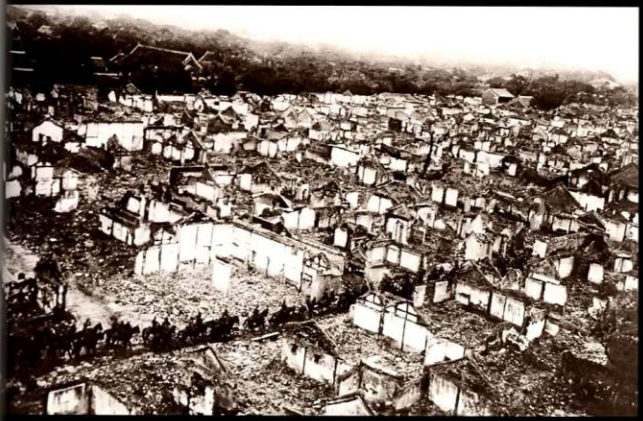
Doch die Verbotene Stadt der Cixi und ihrer 1500 Eunuchen ist wie ein physisches und wie ein geistiges Gefängnis. Mag sein, dass Cixi sogar selbst die Notwendigkeit erkannt hat, dass sich das Reich, soll es nicht von den fremden Mächten zerstückelt werden, den verhassten Barbaren anpassen muss. Doch wie könnte die Kaiserinwitwe Reformen anordnen? Reformen, die letztendlich ihre eigene Macht hinwegfegen würden?

IM APRIL 1900 TAUCHEN in Beijing junge Männer auf, die allesamt aussehen, als entstammten sie einer Operninszenierung. Rote Tücher schlingen sich um ihre Köpfe und rote Gürtel um ihre Gewänder, rote Bänder schmücken

Kaiserlicher Stempel mit chinesischer Siegelschrift in elegantem Stil

Weil sie auf vielen Plätzen »Schattenboxen« üben, werden sie von den Ausländern »Boxer« genannt – jene rotgewandeten Rebellen, die zum Widerstand gegen die Fremden aufrufen

Sommer 1900: 55 Tage lang belagern Zehntausende Boxer und kaiserliche Soldaten das Diplomatenviertel von Beijing. Die Ausländer – Diplomaten, Missionare, Kaufleute, Soldaten –, aber auch chinesische Christen, wehren sich erbittert



Das Ausländerviertel von Beijing wird während des Aufstands völlig zerstört

Hand- und Fußgelenke. Und weil man sie auf Plätzen und vor Tempeln „Schattenboxen" üben sieht, heißen sie bei Europäern bald nur „Boxer". Aber was wollen die roten Männer in Beijing?

Die Anfänge der Organisation liegen im Osten des Reiches – dort, wo sich die westlichen Barbaren besonders hervortun. Anfang 1898 ist in der Provinz Shandong der Gelbe Fluss über die Ufer getreten und hat Dörfer und Felder verschluckt. Dann brannte die Sonne wie eine Flamme am Himmel. Mit den heißen Winden trieb eine surrende Wolke heran – Heuschrecken. Bald glich das Land einer Wüste. Im Herbst und im Winter 1899 kam es zu Hungersnöten.

In vielen Chinesen brennt der Hass auf die Fremden

Männer in roter Kluft tauchten auf – arme Bauern, arbeitslose Kulis, Entwurzelte. Sie haben Halt gefunden in der „Gesellschaft für Rechtschaffenheit und Harmonie", einer Organisation, von der niemand weiß, wer sie gegründet hat. Die weder einen charismatischen Führer noch einen geschickten Organisator zu haben scheint – dafür aber den Glauben an die eigene Unverwundbarkeit und an einen himmlischen Auftrag. Magische Rituale sowie die auffällige Gewandung machen, so munkelt man, die Boxer unverwundbar.

Es sind einfache Männer, und der Hunger hat ihre Wut auf die Fremden im Reich angefacht. Unablässig und mit den brutalen Methoden des Imperialismus dringen Europäer in Chinas Provinzen vor. Auf der Suche nach Erzen und nach Kohle pflügen sie die Erde um. Dampfboote wühlen die Flüsse auf. Telegrafendrähte zerschneiden die Luft, Eisenbahnschienen den Boden. Missionare taufen Einheimische und bezeichnen das Opfer für die Ahnen als Sünde.

Durch all das, glauben die Boxer, haben die Großnasen die Geister erzürnt und die Harmonie zwischen Himmel und Erde zerstört. Deshalb müssten die Chinesen hungern. Und deshalb bewaffnen sich die zornigen roten Männer, um die Fremden zu vertreiben.

Im Frühjahr 1900 leben eine Million Menschen in Beijing – und nur 900 Aus-

länder, darunter Händler, Botschafter, Missionare und Soldaten aus Europa, Japan und den USA: eine winzige Minderheit, die isoliert ist im Diplomatenviertel, umgeben von hohen Wällen. Im ganzen Kaiserreich mit seinen 470 Millionen Menschen leben gerade mal 10 855 Fremde.

Die Ausländer von Beijing sind beunruhigt. Schon am 2. Januar 1900 hat sich unter ihnen die Nachricht vom Tod Sidney Brooks verbreitet. Der englische Geistliche ist am letzten Tag des alten Jahrhunderts von einer Bande Chinesen in Shandong überfallen und geköpft worden. Die Menschen im Diplomatenviertel fürchten, dass der Mord an dem Missionar mehr war als ein räuberischer Akt. Sie wissen, dass in Cixi und in vielen ihrer Untertanen der Hass auf die Fremden brennt wie ein Feuer.

Überall in der Hauptstadt und in der sie umgebenden Provinz Zhili sind kurz darauf die roten Männer zu sehen. Tag für Tag wächst ihre Zahl, sie kaufen Messer, Dolche, Eisenspeere. Ausländer werden bedroht, vereinzelt kommt es zu Attacken. Die Schmiede arbeiten ohne Unterlass. Und George Morrison, ein Korrespondent der Londoner „Times", vermerkt in seinem Tagebuch: „Der Preis für Messer hat sich verdoppelt."

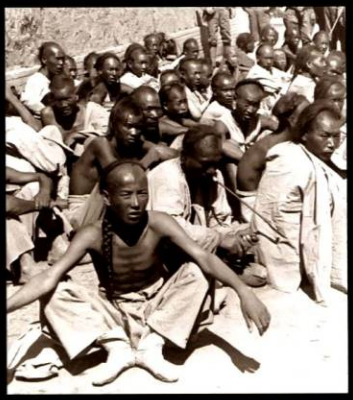
Diese fremden Teufel nageln Abbilder ihres Buddha ans Kreuz

Ende April kleben Plakate an den Häusern von Beijing. „Vernichtet die Fremdlinge! Unterstützt die Qing!" Wandzeitungen bedecken Mauern und hetzen gegen die „Schweine-Ziegen-Religion", wie die Boxer das Christentum nennen. Die Fremden, heißt es, seien Teufel, die Abbilder ihres Buddha auf Holzkreuze nageln würden.

Über ihrer eisernen Schlange (dem Telegrafendraht) sei bei Wind das Winseln der Geister zu hören, deren Qual so groß sei, dass Blut (vom Rost der Drähte geröteter Regen) vom Himmel tropfe. Irrwitzige Gerüchte streuen die Boxer. Von Kindern, denen Ausländer die Organe herausreißen würden, von Schiffen voller Menschenaugen, die als Linsen in Fotoapparate eingesetzt würden.

Wie soll sich der Hof verhalten? Die gemäßigten Konservativen im kaiserli-

Knapp acht Wochen nach Beginn der Belagerung retten multinationale Truppen – darunter Briten, Franzosen, Deutsche und, wie hier, Amerikaner – die Eingeschlossenen



Nach ihrem Sieg nehmen die Alliierten Hunderte von Aufständischen gefangen

Yang Che, einer der Anführer der Boxer, festgenommen von indischen Soldaten der Briten

chen Rat empfehlen, die Fremdenfeindlichkeit zu mäßigen. Denn vor der Küste kreuzen die Kanonenboote der Ausländer. Außerdem liegt die Kontrolle über etwa ein Drittel der Staatseinnahmen in fremder Hand: Die kaiserlichen Seezölle erhebt Generalinspekteur Robert Hart, ein Schotte, bevor er sie an den chinesischen Fiskus weiterleitet.

Die Boxer behaupten, sie könnten fliegen und seien unverwundbar

Auch im Diplomatenviertel am Südrand der Verbotenen Stadt wird in diesen Apriltagen debattiert über die Boxer und die Rolle, die Cixi in der ganzen Sache spielt. Unter den Ausländern heißt es, die Kaiserinwitwe sei abergläubisch bis zur Lächerlichkeit, krankhaft fremdenfeindlich und von unersättlichem Machthunger. Aber: Auch wenn Cixi in die Bewegung der Boxer verstrickt sei, so habe sie doch Verstand genug, die westlichen Kriegsschiffe nicht zu vergessen.

Was am Bild der Fremden von der Kaiserinwitwe stimmt, ist die Tatsache, dass Cixi an der Macht hängt und die Ausländer hasst, aber auch die chinesischen Christen, von denen es fast 800 000 gibt im Reich. Sicher ist zudem, dass Cixi seit Ende 1899 die Bewegung der Boxer unterstützt. Bereits am 11. Januar 1900 ist, gezeichnet mit ihrem Siegel, ein merkwürdiges Edikt erschienen. „Wenn friedliche und gesetzestreue Menschen ihre Fertigkeiten in mechanischen Künsten üben, um sich und ihre Familien zu erhalten, steht das im Einklang mit dem Prinzip: ‚Auf der Hut sein und sich gegenseitig helfen'."

Die Ausländer haben sofort begriffen: Das ist der Freibrief für die Boxer.

In der „Ostkammer der Wärme" besprechen die Kaiserinwitwe und der Große Staatsrat jetzt, Mitte April 1900, täglich die Meldungen, in denen die Mandarine den Thron über die Aktivitäten der Boxer und ihrer „Gesellschaft für Rechtschaffenheit und Harmonie" ins Bild setzen. Durch Ankündigungseunuchen und Eunuchenboten der Inneren und der Äußeren Abteilung für Eingaben wandern die Berichte einen komplizierten Amtsweg und verschlossen in Schatullen durch die Verbotene Stadt. Zu Cixi, die jede Nachricht als Erste erfährt.

Weshalb entscheidet sich die Kaiserinwitwe für die roten Männer – für eine anarchische Bewegung, die ebensowenig zu kontrollieren ist wie eine Springflut? Für ein Bündnis erbärmlich bewaffneter und halb verhungerter Bauern, die mit Messern und Dolchen herumfuchteln, absurde Dinge behaupten und vorgeben, sie seien unverwundbar, könnten fliegen, mit dünnen Baumwollfäden Häuser niederreißen oder durch bloßes Fächerwedeln die Luft entzünden?

Die vom Schamanismus geprägte Cixi weiß wahrscheinlich, dass Menschen, die sich – wie die Boxer – in Trance tanzen und besessen wähnen von Geistern, keinen Schmerz fühlen. Deshalb meint sie möglicherweise auch, dass dies der Grund für die angebliche Unverwundbarkeit der Boxer sei.

Aber es gibt andere Gründe, die ihre Entscheidung verständlich machen. Die Regentin fördert die Boxer, damit sich deren Wut nicht gegen sie selbst und die Dynastie der Mandschu richtet. Und hinter den Mauern der Verbotenen Stadt, abgeschirmt von der Wirklichkeit und ohne die Truppenstärke und die Bewaffnung der Kolonialmächte zu kennen, glaubt sie vielleicht auch, ein Aufstand der Massen könne die Macht der Fremden wenn schon nicht brechen, so doch mindern.

Anfang Mai 1900 verlegt Cixi ihren Hof wie meist zu Beginn der warmen Jahreszeit in den Sommerpalast. Dort erörtert sie mit den Staatsräten und dem Militärchef Ronglu die Frage, ob man die Boxer als kaiserliche Soldaten anerkennen solle. Die Lage spitzt sich zu in Beijing und im Land. Die französische Gesandtschaft erhält die Nachricht von einem Massaker an 60 chinesischen Katholiken, begangen von Boxern in Gaoluo, südwestlich der Hauptstadt. Der katholische Bischof von Beijing drängt den Gesandten Frankreichs, unverzüglich Schutztruppen von der Küste anzufordern. Die Morde an den Konvertiten seien nur der Anfang: „Das tatsächliche Ziel ist die Ausrottung sämtlicher Europäer." Doch nichts geschieht.

Warum bleiben die Diplomaten und die Ausländer so gut wie untätig angesichts der Ereignisse draußen im Reich und der wütenden Boxer in der Hauptstadt? Warum veranstalten sie weiterhin Empfänge, Dinners, Theateraufführungen?

Wertvolle Zeit verstreicht, und schließlich ist es zu spät. Am 9. Juni brennen Boxer die Tribüne der Rennbahn von Beijing nieder. Cixi und der Hof kehren überraschend aus dem Sommerpalast in die Verbotene Stadt zurück, begleitet von einer Elite-Einheit aus der Provinz Gansu, aus Chinas muslimischem Westen.

Am 10. Juni – kurz nachdem im Diplomatenviertel per Telegraf die Nachricht eingegangen ist, Vizeadmiral Sir Edward Seymour mache sich nun mit 2100 Mann zum Schutz der Ausländer auf den Weg von Tianjin nach Beijing – ist die Leitung tot. Am nächsten Tag wird der Kanzler der japanischen Gesandtschaft ermordet.

Nicht von Boxern. Sondern von Kämpfern aus Gansu.

Die Ausländer bauen ihr Viertel zu einer Festung aus

Damit schlagen sich Cixi und Ronglu offen auf die Seite der roten Männer, deren Bewegung ohnehin kaum mehr zu stoppen ist. Die Ausländer bauen ihr Viertel mit Barrikaden zur Festung aus. Und Bischof Favier verwandelt die Beitang-Kathedrale, nordwestlich der Botschaften, in eine Zitadelle.

Am 12. Juni tauchen plötzlich blutrote Zeichen auf den Haustüren chinesischer Christen auf. Tausende von ihnen fliehen daraufhin ins Diplomatenviertel und in die Kathedrale. In der Nacht des 13. Juni schreibt George Morrison von der Londoner „Times" ins Tagebuch: „Grauenhafte Schreie im Westteil der Stadt. Das Gebrüll der Niedergemetzelten. Plünderung und Massaker." Brände erleuchten den Himmel, und das Ge-

Zweisprachiger Amtsstempel des Verwaltungsbezirks Yanqing in der Provinz Zhili, in der Beijing liegt

schrei der Boxer füllt die Nacht. „*Sha! Sha!*" – „Töten! Töten!" Aber noch erfolgt kein ernsthafter Angriff auf das Botschaftsviertel.

Am 20. Juni wird der Gesandte Clemens Freiherr von Ketteler von einem Offizier der kaiserlichen Armee erschossen. Der Deutsche hatte sich aus dem Viertel gewagt, um im Außenministerium vorzusprechen und herauszufinden, was die Kaiserinwitwe nun plane.

An diesem Tag drängeln sich in dem etwa zwei Quadratkilometer großen Ausländerviertel 473 Diplomaten, Kaufleute, Missionare, daneben 400 Soldaten und Wachmannschaften der Botschaften und mindestens 3000 chinesische Christen. Zehntausende von Boxern und Soldaten der Mandschu belagern das Viertel. Die Ausländer sind abgeschnitten von der Außenwelt, ihr Vorrat an Munition und Lebensmitteln ist begrenzt. Bald werden sie die 150 Turnierpferde schlachten, die sich seit dem Brand der Rennbahn im Viertel befinden.

55 Tage dauert die Belagerung. Und die Vorgänge in diesen knapp acht Wochen sind so bizarr, wie sie wohl nur ein Kampf zwischen zwei völlig unterschiedlichen Kulturen hervorbringen kann – ein Kampf, in den die Imperialisten des Fin de siècle und ein von Traditionen gefesseltes Land verstrickt sind.

Massiven Angriffen auf das Fremdenviertel folgen umgehend Friedensangebote. Kaiserliche Versöhnungsboten tauchen auf mit Melonen und Eis, und Soldaten nähern sich mit Fahnen und verkaufen den Eingeschlossen gegen Dollar Munition und Waffen. Kurz darauf zerreißen wieder Explosionen die Luft. Die Herrscherin in der Verbotenen Stadt scheint zu zweifeln am Sinn des Krieges, scheint zugleich *für* als auch *gegen* die Vernichtung der Fremden zu sein, die sich erbittert verteidigen und im Leichengestank und in Wolken aus Fliegen sitzen und Pferdefleisch mit Trüffeln verzehren.

Gleich zu Beginn der Attacken, als Boxer am 23. Juni mit flammenden Fackeln angreifen, fängt die „Hanlin"-Akademie Feuer. Sie liegt im Norden des Botschaftsviertels, zwischen der Mauer der Verbotenen Stadt und der Britischen Gesandtschaft. Ihre Räume sind voll gestopft mit Tausenden in Seide gebundener Folianten, geschrieben von Meistern der konfuzianischen Lehren und der Kalligraphie. Die grandiose Bibliothek brennt nieder. Auch Cixi muss die Säulen aus Feuer und Rauch gesehen haben. Und vielleicht spürt sie, dass sich mit der lodernden Akademie das alte, das konfuzianische China in Asche verwandelt.

Die Kaiserinwitwe flüchtet aus der Hauptstadt

Am Morgen des 14. August 1900 erreichen die ausländischen Truppen unter Vizeadmiral Seymour Beijing. Es sind Japaner, Russen, Amerikaner, je ein kleines Kontingent Franzosen sowie Deutsche und britische Kolonialsoldaten aus Indien. Die Bilanz der chinesischen Angriffe auf das Diplomatenviertel bis dahin: 66 tote Ausländer, 150 Verwundete. Die Leichen der chinesischen Christen hat niemand gezählt, auch nicht die der Boxer. In der Beitang-Kathedrale, wohin sich Bischof Favier mit 3420 Menschen geflüchtet hat, kommen mehr als 400 Christen um.

Innerhalb eines Tages nach Ankunft der Truppen ist kein einziger Boxer mehr zu sehen, und auch Cixi und der Hof sind verschwunden. Mit mehreren tausend Soldaten, ihren Leibeunuchen und der Elite-Einheit aus Gansu flieht sie aus der Hauptstadt. Ihren Neffen Guangxu schleppt sie mit. Nur Ronglu bleibt zurück, um in ihrem Auftrag mit den Alliierten zu verhandeln.

Ein Ortsrichter, in dessen Dorf der kaiserliche Flüchtlingstreck rastet, notiert, Cixi und ihr Gefolge hätten ausgesehen „wie deprimierte Schakale".

Doch Cixi kommt nicht nur mit dem Leben davon, sie scheint sogar trotz allem zu triumphieren. Zwar will jede der fremden Mächte nun ein möglichst gro-

Stempel des kaiserlichen Amtes für Astronomie und Kalenderwesen in chinesischer (rechts) und mandschurischer Siegelschrift

Nach dem Aufstand lassen die Alliierten Hunderte von Boxern hinrichten. Erschießungen übernehmen sie in der Regel selber, Enthauptungen, die in China als milde Form der Exekution gelten, werden von chinesischen Henkern ausgeführt

ßes Stück des Reiches. Aber genau diese Konkurrenz der Ausländer untereinander verhindert Chinas völlige Kolonisierung. Als die Kaiserinwitwe diese Entwicklung begreift und zudem erkennt, dass die Alliierten keine politische Alternative zur Dynastie der Qing haben, erklärt sie die Flucht des Hofes einfach zu einer „Reise der Inspektion des Reiches".

Bis weit in den Sommer 1901 ziehen sich die Verhandlungen über das so genannte Boxerprotokoll hin. Es geht vor allem um die Höhe der „Entschädigung", die China zu leisten hat. Schließlich einigt man sich auf 450 Millionen Silbertael, mit Zinsen sind das etwa 660 Millionen Dollar. Am 17. September rückt die internationale Truppe wieder ab. Der Weg ist frei für die Rückkehr des „Alten Drachen".

Und wieder wird ein Kind Kaiser von China

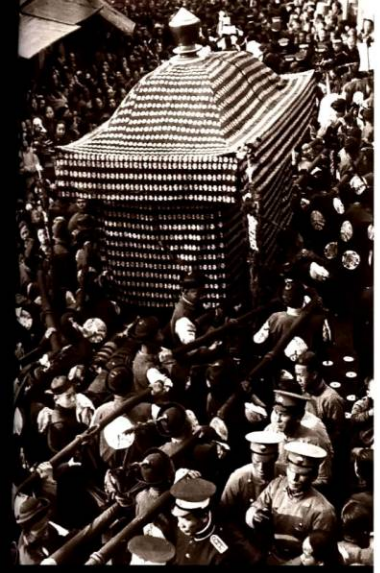
Am 7. Januar 1902 zieht der Hof wieder ein in die Verbotene Stadt. Die „Inspektionsreise" ist beendet. Doch es ist eine andere Herrscherin, die zurückkehrt aus dem Exil. Etwas in ihr scheint zerbrochen zu sein – und: Sie hat sich abgefunden mit der Präsenz der Fremden. Fotos aus dieser Zeit zeigen Cixi häufig gemeinsam mit den Gattinnen von Diplomaten: Frauen in viktorianischen Kostümen und in deren Mitte eine kleine, alt gewordene, irgendwie geschrumpfte Kaiserinwitwe, begraben unter ihrem Perlencape.

Cixi verbringt nun viel Zeit bei Aufführungen chinesischer Opern; manche Stücke beginnen am Vormittag und enden nicht vor neun Uhr abends. Wie es das Ritual vorschreibt, werden der Witwe des Kaisers nach wie vor zu einer Mahlzeit 108 Gänge auf gelbem Porzellan serviert. Obwohl sie zum Frühstück meist nur heiße Milch mit Mandeln trinkt und danach Tee, Früchte, Süßigkeiten zu sich nimmt.

Im Juni 1908 sprechen die Bulletins der Hofärzte von einem verschlechterten Gesundheitszustand der Kaiserinwitwe. Am 12. November vermerkt die ärztliche Chronik, dass Cixi nicht mehr regelmäßig Nahrung zu sich nimmt. Zwei Tage darauf bestimmt sie in ihrem letzten Edikt Puyi, den zwei Jahre und

Mit ihrem letzten Edikt bestimmt die Kaiserinwitwe Cixi den zweieinhalbjährigen Puyi zum Thronfolger. Am 2. Dezember 1908 wird der Junge auf den Drachenthron gehoben – und drei Jahre später gestürzt

Anfang 1912 ruft Sun Yatsen, bekennender Christ, studierter Arzt und Präsident der provisorischen Regierung – hier mit seiner Frau und Offizieren – die Republik aus



Am 15. November 1908 stirbt die Kaiserinwitwe Cixi. Unter einem prächtigen Baldachin wird sie zu Grabe getragen

neun Monate alten Enkel ihres Protegés Ronglu, zu ihrem Thronfolger.

Am 14. November stirbt Cixis Neffe Guangxu, der seines Amtes beraubte Kaiser und lebenslange Gefangene seiner Tante. Cixi habe ihn ermorden lassen, damit er sie keinesfalls überlebe, sagen die einen. Guangxu sei der Tuberkulose erlegen, an der er nachweislich seit Herbst 1907 litt, die anderen.

Knapp 24 Stunden später ist auch die 73-jährige Kaiserinwitwe tot. Kurz zuvor ist ihr eine schwarze Perle auf die Zunge gelegt worden, um die Lebensgeister am Verlassen des Körpers zu hindern. Dann beginnen 42 Eunuchen mit der Totenwache. Am 2. Dezember wird Puyi auf den Drachenthron gehoben.

Der letzte Kaiser der Chinesen.

Das Kaisertum, das zwei Jahrtausende zuvor mit den Kriegszügen eines megalomanischen Herrschers begonnen hatte, endet mit einem ahnungslosen Kind – und einer Panne.

Die Demütigung durch den asiatischen Nachbarn Japan hatte 1895 viele junge Chinesen empört. Einer von ihnen ist der 1868 geborene Sun Yatsen aus Guangzhou (Kanton), der an Missionsschulen westlich unterrichtet worden ist. Zwei seiner Verwandten verschwinden im Goldrausch Kaliforniens, andere arbeiten auf Hawaii. Er kennt die westlichen Ideale von Patriotismus und Demokratie – und überträgt sie auf sein Land. In seinen Träumen von einem modernen, den anderen Mächten ebenbürtigen China ist kein Platz mehr für einen Kaiser, schon gar nicht für einen aus der Mandschu-Dynastie.

Seit 1905 führt der moderne Patriot die „Revolutionäre Allianz", die das Kaisertum in China abschaffen will. Sie zählt nur 400 Mitglieder, doch allein von 1906 bis 1908 organisiert sie mindestens sieben Aufstände gegen die Qing. Sun Yatsen verbringt lange Jahre in japanischem und europäischem Exil.

1911 hat die „Revolutionäre Allianz" bereits 10 000 Anhänger, darunter viele gut ausgerüstete Soldaten aus dem Südosten des Landes. Am 9. Oktober des Jahres explodiert in der Stadt Hankou eine Bombe, an der Revolutionäre gerade basteln. Es gibt Verletzte, die Qing-Polizei stürmt das Versteck der Bombenbauer, exekutiert drei Verschwörer sofort – und findet eine Liste mit den Namen aller Mitglieder der „Revolutionären Allianz".

Als Armee-Einheiten meutern, ist das Kaiserreich am Ende

Der Allianz bleibt gar nichts anderes übrig, als gegen den Kaiser loszuschlagen. Die Soldaten von Hankou, die auf Seiten der Revolutionäre stehen, meutern. Und die Meuterei ist erfolgreich.

Wie ein Steppenbrand breitet sich, trotz verzweifelter Kämpfe Mandschutreuer Truppenteile, revolutionärer Ungehorsam in der Armee aus. Es ist kein Volksaufstand, der den Kaiser hinwegfegt, sondern die Befehlsverweigerung der entscheidenden Militärchefs. Puyis Mutter ringt ihnen gerade noch die Zusage ab, ihr Leben ungestört in der Verbotenen Stadt verbringen zu dürfen. Im Gegenzug dankt der Kindkaiser ab, ohne einen Nachfolger zu benennen.

Dieses Edikt Puyis vom 12. Februar 1912 ist die letzte kaiserliche Anordnung in der Geschichte Chinas. Und wie im allerersten Erlass, in dem sich Kaiser Qin Shi Huangdi im Jahre 221 v. Chr. den Kaisernamen zugelegt und damit die Art seiner Herrschaft definiert hat, benennt auch das allerletzte Edikt die künftige Staatsmacht im Reich der Mitte.

Lapidar steht in dem Erlass, dass der Sohn des Himmels abdanke zugunsten „einer provisorischen republikanischen Regierung". Sie konstituiert sich in Nanjing, und ihr erster Präsident wird der Führer der „Revolutionären Allianz", Sun Yatsen.

Nach genau 2133 Jahren ist das chinesische Kaiserreich Geschichte. □

Amtsstempel einer Militäreinheit von Dagu (bei Tianjin) in der Provinz Zhili, rechts chinesische, links mandschurische Siegelschrift

Walter Saller, 45, freier Autor in Berlin, hat in Augsburg und Kairo Religionswissenschaften und Philosophie studiert.

KUNG-FU

Die Kraft des Tigers

Seit anderthalb Jahrtausenden wird im Shaolin-Kloster trainiert: Kung-Fu-Szene auf einem Wandbild

Als im Westen die Kung-Fu-Filme mit Bruce Lee liefen und als Carl Douglas seinen Riesenhit „Kung-Fu Fighting" hatte, damals, in den siebziger Jahren, war in China Kung-Fu (*gongfu*) noch ein Tabuthema. Es dauerte ein paar Jahre, bis die chinesischen Kommunisten begriffen hatten, dass die Mönche keine Gefahr für sie sind. Und dass sie mit ihnen sogar ein schönes Geschäft machen können.

In letzter Zeit kommen hin und wieder „Original-Shaolin-Gruppen" in Europa vorbei, das ist wie Zirkus. Und das original Shaolin-Kloster, ungefähr 600 Kilometer südlich von Beijing, hat sich zu einem Touristenzentrum entwickelt, mit Millionen von Besuchern und Tausenden von Schülern in den benachbarten Kampfsportschulen.

Wer dort die Prüfung absolviert hat, wird von der chinesischen Polizei oder der Armee gern genommen, auch eine Karriere als privater Bodyguard kommt infrage. Echte Mönche aber gibt es nur noch ein paar Dutzend, und darüber, wie echt diese Mönche wirklich sind, gehen die Meinungen auseinander. Der Tiefpunkt der Dekadenz war erreicht, als vor einiger Zeit eine Schinkenwurst namens „Shaolin" auf den Markt kam. Diese Wurst wurde verboten. Immerhin. Wie hat das Ganze angefangen?

Im Kloster Shaolin – der Name bedeutet „junger Wald" – tauchte zu Beginn des 6. Jahrhunderts ein Mönch aus Indien auf, ein gewisser Bodhidharma. Die Legende sagt, dass Bodhidharma sich die Augenlider abschnitt, um besser meditieren zu können, dass sein Schatten sich in den Fels einbrannte und dass die Vögel sich auf seinen Schultern Nester bauten. Dieser Mann, so viel stand fest, konnte gut stillsitzen. Er gründete eine neue Art des Buddhismus, für die sich später weltweit der japanische Name „Zen" eingebürgert hat.

Die Shaolin-Mönche lernten zweierlei. Einerseits, besonders gut zu meditieren, andererseits, besonders gut zu kämpfen. Sie boxten, sie stemmten Gewichte, sie machten akrobatische Übungen. Jetzt aber – so die Legende – lehrten Bodhidharmas Jünger auch, beim Kampf die Bewegung der Tiere zu imitieren – so die des kraftvollen Tigers, der schnellen Kobra, aber auch die des eleganten Kranichs – und auf diese Weise Kung-Fu oder *wushu* zu verbessern, das chinesische Gegenstück zum japanischen Karate und zum koreanischen Taekwondo.

Kung-Fu war für die Mönche eine Art Ausgleichssport, Meditation mit anderen Mitteln – um die schwierigen Übungen zu beherrschen, brauchten sie manchmal Jahrzehnte. Praktisch war, dass die Mönche sich mit Kung-Fu gegen die Räuberbanden verteidigen konnten. Wer mit einem Finger eine Wand durchstoßen kann oder es schafft, an einer glühenden Schaufel zu lecken, der hat vor ein paar Räubern natürlich keine Angst mehr.

Meistens kämpften die Shaolin-Mönche mit einem einfachen Stock. Manche ihrer Übungen sahen schon ein bisschen sonderbar aus, zum Beispiel, wenn sie an ihren Hoden schwere Felsbrocken festbanden und sie hochhoben. Um das zu schaffen, muss ein Mönch seine Hoden von frühester Jugend an stählen. Oder sie schütteten sich kaltes Wasser in die Augen und starrten anschließend in die Sonne. Lanzen verbogen sich an ihren Bauchmuskeln. *Qi*, die Lebensenergie, so hieß einer der wichtigsten Begriffe ihrer Lehre. Um das zu schaffen, was sie konnten, musste ein Mensch sein gesamtes *qi* auf eine einzige Stelle seines Körpers konzentrieren. Diese Technik nannten sie *qigong*.

Der Buddhismus gilt als eine besonders friedliche und asketische Lehre. In dieser Hinsicht sind die Shaolin-Mönche ziemlich untypische Buddhisten. Sie dürfen sogar Alkohol trinken, eine Tradition, die im Kloster seit vielen Jahrhunderten gern gepflegt wird. Natürlich hörten auch die chinesischen Kaiser von den gefürchteten Kampfmönchen und setzten sie als Elitetruppen oder als Ausbilder ein. Außerdem gründeten die Shaolin Töchterklöster. So verbreitete sich ihre Lehre im

Laufe der Jahrhunderte überall in China und bis nach Japan.

Die Shaolin-Mönche kannten 36 Punkte des Körpers, an denen sie einen Gegner nur auf die richtige Weise treffen mussten, um ihn blitzschnell unschädlich zu machen oder sogar zu töten. Das hat ihnen aber auf die Dauer alles nichts genützt. 1928 brannte ihr Stammkloster nieder.

Es wurde wieder aufgebaut, dennoch ist der Orden nur noch ein Schatten seiner selbst. Mao unterdrückte die Shaolin. Aber deren Kampfkunst ist in China längst unsterblich, so populär, dass der Name Shaolin immer wieder auftaucht. Und sei es auch nur als Schinkenwurst. *Harald Martenstein*

ARCHÄOLOGIE

Die Gräber von Changsha

Der namenlose Tote muss ein gebildeter, ein vielseitiger Mann gewesen sein. Ein Mann, der sich für Philosophie, Astrologie, Schamanismus, Medizin und Pferde interessierte – und der gefährlich gelebt hat.

Er hatte Schriften gesammelt, deren Inhalte eigentlich nur am fernen Kaiserhof kursieren durften: Buchmatten aus Bambusstreifen mit Texten über Magie, Hexerei und Dämonenaustreibung, auf deren Anwendung die Todesstrafe stehen konnte.

Auch muss der Mann ein Geheimnisträger gewesen sein, denn er besaß militärisch wichtige Landkarten – aber auch Wahrsagebücher und Gymnastikanleitungen, mit Tusche geschrieben und gemalt auf kostbarer Seide. Und vielleicht war er ein Anhänger des Daoismus, jener philosophischen Richtung, die ein Leben im Einklang mit der Natur empfahl. Denn in seinem Besitz befanden sich zwei Fassungen des Buches Laozi, eines der Hauptwerke dieser Lehre.

Oben der Himmel, unten die Unterwelt: Totenbanner, das im Begräbniszug der Markgräfin von Dai, vermutlich im Jahre 168 vor Chr., mitgeführt wurde

Um das Jahr 200 v. Chr. war dieser Mann in eine unruhige Welt geboren worden. Kaiser Gaodi, der Begründer der Han-Dynastie, saß in Chang'an auf dem Drachenthron. Gefestigt war seine Herrschaft noch nicht. Philosophen und Beamte stritten heftig über die Regeln der Macht – darüber, wie man am besten ein Reich regiere. Rebellionen, angezettelt von Lehnskönigen, die sogar mit Landesfeinden paktierten, waren an der Tagesordnung. Doch als Gaodi 195 v. Chr. starb, hatte er sechs dieser Vasallen durch loyale Mitglieder seiner eigenen Familie ersetzt. Verblieben war nur der kaisertreue König von Changsha, eines kleinen Reiches im Süden.

Nach der Vorstellung der Nordchinesen hausten dort, in der dünn besiedelten Ebene am mittleren Yangzi, allerdings Barbaren. Dorthin wurde man aus der Hauptstadt Chang'an strafversetzt, und mancher zog sogar den Freitod einem Posten in Changsha vor, denn das feuchte Klima galt als Auslöser von Krankheit und Siechtum.

Schwer zu sagen, worauf diese Abneigung wirklich beruhte – kulturlos und barbarisch lebte man in Changsha jedenfalls nicht. Denn als in den Jahren 1972 und 1973 Archäologen nahe der damaligen Hauptstadt des Königreiches Changsha drei Gräber öffneten – darunter auch das des namenlosen Mannes –, stießen sie auf eine Fülle von Beweisen für eine überaus hoch stehende Kultur.

So lassen die Funde vermuten, dass die hier Bestatteten sich ihre Mahlzeiten auf rotschwarzem Lackgeschirr servieren ließen, dass sie von Tellern und Weinschalen aßen und tranken, auf deren Böden zu lesen war: „Bitte Herr, genieße dieses Essen" oder „Bitte Herr, genieße diesen Wein". Während Zither- und Flötenspiel erklang, wurden auf niedrigen Tischen, durch kleine Paravents vor Zugluft geschützt, Ragouts mit frischem Stör, Hirsch- oder Rindfleisch gereicht, dazu Reis und Hirse, Erdbeeren, Birnen, Orangen, Pflaumen und Wasserkastanien. Seidenbanner mit kunstvollen Mustern, gewebt oder gemalt, zierten die Wände der Wohnräume, und eine vielköpfige Dienerschar besorgte Haus, Küche und Stall.

Die Grabkammern der drei Gruften, jeweils ein geräumiger Holzkasten mit Innenaufteilung, befanden sich, luft- und wasserdicht abgeschirmt durch je eine Schicht Holzkohle und Ton, am Grunde bis zu 20 Meter tiefer Schächte und enthielten zusammen mehrere tausend Beigaben. Zwei der drei Gräber konnten eindeutig zugeordnet werden. Das eine wurde für Li Cang, seit 193 v. Chr. Markgraf von Dai und Kanzler des Königreiches Changsha angelegt, das andere für dessen Frau.

In dem dritten wurde jener vielfältig interessierte Mann bestattet, dessen Name zwar nicht herauszufinden war, der aber, weil sich sein Grab so nahe bei den beiden anderen befindet und manches an den Funden darauf hinweist, als Sohn des Markgrafenpaares gilt.

Am besten erhalten ist das Grab der Markgräfin. Wie neu präsentieren sich ihre Seidengewänder und Schuhe, Schminkutensilien, Kämme und Haarteile. Aber auch ihre Lackwaren, die Musikinstrumente und Dienerfiguren sowie Bambuskisten voller Nahrungsmittel und fertig zubereiteter Speisen inklusive Essgeschirr. Es fanden sich ganze Ballen von Seide unterschiedlicher Qualitäten und Webarten, von Brokat bis zu hauchzartem Gespinst, daneben vier Lacksärge, ein Banner mit einer Darstellung der Toten inmitten mythologischer Figuren – und der perfekt konservierte Leichnam der Markgräfin.

Selbst nach mehr als 2100 Jahren war die Haut noch elastisch, waren die Gelenke beweglich und die Haare noch fest in der Kopfhaut verwurzelt. Die Markgräfin von

Drache im Wolkenmeer, Kaiserliches Siegel, 14. Jh.

Seit dem ersten Han-Kaiser Gaodi (206–195 v. Chr.), ist der Drache das Wappentier der Herrscher, später zusammen mit dem Phönix (Symbol der Kaiserin) auch das des Regentenpaares. Der Drache ist eines der ältesten (Ursprung um 4500 v. Chr.) und machtvollsten chinesischen Symbole; es steht unter anderem für Wasser, Fruchtbarkeit, Zeugungskraft, Gutartigkeit

Dai starb, wohlgenährt und an Arteriosklerose leidend, mit etwa 50 Jahren. Todesursache: Herzinfarkt. Letzte Mahlzeit: ein Stück Melone.

Die Funde ermöglichten Rückschlüsse auf die Wohn- und Lebensumstände in der frühen Han-Zeit. Als spezielle Schatzkammer erwies sich die Gruft des 168 v. Chr. verstorbenen Sohnes. Zwar war sie ziemlich schlampig isoliert worden, so dass Grundwasser eingedrungen ist und von dem Leichnam nur ein paar Knochen übrig geblieben sind. Doch neben Lackwaren, Bambuskisten und Dienerfiguren, Armbrüsten, Bögen, Pfeilköchern, Schwertern und Schilden blieb eine unscheinbare schwarze Lacktruhe erhalten – gefüllt mit etwa 50 Schriften.

Die meisten Texte waren mit Tusche auf kostbarer Seide geschrieben, andere auf Buchmatten aus zusammengebundenen Bambusstreifen. Werke über Astrologie und Astronomie kamen ans Licht, Abhandlungen über Medizin, Schamanismus und Geschichte, Wahrsagerei, Pferdezucht und Traktate über die lebensverlängernde Wirkung von Sexualpraktiken nebst Schritt-für-Schritt-Beschreibungen des Beischlafs. Es fanden sich die ältesten Seidenkarten Chinas: eine topographische des Königreiches Changsha, eine militärische mit Heerlagern und Bevölkerungsangaben und eine mit Städten und Ortschaften.

In 15 Meter Tiefe fanden sich reiche Zeugnisse für den hohen Stand der Kultur im Königreich Changsha (2. Jh. v. Chr): die Gruft der Markgräfin von Dai vor Öffnung der Grabkammer

Und dann entdeckten die Archäologen die größte Sensation: zwei bisher unbekannte Fassungen des Buches Laozi.

Irgendwann im 6. Jahrhundert v. Chr., so wird erzählt, war der Philosoph Laozi der Wirren in seiner Heimat überdrüssig. Und er beschloss, auf einem Ochsen gen Westen zu ziehen. An der Grenze des Reiches aber verwehrte ihm der Posten die Ausreise mit den Worten, er müsse erst seine Lehren aufschreiben. Darauf setzte der „alte Meister" sich hin, verfasste ein Buch mit 5000 Schriftzeichen, drückte es dem Grenzposten in die Hand und verschwand – für immer.

Wer der Autor jener alten chinesischen Spruchsammlung tatsächlich war, die in der westlichen Welt als „Daodejing" bekannt geworden ist, weiß niemand. Die meisten Sinologen halten Laozi schlicht für eine Fantasiegestalt. Sie interessiert viel mehr, wann und unter welchen Umständen jenes Werk mit seinen kurzen, meist gereimten und kryptischen Sinnsprüchen überhaupt zustande gekommen ist.

Daodejing heißt soviel wie „Kanonisches Buch vom Weg und der

SECHS, DIE CHINA BESONDERS PRÄGTEN

HAN WUDI
*ca. 157 – 87 v. Chr.**

Seinen Ehrennamen verdankt der Herrscher seinen zahlreichen Eroberungszügen: Wudi, der »Kriegerische«, dehnt die Grenzen des Reichs erheblich aus; er formt aus China eine Großmacht und ein Handelsimperium. Auch innenpolitisch gehört er zu den erfolgreichsten Kaisern seiner Dynastie: Geschickt festigt er seine Position im Reich und damit den Herrschaftsanspruch der Han (206 v. Chr.–220 n. Chr.).

Schon mit 15 Jahren wird Wudi Kaiser. Er ist zupackend und tatkräftig: Das Reich erhält eine engmaschige und effiziente Verwaltung. Und die Beamtenschaft verpflichtet der Kaiser auf die Prinzipien des Konfuzianismus. Wudi ist es, der dessen Ethik und Gesellschaftslehre zur Staatsdoktrin erhebt und die ersten Lehrstühle zum Studium konfuzianischer Klassiker errichtet.

Wudi beendet den Friedenskurs seiner Vorgänger. Die Xiongnu-Nomaden, die immer wieder von Norden und Westen einfallen und beschwichtigende Geschenke der Chinesen gewöhnt sind, besiegt er nach mehreren Feldzügen. Seine Truppen erobern den Norden Vietnams, besetzen Teile Koreas und stoßen nach Zentralasien vor: Garnisonen entlang der gerade etablierten Seidenstraße sollen Chinas Außenhandel mit den westlichen Nachbarvölkern sichern.

Nach 50 Jahren lässt der eiserne Griff des Kaisers nach, Mitglieder des Hofs gewinnen an Einfluss. Weil Wudi die Macht zu stark auf seine Person konzentriert hat, wird der Palast nach seinem Tod zu einem Ort der Intrigen, es kommt zum Bruch zwischen Hof und Beamtenschaft. Wudis Regierungszeit aber geht als Goldenes Zeitalter der 400-jährigen Han-Dynastie in die chinesische Geschichtsschreibung ein.

LIANG WUDI
*464 – 549 n. Chr.**

Ich habe die irrigen, äußeren Lehren aufgegeben, um der wahren, inneren Lehre der Buddhas zu dienen." So formuliert Liang Wudi im Jahre 504 seine Absage an Konfuzianismus und Daoismus, die in China vorherrschenden Ideologien.

Kurz zuvor, im Jahre 502, hat er im Süden in der Hauptstadt Jiankang die Liang-Dynastie begründet, während im Norden die Wei herrschen.

Nach Jahrzehnten innerer Unruhen beginnt nun im Süden eine friedliche Zeit. Großzügig fördert der Kaiser den Buddhismus, sorgt für eine umfangreiche Sammlung buddhistischer Schriften, verfasst selber Kommentare und richtet religiöse Veranstaltungen aus, an denen bis zu 48 000 Laien und Mönche teilnehmen.

Trotz seiner Abneigung gegen die überkommene Ideologie vollzieht der Kaiser jedoch weiterhin die traditionellen, konfuzianisch geprägten Staatsrituale und lässt die Beamten nach dem konfuzianischen Kanon ausbilden.

Viele Staatsdiener entstammen adeligen Familien, die aus dem Norden geflohen sind. Diese Oberschicht wetteifert in der Pflege der schönen Künste, so dass die Ära Liang Wudi als Goldenes Zeitalter der Adelskultur gilt. Das „Wenxuan" etwa, das der älteste Sohn des Kaisers zusammenträgt, wird noch heute als eine der bedeutendsten Anthologien chinesischer Prosa und Lyrik geschätzt.

Doch ebenso wie die anderen Dynastien dieser Zeit der Reichsteilung regieren auch die Liang nicht lange. 548 erhebt sich der kaiserliche General Hou Jing und belagert die Hauptstadt. Als diese im Sommer 549 fällt, sind die meisten Bewohner bereits an Krankheit und Hunger gestorben. Kurz darauf erliegt auch der 85-jährige Kaiser den Folgen der Belagerung.

* Angegeben sind hier die Lebensdaten

WU ZETIAN
*ca. 625 – 705 **

Einer Konkubine gelingt das Unglaubliche: Als einzige Frau in der Geschichte Chinas besteigt Wu Zhao den Drachenthron. Zwar haben schon vor ihr Herrscherinnen im Namen ihrer Söhne die Geschicke des Landes gelenkt, und auch in späteren Zeiten werden Regentinnen folgen – doch keine wagt es, den Kaisertitel anzunehmen und darüber hinaus eine eigene Dynastie zu gründen.
Mit wahrscheinlich 15 Jahren gelangt Wu Zhao als Nebenfrau an den Hof Taizongs, des zweiten Kaisers der Tang-Dynastie, und gewinnt die Gunst des Kronprinzen Gaozong. Der übernimmt, nachdem er den Thron bestiegen hat, entgegen aller Tradition die Konkubine des Vaters und verstößt ihr zuliebe seine Hauptfrau. Als Erste Gattin des willensschwachen Kaisers baut Wu Zhao mit politischem Geschick ihre Hausmacht aus.
Als Gaozong 660 einen Schlaganfall erleidet, übernimmt sie die Macht und verdrängt nach dessen Tod 683 ihre Söhne vom Thron. 690 lässt sie die Dynastie Zhou ausrufen und trägt fortan den Ehrennamen Zetian („dem Himmel nacheifern“). Sie fördert den Buddhismus und lässt sich als Wiedergeburt des Heilsbringers Bodhisattva Maitreya verehren.
Wu Zetian stärkt die Zentralmacht und drängt die übermächtig gewordene Militäraristokratie zugunsten des zivilen Beamtentums zurück. Im Alter von über 70 Jahren beordert die durch Intrigen geschwächte Kaiserin ihren Sohn Zhongzong aus dem Exil zurück – und bereitet so die Restauration der Tang-Dynastie vor. Als Wu Zetian 705 stirbt, hinterlässt sie ihren Erben ein gewaltiges, wohlgeordnetes Reich – die Grundlage für den Fortbestand der Tang-Dynastie um weitere 200 Jahre.

SONG GAOZONG
*1107 – 1187 **

Schüchtern und misstrauisch ist Gaozong, der zehnte Kaiser der Song-Dynastie: kein Kriegsheld, sondern ein Diplomat und Künstler.
Ein Zufall bringt ihn an die Macht: Im Frühjahr 1127 ist er als Gesandter unterwegs, während Dschurdschen die Hauptstadt Kaifeng einnehmen und die Kaiserfamilie verschleppen. Statt zu versuchen, seinen Bruder, den Thronfolger Qinzong, zu befreien, lässt Gaozong sich selber zum Kaiser ausrufen und setzt sich nach Süden ab, in die Stadt Lin'an (das heutige Hangzhou) jenseits des Flusses Yangzi.
Dort etabliert der 20-Jährige seine Herrschaft. Bald blüht der Handel mit Weihrauch, Gewürzen und Porzellan. Gaozong richtet eine Malerei-Akademie ein und beschenkt Minister, Generäle und die kaiserliche Universität mit Kopien von klassischen Kalligraphien, die meist zhong preisen, die Loyalität gegenüber dem Herrscher.
Gaozong rüstet seine Armee auf und zieht erfolgreich gegen die Dschurdschen, die im Norden eine eigene, die Jin-Dynastie begründet haben. 1142 setzt er in einem Friedensvertrag die Rückkehr seiner Mutter und die Übergabe des Leichnams seines inzwischen verstorbenen Vaters durch, muss den Dschurdschen als Gegenleistung aber das Land nördlich des Flusses Huai überlassen und sich zu einem jährlichen Tribut von 250 000 Unzen Silber und 250 000 Seidenrollen verpflichten.
Als die Dschurdschen den Frieden 1162 brechen, fehlt Gaozong die Kraft zum Gegenschlag. Er dankt zugunsten seines Adoptivsohns Xiaozong ab und stirbt 1187. Die von ihm begründete Südliche Song-Dynastie erliegt 1279 dem Ansturm der Mongolen.

KHUBILAI KHAN
*1215 – 1294 **

Mehr als 150 Jahre nach der Teilung haben Nord- und Südchina wieder einen gemeinsamen Herrscher. Doch auf dem Thron in Khanbalik (Beijing) sitzt kein Chinese, sondern ein Nachfahre des Mongolenfürsten Dschingis Khan. Zum ersten Mal steht ganz China unter Fremdherrschaft und gehört zum Einflussbereich des Steppenvolkes, der sich von der Mandschurei bis nach Europa erstreckt.
Khubilai Khan wird 1215 geboren, in dem Jahr, als mongolische Reitertruppen das heutige Beijing erobern und bald das gesamte Nordreich unter ihrer Kontrolle haben. Khubilai bewährt sich als Feldherr und setzt sich 1260 gegen seinen Bruder als Großkhan durch. Er verlegt den Regierungssitz aus dem mongolischen Karakorum nach Beijing und beginnt 1268 mit der Invasion des Südlichen Song-Reiches. 1279 ist die Eroberung ganz Chinas vollzogen und Khubilai Khan Kaiser: Der Großkhan, der kaum Chinesisch versteht, hat 1271 eine Dynastie mit dem Namen Yuan („Ur-Anfang“) gegründet.
Mit einer einheitlichen Währung gibt er der Wirtschaft weiteren Auftrieb. Kaufleute aus dem Iran, Russland und den Mittelmeerländern kommen über die Karawanenwege nach China. Auch das Wissen arabischer Ärzte und indischer Mathematiker verbreitet sich bis ins Reich der Mitte. Manche Ausländer werden sogar hohe Beamte des Großkhans.
Die Chinesen aber schließt der Kaiser von allen führenden Ämtern aus. Als es ihm zweimal misslingt, Japan zu erobern, verliert der Herrscher vermutlich auch unter den Mongolen an Ansehen. Nach Khubilais Tod 1294 zerbricht das Großreich unter schwachen Nachfolgern. 1368 werden die Mongolen von Aufständischen aus China vertrieben.

QIANLONG
*1711 – 1799 **

Nie ist das Reich mächtiger und wohlhabender als unter Qianlong – nach seinem Tod beginnt der Verfall des Imperiums. Als letzter der drei „aufgeklärten Despoten“ aus der mandschurischen Qing-Dynastie, übernimmt er 1736 von seinem Vater Yongzheng eine volle Staatskasse und einen effizienten Beamtenstab. Er dehnt die Grenzen Chinas aus, die Wirtschaft blüht: Weltweit wird nirgendwo mehr produziert oder gehandelt.
Sein Riesenreich hält Qianlong autoritär zusammen. Gegner schaltet er unerbittlich aus. 1774 beginnt eine „Literarische Inquisition“: Zehntausende von kritischen Büchern werden vernichtet, die Verfasser verfolgt. Doch der Autokrat ist auch ein Schöngeist; nachmittags zieht er sich zurück, um zu malen, zu lesen und zu schreiben – angeblich mehr als 43 000 Gedichte. Großzügig fördert er Projekte der Kunst und der Wissenschaft, so eine bedeutende Anthologie, die in 79 582 Bänden die wichtigsten traditionellen Schriften versammelt.
Doch solche Prestigeprojekte sowie militärische Expansion erschöpfen die Staatsfinanzen. Die unterbezahlten Beamten helfen sich mit Unterschlagung und Korruption. Der 65-jährige Kaiser gerät zunehmend unter den Einfluss seines Günstlings, des jungen Generals Heshen. Europäische Gesandte weist Qianlong schroff ab.
Noch vermag der Herrscher des volkreichsten Staates die westlichen Imperialisten zu bremsen. Doch nach Qianlongs Tod 1799 dauert es nur wenige Jahrzehnte, bis China unter dem militärischen Druck der Engländer kapituliert und die Gründung einer britischen Kolonie auf seinem Boden dulden muss: Hongkong.

Tugendkraft". Es idealisiert ein Leben in völliger Harmonie mit dem kosmischen Geschehen. Der erste, 37 Kapitel zählende Teil widmet sich hauptsächlich dem Thema *dao* („Weg, Ursprung, Bewegungsgesetze der Welt"), der zweite, in 44 Kapiteln, dem Begriff *de* („Tugend, Wirkkraft, Charisma"). Die bisher als grundlegend geltende Version des Werkes, die in rund 250 Übersetzungen weltweit kursiert, stammt aus dem 3. Jahrhundert n. Chr.

Die beiden Fassungen dieses Buches aus dem Besitz des vermutlichen Markgrafensohnes sind jedoch fast 500 Jahre älter. Auch wenn in ihnen die Kapiteleinteilung noch weitgehend fehlt, hier und da Unterschiede in der Grammatik auffallen und einige Abschnitte in einer anderen Reihenfolge geordnet sind, haben sie sich bereits als ebenso vollständig erwiesen wie es jene spätere „klassische Version des Daodejing" ist.

Allerdings unterscheiden sie sich in einem deutlich von dem bislang überlieferten Text: Die beiden Teile des Werkes, *dao* und *de*, sind gegenüber den späteren Fassungen vertauscht – statt der Abfolge *dao-de* bieten die Seidenmanuskripte zweimal *de-dao*. Heißt also das angebliche Werk des Laozi vielleicht in Wirklichkeit anders als bisher angenommen? Oder hat man damals die beiden Teile einfach miteinander vertauscht? Oder lag der Schwerpunkt in der Frühzeit der Textentwicklung etwa mehr auf dem *de* als auf dem *dao*?

Zwar sind inwischen, nämlich 1993, noch um etwa hundert Jahre ältere Laozi-Texte als die von Changsha/Mawangdui entdeckt worden – in einem rund 2300 Jahre alten Grab bei Guodian in der Provinz Hubei. Doch diese Bambusbücher enthalten nur Fragmente dessen, was später als „Daodejing" bekannt wurde.

Einig sind sich die Textexperten unter den Sinologen inzwischen darin, dass die in Changsha aufgefundenen Manuskripte zwar einen früher unbekannten Zweig in der Überlieferung des Daodejing darstellen, dass aber auch sie nicht den Urtext wiedergeben. Die Suche nach der ursprünglichen „Bibel" des Daoismus geht also weiter.

Die Bücherkiste des Markgrafensohnes ist aber nicht nur als Fundgrube für die Geschichte des Daodejing von Bedeutung. Sie zeugt auch vom hohen Bildungsstand der geistigen Elite des frühen 2. Jahrhunderts v. Chr. im chinesischen Königreich Changsha. Die geborgenen Schriften spiegeln eine erstaunliche Zeit wider, in der die Geisterwelt eine ebenso große Rolle spielte wie die politische Philosophie, in der die Kunst ebenso angesehen war wie das Kriegswesen, in der das Vorzeichenlesen den Alltag regelte, und in der andererseits auch das Interesse an den Naturwissenschaften aufkeimte. *Anja Herold*

Alles Geschmacksache: Besonders zu Neujahr bereiten chinesische Familien

KÜCHE

Wenn die Ratte dreimal piepst

Über die chinesische Küche könnte man fast so viele interessante Dinge erzählen, wie die Speisekarte im chinesischen Restaurant Gerichte hat. Wir erzählen einfach mal fünf davon.

Erstens: Die chinesische Küche ist sehr alt, deswegen liegt über ihren Anfängen das Halbdunkel der Legende. Yi Yin, der legendäre erste chinesische Meisterkoch, könnte um 1500 v. Chr. gelebt haben. Angeblich haben die Chinesen sogar das, wie nicht wenige glauben, edelste aller Lebensmittel erfunden, die Nudel. Quer durch China verläuft ja bis auf den heutigen Tag der Reis-Nudel-Äquator, im Norden essen sie lieber Nudeln, im Süden bevorzugen sie Reis. Marco Polo soll die Nudel dann nach Europa gebracht haben, dort tun die trickreichen Italiener heute so, als seien sie die Erfinder. Leider lässt sich diese Geschichte nicht mehr mit letzter Sicherheit klären.

Zu einer Zeit, in der unsere Vorfahren noch mit schlammverkrusteten Fingern grunzend Haferbrei in sich hineinschaufelten, hatten die Chinesen bereits eine Küchenbürokratie. Für das Essen am Hofe waren die Kaiserliche Küche, das Kaiserliche Bankettamt sowie das Büro für Ausgesuchte Speisen beim Ministerium der Riten zuständig. Allein letztere Behörden beschäftigten später, so um das Jahr 1750, gut 160 Beamte.

Unsere heutige Lebenserfahrung lehrt uns, dass zwischen diesen rivalisierenden Institutionen ein permanenter Macht- und Intrigenkampf stattgefunden haben muss, mit dem Austausch langer Schriftsätze und mühsam ausgehandelten Kompromissen. Am Hofe des Kaisers Qianlong (1736–1795) zum Beispiel wurden bei einem Familienessen im kleinen Kreis allein 28 Platten mit Melonengerichten und kandierten Früchten aufgetragen – war das wirklich nötig? Solche Monstrositäten kommen halt heraus, wenn man die Bürokratie machen lässt. Wahrscheinlich ist im Sinne dieser Tradition bis auf den heutigen Tag die Speisekarte in den Chinarestaurants so lang. Was aber die Tischsitten angeht, so hätten unsere Vorfahren und die alten Chinesen sich prächtig verstanden. Rülpsen, Schlürfen, Spucken – alles erlaubt.

Zweitens: Die Chinesen schneiden fast alles klein. Wieso eigentlich? Das hängt mit der Energieknappheit zusammen. Es gibt traditionell ziemlich viele Menschen in China, aber ziemlich wenig Brennholz. Das Kleingeschnittene gart schneller als das Ganzgelassene.

Drittens: Die Chinesen geben ihren Speisen wunderbar poetische Namen. „Drache und Tiger kämpfen" zum Beispiel – ein Ragout aus Katzen- und Schlangenfleisch. „Drei

aufwendige Gerichte für das Festmahl zu

Piepser" heißt eine Leckerei aus ganz jungen Rattenbabys. Sie piepsen zum ersten Mal, wenn man sie mit den Stäbchen vorsichtig hochhebt. Sie piepsen zum zweiten Mal, wenn man sie lebend in Honig wälzt. Der dritte Piepser ist ihr letzter.

Nicht alle chinesischen Gerichte haben den Weg in die Chinarestaurants der westlichen Welt gefunden. Im Westen steht man einigen Zutaten der chinesischen Kochkunst distanziert gegenüber – Ratten, Skorpione, Katzen, Quallen oder Wasserkäfer, sollte man das wirklich essen? Es ist eben wirklich Geschmackssache.

Wer sich entschließt, in dieser Hinsicht einen Versuch zu wagen, sollte aber einige Grundregeln beachten: Katzen müssen unbedingt alt gegessen werden, erst im Alter werden sie schön fett. Hunde dagegen schmecken jung am besten. Rattenfleisch fördert den Haarwuchs, Schlange gibt Kraft, Hund wärmt von innen.

In letzter Zeit hat in China der Bernhardiner an Popularität gewonnen, denn er ist besonders ergiebig. Die Tiere werden allerdings mit einheimischen Hunden gekreuzt, der reinrassige Bernhardiner käme für den Kochtopf des Normalverdieners zu teuer.

Westliche Hundefreunde haben an die Regierung der Schweiz appelliert, sich auf diplomatischem Wege gegen das Bernhardinerverspeisen zu verwenden. Wer in den Alpen unter einer Lawine steckt, freut sich über einen lebenden Bernhardiner bedeutend mehr als über ein saftiges Bernhardinersteak. Und die größte Provokation besteht darin, dass sie in China den Bernhardiner sogar hin und wieder zu einem Schweizer Nationalgericht verarbeiten, zu Bernhardinerfondue. Aber die Schweiz schweigt. Die Schweiz ist in der Geschichte ja meistens ein schweigsames Land gewesen.

Viertens: In China hat man sich über das Essen immer viele Gedanken gemacht, und zwar Gedanken der grundsätzlichen und philosophischen Art. Denn am Hofe des Kaisers wurden fünf besonders ehrwürdige Künste gezählt: Dichten, Tuschemalen, Kalligraphie, Intrigieren und Kochen.

Der große Konfuzius legte beim Essen das Schwergewicht auf die Vornehmheit, die Daoisten dagegen nennen Gesundheit das wichtigste Ziel allen Speisens.

Laozi sagt: „Eine große Nation zu regieren ist, als ob man einen kleinen Fisch kocht."

Yuan Mei sagt in seinem großen Werk über die chinesische Küche: „Lässt man beim Aal den Schlamm daran, so riecht die ganze Schüssel. Von teuren Zutaten soll man viel geben, von billigen wenig. Ein guter Koch wechselt häufig seine Wischlappen." Alle diese Gedanken leuchten auch demjenigen ein, der mit der chinesischen Geisteswelt weniger vertraut ist.

Fünftens und letztens: Man hüte sich vor Klischees und vorschnellen Urteilen. Viele halten Chop Suey für ein chinesisches Gericht. Es ist aber in den USA entstanden. Den Sauerkohl dagegen heften wir Deutschen uns gern an unsere Kochmützen. Aber vielleicht haben die Arbeiter beim Bau der Großen Mauer den Sauerkohl erfunden, indem sie Kohl und Reiswein miteinander vermengten – zumindest war Sauerkraut schon im Alten China bekannt. Die Mongolen könnten den Kohl dann in die westliche Welt getragen haben. Ein bisschen China ist überall.

Harald Martenstein

KUNSTSCHMUGGEL

Mit Spitzhacke und Dynamit

Erlesene Buddhastatuen der Tang-Dynastie, Porzellan der Ming-Ära aus den kaiserlichen Sammlungen oder bronzene Grabbeigaben aus der Zeit der Han – alles ist auf dem internationalen Kunstmarkt zu haben und erzielt dort Spitzenpreise. Denn Diebe plündern in China jährlich Tausende von Gräbern. Mit Spitzhacke und Dynamit öffnen sie die Gruften und suchen auch oberirdische Kultstätten heim. Mehrfach haben Räuber wertvollen Skulpturen an buddhistischen Tempeln kurzerhand die Köpfe abgesägt oder Reliefs von den Wänden gebrochen. Sogar aus Museen wurden Exponate gestohlen – vermutlich auf Bestellung.

Der illegale Handel mit Altertümern bedeutet nicht nur einen unermesslichen Verlust für China, sondern stellt auch die Wissenschaftler vor große Probleme. Denn selbst wenn ein solcher Gegenstand wieder auftaucht, bleiben Informationen über seine Herkunft und damit über ihn selbst meist verloren.

Grabräuberei ist eines der ältesten Gewerbe der Welt und auch in China seit frühester Zeit bekannt. Neu ist indes das Ausmaß des Handels mit alten Schätzen, der in den letzten 10 bis 20 Jahren zu einem riesigen Wirtschaftszweig angewachsen ist. Allein bei Touristen hat der chinesische Zoll in den neunziger Jahren per annum durchschnitt-

Feuerwerk zu Neujahr, Qing-Dynastie

Schon um 200 v. Chr. warfen Chinesen an Festen Bambusstäbe ins Feuer, damit sich die Luft in den Hohlräumen zwischen den Knoten erhitzte, bis sie das Rohr mit lautem Knall sprengte. Um 850 n. Chr. erfanden Alchimisten zufällig das Schwarzpulver – eine Mischung aus Salpeter, Schwefel und Holzkohle; neben dem „Bambus-Feuerwerk" nutzten die Chinesen bald auch Böller zur Vertreibung von Dämonen.

1994 gestohlen, 2000 von einem amerikanischen Kunstsammler zurückgegeben: Relief aus dem Grab des Militärgouverneurs Wang Chuzhi, Provinz Hebei (10. Jh.)

lich 18 000 Objekte beschlagnahmt. Man schätzt, dass sich einschließlich der Kunstwerke, die bereits während der Zeit der europäischen Niederlassungen an Chinas Küsten aus dem Land gebracht wurden, inzwischen eine Million chinesischer Artefakte in ausländischen Sammlungen befinden.

Dabei sind die Gesetze der Volksrepublik streng. Archäologische Funde sind sofort den Behörden zu melden, und der Export von Artefakten, die älter als 200 Jahre sind, gilt als Kapitalverbrechen. Doch obwohl immer wieder Kunsträuber zum Tode verurteilt werden, ist die Versuchung für die Landbevölkerung groß. Entspricht doch der Wert eines einzigen Stücks leicht einem Jahreseinkommen.

So pflügen mancherorts Scharen von Dorfbewohnern – nicht selten unter den Augen der örtlichen Behörden – historische Stätten um, und Bauarbeiter, die auf alte Schätze stoßen, nutzen ebenfalls die Chance, schnell zu Wohlstand zu kommen. Vor allem aber sind zahlreiche professionelle, gut ausgerüstete Banden am Werk, die genau wissen, was ihre Kunden wollen. Mitarbeiter von Cultural Heritage Watch China, einer Bürgerinitiative, die mit der Unesco zusammenarbeitet, stießen selbst in abgelegenen Dörfern auf westliche Publikationen wie etwa das Kunstmagazin des Londoner Auktionshauses Sotheby's.

Die Beute wird von Zwischenhändlern schnell außer Landes gebracht, meist über Hongkong. Auch nach dem Anschluss an China im Jahre 1997 werden hier chinesische Altertümer offen verkauft, wenngleich viele Kunsthändler durch verstärkten Druck Beijings verunsichert sind. Ein Teil der Objekte gelangt über Hongkong zu den großen Auktionshäusern in Übersee, die eine immense Nachfrage verzeichnen. Unter den Liebhabern chinesischer Kunst sind neben westlichen Sammlern zahlreiche Chinesen aus Taiwan, Singapur oder Hongkong.

China ist mit dem Schutz seiner historischen Stätten überfordert. Denn bisher sind davon mehr als 400 000 bekannt, und diese Zahl wächst ständig. Bei fast jeder Ausschachtung für ein Bauprojekt stößt man auf bedeutende Überreste. Für die Archäologen haben daher so genannte Notgrabungen Priorität: Kommen durch Bauarbeiten oder illegale Schatzsuche neue Fundorte ans Licht, begutachten und sichern sie diese, so gut es geht. Es mangelt an Geld, Personal, Technik und nicht zuletzt an Zeit, denn die Bauvorhaben werden meist nur kurz für die Archäologen angehalten.

Bekannt gewordene Gräber dagegen, die offenbar noch unversehrt sind, bleiben trotz manchen Drängens örtlicher Tourismusbehörden vorerst verschlossen. Die Experten befürchten, mögliche Schätze nicht ausreichend sichern zu können. Und werden erst einmal Grabräuber aufmerksam, leeren sie in einer einzigen Nacht ganze Kammern. *Susmita Arp*

OPIUM

Das Gift der Briten

Vor ungefähr zwei Jahren haben die Chinesen mal wieder etwas Sonderbares gemacht. Sie haben ein Parfüm verboten. Ein ganz normales Parfüm! Die Vorgeschichte dieses Verbotes beginnt allerdings schon im Jahre 1793.

Im Jahre 1793 sagt Kaiser Qianlong, der damals schon ein ziemlich alter Kaiser ist, zum britischen Gesandten Lord Macartney einen Satz, den fast jeder von uns auch schon mal ausgesprochen hat: „Wir haben alles." Kaiser Qianlong bedankt sich für die zahlreichen Angebote der Briten, aber er möchte nichts kaufen. Das hört der Gesandte König Georgs III. nicht gern. Dieser Satz ist völlig inakzeptabel.

Die Briten importieren aus China Porzellan und Seide, vor allem aber ihr Lieblingsgetränk: Tee. Chinesischer Tee – wunderbar. Die Chinesen lassen sich den Tee mit Silber bezahlen. Ist das okay? Nein. Die Briten möchten ihr Silber gern behalten. Silber ist viel zu wertvoll. Kann man diesen Chinesen nicht irgend etwas anderes für ihren Tee und ihre Seide geben? Es müssen ja nicht unbedingt Glasperlen sein. Aber etwas in dieser Art.

Die Chinesen sind ungemein selbstbewusst. Die Chinesen sind mit sich und ihrer Lebensweise offenbar zufrieden. Sie sagen: Wir haben alles. Nun, das lässt sich vielleicht ändern.

Und die Briten exportieren in immer größerem Umfang Opium nach China. Natürlich ist das illegal. Das Opium kommt großenteils aus Indien. Der Warenverkehr wird von der Ostindischen Handelsgesellschaft organisiert, die – um sich selber die Hände nicht schmutzig zu

Mit Waffengewalt setzte Großbritannien in den »Opiumkriegen« durch, das eigentlich dort verbotene Mohnderivat in beliebiger Menge nach China importieren zu können. 1906 waren 27 Prozent der Chinesen süchtig nach dem Genuss der Opiumpfeifen

Jeden Monat neu.

Foto: Susanne Dittrich

* Wie man 80 Muskeln auf einmal bewegt.

Wer so etwas verrät: GEOlino, das Magazin für alle 9- bis 14-Jährigen, die wissen wollen, wie spannend die Welt wirklich ist.

Das neue Heft. Jetzt im Handel!

GEOlino. WISSEN MACHT SPASS

www.geolino.de

machen – Lizenzen an ehrgeizige britische Kaufleute vergibt. Opium wird in China seit zwei Jahrhunderten als Medikament verwendet, ein Schmerzmittel wie Aspirin, in der Oberschicht gilt es zunehmend als Luxusdroge. Aber China hat nicht wirklich ein Drogenproblem – die Massen können sich Opium nicht leisten, zu ihrem Glück. Jetzt aber wird das Land mit billigem Opium überflutet. Und die britische Handelsbilanz ist wieder in Ordnung. Sehr viel später, im Jahre 1906, kommt eine Untersuchung zu dem Ergebnis, dass 27 Prozent der Männer in China opiumsüchtig sind. In den Südprovinzen soll die Quote bedeutend höher liegen.

Die genauen Zahlen sind unbekannt. Aber wenn man den Alkohol und das Nikotin einmal beiseite lässt, dann ist wahrscheinlich niemals in der Geschichte ein Volk so fest in der Gewalt einer Droge gewesen.

Die Regierung Chinas kämpft gegen das Rauschgift. 1800 werden Import und landeseigene Herstellung verboten, 1813 auch der Genuss. Ertappte Opiumraucher müssen zum Beispiel einen Monat lang ein hölzernes Joch tragen. Das nützt nicht viel. 1838 schickt der neue Kaiser Daoguang den Beamten Lin Zexu in die Stadt Guangzhou (Kanton), das Zentrum des Drogenhandels. Lin Zexu hat den Spitznamen „Der klare Himmel". Er ist sehr tüchtig und sehr mutig. Er schließt die Opiumläden, lässt die Opiumpfeifen beschlagnahmen, verbrennt Opium, schüttet Opium ins Meer.

Lin stellt britische Dealer unter Hausarrest und verlangt, dass sie ihre Vorräte herausrücken, immerhin im Tausch gegen große Mengen Tee. Und er schreibt 1839 einen sehr höflichen, sehr respektvollen Brief an Englands neue Queen Victoria: „Mir ist bekannt, dass das Rauchen von Opium in Ihrem Land strengstens verboten ist, und zwar deshalb, weil seine Schädlichkeit bekannt ist. Da es nicht erlaubt ist, Ihrem eigenen Land Schaden zuzufügen, sollte dies erst recht nicht in anderen Ländern erlaubt werden – und am wenigsten in China."

Wahrscheinlich hat Queen Victoria diesen Brief nie erhalten. In England ist man mehrheitlich der Ansicht, dass die Chinesen unverschämt geworden sind und dass man ihnen eine Lektion erteilen muss. Im Unterhaus wiegelt einer der größten Dealer, William Jardine – Spitzname: „Die eisenköpfige alte Ratte" – die Parlamentarier auf. Die Briten schicken eine Kriegsflotte. Jardine verpachtet Schiffe an die Marine, er verdient gut an dem Feldzug, der auch für seine geschäftlichen Interessen geführt wird. Der chinesische Kaiser will überhaupt keinen Krieg, er beruft sogar den mutigen, tüchtigen Lin ab und ersetzt ihn durch einen konzilianteren Mann. Aber die Briten wollen nicht verhandeln, sie wollen klare Verhältnisse.

Und der erste von gleich zwei Opiumkriegen endet 1842 mit einem klaren britischen Sieg. Als die Niederlage feststeht, begehen viele Beamte der chinesischen Anti-Drogen-Behörde Selbstmord. China muss sich den englischen Dealern fast bedingungslos öffnen, es muss 21 Millionen Silberdollar Entschädigung an Großbritannien zahlen – auf diese Weise zahlen die Chinesen für das Gift aus dem Saft des Schlafmohns gleich doppelt.

Britische Bürger unterstehen von nun an in China allein dem britischen Recht, auch bei Streitfällen mit Chinesen. Außerdem muss China die Insel Hongkong an Großbritannien abtreten. In der Kronkolonie wird der Rauschgifthandel von den Engländern verboten. Wer dort für sie arbeitet, soll einen klaren Kopf behalten. William Jardine, die eisenköpfige alte Ratte, lässt in Hongkong eine Kirche errichten, um Gott für dessen Hilfe zu danken.

Heute spielt Opium in China kaum eine Rolle. Die Süchtigen, zwölf Millionen vielleicht oder mehr, bevorzugen das halbsynthetische Opiumderivat Heroin, und die Jugend schätzt Ecstasy. Als aber in China ein westliches Parfüm namens „Opium" Aufsehen erregte, hat die Regierung es verboten. Das war natürlich Unsinn – wenn auch ein wenig nachvollziehbar. *Harald Martenstein*

Frau mit „Lotusfüßen", um 1870

Kleine Füße waren der Inbegriff weiblicher Schönheit und galten als besonders erotisch. In der Song-Zeit war in der Aristokratie ein qualvoller Brauch aufgekommen, den später Han-Chinesen aller Schichten praktizierten: Die Füße fünf- bis sechsjähriger Mädchen wurden so fest eingeschnürt, dass sie nicht mehr normal weiterwuchsen und zu etwa zehn Zentimeter langen „goldenen Lotussen" verkrüppelten. Damit waren die Frauen zu Trippelschritten gezwungen. Erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts durften Frauenfüße allmählich wieder wachsen, wie von der Natur vorgesehen.

SCHRIFT

Von Bildern zu Zeichen

Die chinesische Schrift hat „der Teufel eingeführt". So zumindest urteilten christliche Missionare im China des 17. Jahrhunderts. Denn wie sollten sie ihre Botschaft schriftlich unters Volk bringen, wenn zu jedem ihrer vielen neuen Begriffe erst das passende chinesische Wort gefunden werden und man für jedes auch noch das richtige Schriftzeichen kennen muss? Für China dagegen hatte die Schrift einen enormen Vorteil: Sie vereinte ein Land mit großen sprachlichen Unterschieden. Jeder Schriftkundige, egal welchen Dialekt er sprach, konnte die Zeichen lesen – und in seinem Idiom aussprechen.

Die ältesten erhaltenen chinesischen Schriftzeichen – rund 2000 – stammen aus dem 13. bis 11. Jahrhundert v. Chr. und fanden sich eingeritzt in Orakelknochen aus der Shang-Dynastie. Ihr ursprünglich

Jetzt im Handel

Was verbirgt sich hinter dem, was wir sehen?

Experiment: Metaphysische Erlebnisse im Labor. **Esoterik:** Geisterheiler und PSI-Forschung. **Kinder:** Sie stellen Fragen, die Philosophen rätseln lassen. **Streitgespräch:** Wie weise ist die Wissenschaft? **Talismane:** Die Magie des Alltags.

MIT TEST: Welcher Denkertyp sind Sie?

www.geo.de

DIE WELT VERSTEHEN MIT GEO

Kalligraphie des Kaisers Huizong, (1082–1135)

Dieses Schriftzeichen in einem hocheleganten Stil der Normalschrift steht für das Wort lan, *das „verrottet, verbrannt" bedeutet. Die Beherrschung der Kalligraphie galt als wichtige Qualifikation für Beamte und Gelehrte, denn in ihr spiegeln sich Charakter, Bildung und Persönlichkeit des Künstlers. Der Pinselstrich, mit dem ein Meister seine Emotionen wiedergibt, kann etwa „leicht wie die Flügel einer Zikade" oder „schwer wie eine Gewitterwolke" sein.*

bildhafter Charakter ist deutlich zu erkennen. Hingegen sind nur die wenigsten der heute 54 678 Schriftzeichen, die das umfangreichste Zeichenlexikon füllen, piktographischen, also bildhaften Ursprungs – so beispielsweise 日, dessen alte Form ⊖ immer noch deutlich als eine Darstellung der „Sonne" zu erkennen ist.

Andere Schriftzeichen sind ideographisch – symbolhaft – gebildet, etwa wenn für das Wort *shang* („oben") ein kurzer horizontaler über einen langen horizontalen Strich gelegt und beim Wort *xia* („unten") umgekehrt verfahren wird. Entscheidend aber ist: Egal ob sie piktographisch oder ideographisch entstanden sind – alle Schriftzeichen sind heutzutage so genannte Logogramme, also Zeichen für bestimmte Wörter. So meint 日 ausschließlich das Wort *ri* („Sonne") und nicht irgend ein anderes, das für den Begriff Sonne verwendet wird.

Mitunter werden auch Elemente allein aufgrund ihrer Bedeutung zu Schriftzeichen für ein Wort kombiniert: Beispielsweise stehen zweimal „Baum" (林) für das Wort *lin* („Wäldchen") und dreimal „Baum" (森) für das Wort *sen* („Wald").

Allerdings wird von einigen Zeichen irrtümlich angenommen, dass sie auf diese Weise gebildet sind – etwa von dem Schriftzeichen für das Wort *hao* („gut") 好, das aus den Zeichen für „Frau" 女 und „Kind" 子 zusammengesetzt ist. Vermutlich sollte eines dieser beiden Elemente lediglich die Lautung des Wortes angeben. Erkennbar ist das heute nicht mehr, weil der Lautwandel, dem im Laufe der Zeit alle Sprachen, also auch die chinesischen Dialekte unterliegen, sich auf die Schrift nicht ausgewirkt hat.

Die meisten Schriftzeichen basieren jedoch auf der Lautung der Wörter. So verwendete man das Zeichen für *cun* („Daumen") 寸, um auch das gleich klingende Wort *cun* („Dorf") zu schreiben. Weil so etwas jedoch zu Missverständnissen führen kann, werden die betreffenden Schriftzeichen um so genannte Determinative ergänzt, um Zeichenelemente, die deren Bedeutung näher bestimmen. So wird dem Zeichen für *cun* (寸) das Element „Holz" (木) hinzugefügt, wenn es „Dorf" und nicht „Daumen" bedeutet: 村.

Qin Shi Huangdi (221–210 v. Chr.) war nicht nur Chinas Erster Kaiser, er verordnete seinem Reich auch erstmals überall gleiche Formen der Schriftzeichen. Eingemeißelt in Stelen, die von der unumschränkten Herrschaft des Kaisers kündeten, verbreitete sich die so genannte Kleine Siegelschrift bis an die Grenzen des Reiches.

Allerdings empfahl sich für Texte von niedrigerem Range schon damals die Kanzleischrift, und diese ersetzte während der folgenden Han-Dynastie mit ihren leicht geschwungenen, fließenden Linien mehr und mehr die rundere Siegelschrift. Die Kanzleischrift aber ähnelt bereits sehr der „Normalschrift", die sich seit dem 3. vorchristlichen Jahrhundert im ganzen Reich durchgesetzt hat – und im wesentlichen bis heute beibehalten worden ist. Auch im 21. Jahrhundert kann jeder geübte Leser problemlos die Kanzleischrift entziffern.

Daneben bildeten sich mit der Zeit Schnellschriften heraus, die mit rasch geführten Pinselschwüngen so geschrieben wurden, dass die Striche ineinander übergingen und deren Anzahl sich verringerte. Manche dieser Kurzformen und einige neu entwickelte hat dann im Jahr 1956 die Volksrepublik China zum Standard erhoben.

Sie führte damit die erste und einzige offizielle Schriftreform durch, seit Qin Shi Huangdi zwei Jahrtausende zuvor China nicht zuletzt mit der seinen geeint hat.

Nora Luttmer

Was ist Wahrheit Unter dem Himmel?

»Yinyang-Gelehrte, Konfuzianer, Mohisten, Logiker, Legisten und Daoisten, sie streiten allesamt für eine gute Regierung der Welt. Ihr Unterschied besteht lediglich darin, dass sie unterschiedliche Wege verfolgen«, schrieb der Historiker Sima Qian um 100 v. Chr. Großartige Konzepte von Philosophen sowie subtile und schlichte religiöse Vorstellungen haben – oft genug höchst kontrovers – Chinas Staat und Gesellschaft über mehr als zwei Jahrtausende geformt

Von Ernst Artur Albaum

Konfuzianismus

Staats- und Gesellschaftslehre, die zurückgeht auf den Philosophen Kong Qiu (auch Kongzi oder Kongfuzi bzw. latinisiert Konfuzius) und die mit anderen, ihr zum Teil widersprechenden Denkschulen verschmolzen ist.

Angesichts des politischen und sozialen Chaos seiner Zeit entwickelte der Philosoph Kong Qiu (551 – 479 v. Chr.) ein Modell für ein geordnetes und respektvolles Zusammenleben der Menschen und insbesondere für eine moralisch unanfechtbare und fürsorgliche Herrschaft. Seine Lehre gewann solchen Einfluss, dass der auf seinen Gedanken fußende „Konfuzianismus" dreieinhalb Jahrhunderte später während der Han-Dynastie als Prinzip allen staatlichen Handelns sanktioniert wurde und China bis in die Gegenwart geprägt hat.

Vielleicht weil auch er, wie es seine Landsleute zu allen Zeiten taten, die Vergangenheit für vorbildlicher ansah als die Gegenwart, lehrte „Meister Kong", dass seine Ideen auf Schriften aus der Zeit der Westlichen Zhou-Dynastie beruhten. Damals, 500 Jahre zuvor, sei es nicht so sehr auf den Einzelnen angekommen, sondern auf die Pflege der Tugend und der Kultur zum Wohle der Allgemeinheit. Allein das Verdienst um den Staat und nicht etwa die Abstammung habe den Anspruch auf Herrschaft begründet.

Basis der Tugend und jeglicher menschlichen Beziehung ist für Konfuzius die Ehrfurcht der Kinder gegenüber den Eltern. Dafür, dass der Vater ihm Liebe und aufopferungsvolle Pflege angedeihen lässt, ist der Sohn zu dankbarer Ergebenheit verpflichtet. Und er hat diese Pietät gegenüber dem Vater über dessen Tod hinaus zu beachten. Analog dazu ist auch das Verhältnis zwischen Ehemann und Ehefrau, älterem und jüngerem Bruder zu sehen – sowie zwischen Fürst und Untergebenem: als Einordnung in eine gegebene Hierarchie. Von gleich zu gleich begegnen sich lediglich Freunde.

Wirkliche Mitmenschlichkeit (*ren*), die Summe aller Tugenden, zeigt allein, wer innerhalb der Ordnung loyal, rechtschaffen und ehrlich handelt. Und das kann nur, wer hinreichend *li* studiert und praktiziert. Wer *li* – den Riten, der Etikette, dem Sittlichen – entsprechend lebt und den Ahnen opfert, verändert sich, lehrt der Konfuzianismus, allein dadurch zum Guten. Und löst so einen Dominoeffekt aus, der auf seine Mitmenschen und schließlich auf den gesamten Kosmos wirkt.

Das Studium ist somit Voraussetzung für das Verständnis der Ordnung des Himmels und der Menschen. Doch Konfuzius sagt auch: „Lernen ohne zu denken, ist sinnlos; denken ohne zu lernen, ist gefährlich."

Enthalten sind die Grundzüge dieser sozialethischen Gedankenwelt in den „Fünf Klassikern" – seit Jahrhunderten tradierten Texten, die der Meister angeblich selber redigiert hat, die aber erst viel später vollendet worden sind.

Im „Buch der Urkunden" finden sich beispielhafte Regierungskonzepte, im „Buch der Lieder" moralische Maximen und im „Buch der Riten" Anweisungen für angemessenes soziales Handeln. Das „Buch der Wandlungen" beschreibt die wechselseitige Verbindung zwischen Mensch und Kosmos, und die „Frühlings- und Herbstannalen" enthalten eine alte Chronik des vorbildlichen Staates Lu, die von Konfuzius kommentiert worden sein soll.

Die „Fünf Klassiker" sind der Kern des „Konfuzianischen Kanons", der im Laufe der Jahrhunderte durch weitere Schriften ergänzt wurde (→*Neokonfuzianismus*). Von der Han-Dynastie bis zum Jahr 1905 war dieser Kanon Grundlage der Beamtenausbildung in China. Es entstand eine rigoros herausgeprüfte Beamtenelite, die sich als Träger der Orthodoxie heraushob aus den vier traditionellen Ständen der konfuzianischen Gesellschaftsordnung: den Literati (der gelehrten Gen-

Drei Weltanschauungen in Eintracht auf einer Seidenmalerei: Laozi neigt sich dem kleinen Buddha zu, den Konfuzius liebevoll auf dem Arm trägt

try oder Oberschicht ohne Regierungsamt), den Bauern, den Handwerkern und den Händlern.

Schon bevor die Lehre des „Meisters Kong" zur Staatsdoktrin aufstieg, hatte sie Elemente anderer Denkrichtungen – so auch solche des →*Legismus* – und die Ideen des Dong Zhongshu (ca. 179 – 104 v. Chr.) integriert.

Dong verband die konfuzianische Staats- und Sozialethik mit kosmologischen Spekulationen: Natur und Geschichte sind danach eng miteinander verflochten, und der Mensch – besonders der Mensch im Zentrum: der Kaiser – ist für den geordneten Verlauf der Geschehnisse in Natur und Gesellschaft verantwortlich. Es entstand ein System der Abhängigkeit zwischen Kosmos und Menschenwelt, in dem Naturkatastrophen als Strafe des Himmels für unmoralisches Handeln galten und ungewöhnliche Geschehnisse im natürlichen Weltenlauf auf bevorstehende Ereignisse in Staat und Gesellschaft schließen ließen.

Im Laufe der Zeit haben auf den Konfuzianismus nicht zuletzt auch der →*Daoismus* und der →*Buddhismus* eingewirkt, deren mystische Elemente die Staatsideologie beeinflussten. Obwohl der Konfuzianismus grundsätzlich als rationalistische Denkschule gelten kann, wies er schon früh auch religiöse Aspekte auf. Sie wurzeln vor allem im traditionellen Ahnenkult, der sich besonders beim Volk mit dem Glauben an die Götter und Geister des vorkonfuzianischen Pantheons vereinte – und der dazu führte, dass bald auch dem verewigten „Meister Kong" im Tempel geopfert wurde.

Mit Inbrunst verehrt: der »Tausendarmige, tausendäugige Buddha« im Puning-Kloster von Chengde

Mohismus

Philosophische Schule, die sich scharf gegen die Konfuzianer und die von diesen idealisierte hierarchische Ordnung wendet und die Gleichheit der Menschen im Sinne einer „allumfassenden Liebe" (*jian ai*) lehrt.

Die Stellung des Einzelnen in der Gesellschaft soll, forderte Mo Di (gestorben 381 v. Chr.), der Begründer des nach ihm benannten Mohismus, nicht von dessen Geburt, sondern allein von dessen Tüchtigkeit und von dessen Nutzen für die Gesellschaft abhängen. Kriege und Opferriten seien unnütz, weil sie immense Mittel verschlängen, die man sinnvoller einsetzen sollte. Riten seien ohnehin schädlich, weil sie überflüssige Hierarchien festigten.

Der predigthafte Aufbau der mohistischen Lehrtexte, die mögliche Kritik schon im Keim zu ersticken suchten, hatte starken Einfluss auf die chinesische Rhetorik und Logik, stieß indes ebenso auf das Misstrauen der Konfuzianer wie Mo Dis utilitaristische Vorstellungen. Denn für die Staatsideologen hatten „geschickte Worte" den Anstrich von Unredlichkeit und verbirgt sich hinter der angeblichen Nützlichkeit Eigennutz.

In der späteren chinesischen Sozialphilosophie spielte der Mohismus keine eigenständige Rolle. Erst gegen Ende des Kaiserreiches besann man sich seiner – wegen auffälliger Parallelen zu westlicher Logik und westlichen Gleichheitsidealen.

Lehre des Mengzi

Mystisch orientierte Denkrichtung, die schon in der Frühzeit des Konfuzianismus entstanden, doch erst seit dem 12. Jahrhundert in die Staatsideologie integriert ist.

Mengzi (Meng Ke) oder latinisiert Menzius lebte von 372 bis 289 v. Chr. Der Schüler eines Enkels des Konfuzius verstand sich als Verteidiger der Philosophie des Meisters gegen den →*Daoismus* und den →*Mohismus*, sah die Geschichte als Wechsel von Zeiten der Wirren und der Ordnung und glaubte an die periodische Wiederkehr eines Welterlösers. Er lehrte, dass der Mensch sich beim Beschreiten des rechten, des königlichen Weges am Heiligen zu orientieren habe, namentlich an Konfuzius.

Für Mengzi waren alle Menschen von Natur aus gut. Durch angemessene Erziehung sei ein jeder sogar so weit zu bilden, dass er Herrscher werden könne. Andererseits sei das Volk berechtigt, einen Fürsten wegen schlechter Amtsführung zu stürzen, weil er dann sein himmlisches Mandat verwirkt habe. Das Wort für diesen „Wechsel des Mandats" (*ge ming*) ist noch immer gebräuchlich und bedeutet heute Revolution.

Legismus

Philosophisch-politische Lehre, die Han Fei (gest. 233 v. Chr.) zusammengefasst hat. Ordnung und Wohlfahrt garantiere nur ein starker Staat, der im Gegensatz zum Konfuzianismus nicht auf Moral und Einsicht vertraut, sondern auf die Wirkung drakonischer Gesetze.

Von seinem Lehrer, dem Konfuzianer Xunzi (ca. 310 – 215 v. Chr), übernahm Han Fei die Ansicht, dass der Mensch von Natur aus schlecht sei. Er teilte aber nicht dessen Optimismus,

dass er sich zum Besseren erziehen lasse. Vielmehr könne man ihn nur hindern, schlechte Taten zu begehen – durch ein Strafgesetz, das so unfehlbar und unausweichlich sein müsse wie das Gesetz der Natur.

Insoweit nahm Han Fei die Natur zum Vorbild – wie der →*Daoismus*. Dessen Gedankenwelt findet sich auch in der legistischen Vorstellung, dass angesichts der allgemeinen Angst vor den harten Strafen ein idealer Herrscher schon durch sein bloßes Dasein so regiere, dass Strafen gar nicht angewendet werden müssten.

Die Legisten engagierten sich auch für Ordnung im Wirtschaftsleben; so ist die Vereinheitlichung von Maßen, Gewichten oder Spurweiten ihnen zu verdanken. Vom →*Mohismus* übernahmen sie dessen Doktrin der Nützlichkeit, den Utilitarismus. Bauern und Soldaten galten ihnen daher als wichtigere Mitglieder der Gesellschaft als Beamte. Diese seien bloße Vollzugsinstrumente und unter Kontrolle zu halten.

Qin Shi Huangdi (221 – 210 v. Chr.), der autokratische erste Kaiser Chinas, war der berühmteste Anhänger des Legismus. Han Fei allerdings, der nicht nur Philosoph, sondern auch Prinz des Staates Han war, verlor im legistischen Reiche Qin sein Leben.

Die auf die Qin- folgende Han-Dynastie setzte sich von der verhassten Qin-Herrschaft ab, und die Legisten gerieten in Verruf. Doch nachdem die Konfuzianer ihre Stellung im Staate gefestigt hatten, bedienten sie sich fortan unter der Oberfläche ihres ethischen Idealismus ganz selbstverständlich legistischer Ideen und Praktiken.

Daoismus

Neben dem Konfuzianismus bedeutendste Strömung der chinesischen Philosophie. Sie geht im wesentlichen zurück auf Texte, die zwei legendäre Meister verfasst haben sollen: Zhuangzi (um 350 v. Chr.) und Laozi, dessen ihm zugeschriebene Lehren frühestens im 4. Jahrhundert v. Chr. zusammengestellt worden sind. Der Daoismus – auch: Taoismus – blieb sowohl als Philosophie wie als eigenständige religiöse Bewegung oder als Bestandteil der Volksreligion in China überaus lebendig.

Im Gegensatz zum →*Konfuzianismus*, der eine hierarchische Ordnung der Welt durch den Menschen vorsieht, gehen Daoisten von der natürlichen Gleichwertigkeit und Einheit aller Dinge aus, zu denen auch die Menschen gehören. *Dao*, der „Weg", der „Pfad", ist das oberste kosmische Prinzip, das alle Dinge erzeugt und erhält. Alles beginnt mit ihm, und alles kehrt wieder zu ihm zurück im unendlichen Zusammenspiel sich ausgleichender Gegensätze – so von *yin*, dem Schattigen oder auch Passiv-Weiblichen, und *yang*, dem Sonnigen oder auch Aktiv-Männlichen. Das Buch Laozi empfiehlt, aus dem Rhythmus der kosmischen Bewegung Kraft zu schöpfen und „nichts zu tun" (*wu wei*), was ihr zuwiderläuft. In diesem Sinne solle ein Herrscher allein durch seine natürliche Tugendkraft regieren – so behutsam „wie beim Kochen zarter Fischlein".

Für „Meister Zhuang" ist zwar die Unversehrtheit jeglichen Lebens ein hohes Gut – ein höheres als jede gesellschaftli-

Die Autoren dieses Großbandes mit 160 authentischen Rezepten haben die Geheimnisse von Landschaft und Küche im Wechsel der Jahreszeiten aufgespürt. 252 Seiten, Preis € 49,– (D) / € 50,40 (A) / sFr 84,–, Best-Nr.: G 0935. Bestellen Sie telefonisch unter 0180-5062000 (12 Cent/ min.) unter Angabe der Aktionsnummer: 20 83 85.

1700 JAHRE

Trajanus Decius, römischer Kaiser 249-251 n. Chr., Doppel-Denar, Silber

- Römische Original-Silbermünze aus der Antike - über **1700 Jahre** alt!
- Echtes antikes Zeitdokument - die **Faszination der Antike** erleben!
- Portofreie Lieferung mit Echtheits-Garantie und Zertifikat zum **Sensationspreis von nur 75,- EURO**, bequem gegen Rechnung mit vollem 20-tägigen Rückgaberecht.

Einfach anfordern

NUR 75,- EUR

JS-ANTIKEN - Jörg Schachschneider
Imbrosweg 76 B, 12109 Berlin
Telefon: 030-703 52 56

CHINA 2002/3

Studienreisen zu den schönsten Zielen im Reich der Mitte mit qualifizierten Reiseleitern und 4****-Yangzi-Kreuzfahrten als Bestandteil einer Rundreise, als Anschlußarrangement oder als Kurzreise. Nutzen Sie 20 Jahre China-Erfahrung!

Beratung und Katalog:
Reisedienst Wunderlich GmbH
Oldesloer Straße 17 · 23795 Gladebrügge
Tel.: 0 45 31-96 09 10 · Fax: 0 45 31-96 09 11
Reisedienst-Wunderlich@t-online.de
www.rdw-reisen.de

IHR CHINASPEZIALIST!

飛揚 FTS 旅遊

Internationaler Reiseveranstalter

Chinareisen für Deutsche
Europareisen für Chinesen

Programmarrangements
Gruppenreisen
Hotelbuchungen
Pauschalreisen
Individualreisen
Flugtickets
Reiseversicherungen
Einreisevisa
Zusatzleistungen

Favor Travel Service GmbH
Friedensstraße 9 · 60311 Frankfurt am Main
Tel. 0 69/23 85 00 00 · Fax 0 69/23 85 00 71
info@favor-travel.com · www.favor-travel.com

DENKSCHULEN

che Stellung –, dennoch hängt der „wahre Mensch" nicht an seiner individuellen Existenz, sondern erstrebt deren Vergessen, das Einswerden mit der Welt in der meditativen Versenkung. Damit näherte sich Zhuangzi einer Grundidee des in China später aufkommenden Buddhismus.

Auch verbinden sich mit dem Daoismus vielfältige religiöse Bezüge. Während den Büchern Zhuangzi und Laozi zufolge der Mensch einen friedlichen Tod nach langem Leben anstreben soll, begannen in der Westlichen Han-Zeit Daoisten, nach Wegen in die Unsterblichkeit zu suchen – durch bestimmte Verhaltensweisen, durch Anwendung zum Teil magisch-alchimistischer Mittel. Später kam der Glaube an den Hochgott Huang-Lao-jun auf, zu dem „Meister Lao" mit dem Gott Huangdi aus dem alten chinesischen Pantheon verschmolzen war.

Unter dem Einfluss der Mahayana-Version des →*Buddhismus* trat eine unübersehbare Menge von Göttern hinzu, die sowohl im menschlichen Körper wie im Universum wirkten – mit Ressorts betraut wie in der weltlichen Bürokratie.

Das Volk, überfordert von den komplizierten Erwägungen und Praktiken der daoistischen Gelehrten, neigte zu einfacheren Glaubenskonzepten, die mit anderen religiösen Vorstellungen vermischt wurden (→*Volksreligionen;* →*Buddhismus*). Zahlreiche daoistische Sekten bildeten sich, von denen die der „Himmelsmeister" die bedeutendste wurde. Diese hierarchisch gegliederte Gemeinschaft, in der sowohl Priesterinnen wie Priester wirkten, lehrte seit Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. zum Beispiel, dass Krankheit durch Sünde entstehe und durch öffentliche Beichte sowie gute Taten wie Straßenbau zu heilen sei. Ihr Kult diente insbesondere der Sammlung himmlischer Heilungskräfte, und lange Zeit empfahl sie auch rituelle Sexualpraktiken zur Steigerung der Lebensenergie.

Manche Kaiser begünstigten den Daoismus, holten sich Unsterblichkeitsberater an den Hof oder erließen daoistischen Klöstern die Steuern. Im Jahre 1016 schenkte Kaiser Zhenzong dem „Himmelsmeister" ein Gebiet am Drachen-und-Tiger-Berg (Longhushan) in der heutigen Provinz Jiangxi, und dort residierte der „Daoisten-Papst" bis zu seiner Vertreibung durch die Kommunisten im 20. Jahrhundert.

Zweimal im Jahr hielt der Kaiser hier Zwiesprache mit dem Himmel und betete um gute Ernten: die »Halle der Ernteopfer« im Südosten Beijings

Buddhismus

Ethisch-religöse Weltanschauung, deren „Mahayana"-Version seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. mit Mönchen aus Indien nach China gelangte. Sie war bis zum Ende des Kaiserreichs populär, wenn auch hauptsächlich Angelegenheit von Mönchen und Nonnen. Bestimmte Schulen des Buddhismus vermengten sich mit traditionellen Kulten, wie andererseits zahlreiche buddhistische Vorstellungen in die Volksreligion eingegangen sind.

Buddhas Lehre vom Karma – dem moralischen Gesetz, nach dem alle Wesen dem unablässigen Zyklus von Geburt, Tod und Wiedergeburt unterworfen sind, bis sie alles Leid überwunden, sich von jeder Schuld und von allen Begierden gelöst haben – wurde in China zunächst als Variante des →*Daoismus* verstanden. Denn Daoisten übten sich wie Buddhisten in der Meditation und verfügten somit über ein Vokabular für transzendente Begriffe.

Der Buddhismus hatte es aber auch anfangs schwer in China, weil er aus einem fremden Kulturkreis kam und als Mönchsreligion das Zölibat befürwortete – und damit Nachkommen ausschloss, die das traditionelle Ahnenopfer weiterführen könnten.

Doch der Mahayana-Buddhismus glich diesen Nachteil besonders mit seiner Lehre von den Bodhisattvas aus – heiligmäßigen Menschen, die ihren Eingang ins Nirvana zugunsten anderer aufschieben, in diesem Leben Gutes tun und im nächsten für gute Wiedergeburten sorgen (und zu göttlichen Erlösern werden können wie Guanyin, die Göttin der Barmherzigkeit). Auch konnte man nun durch Übertragung eigener moralischer Verdienste den verstorbenen Eltern zur besseren Wiedergeburt verhelfen.

Die Zahl der Anhänger wuchs besonders während der Tang-Dynastie (618–907), die den Buddhismus zunächst großzügig förderte. Die Klöster gelangten durch Spenden und Steuerbefreiung zu enormem Reichtum. Das erregte den Unmut der konfuzianischen Beamtenschaft, und im Jahr 845 kam es zur größten Buddhistenverfolgung in China – mehr als 40 000 Schreine und 4600 Klöster wurden zerstört, über 260 000 Mönche und Nonnen gewaltsam laisiert und die Landgüter eingezogen.

Es überlebten jedoch manche buddhistische Schulen, insbesondere die vom „Reinen Land", die eine Wiedergeburt in einer Art Paradies lehrte, der Chan-Buddhismus (japanisch: Zen), der „plötzliche Erleuchtung" durch Schocktaktiken wie Stockschläge und durch Meditation anstrebte und die Allgegenwärtigkeit der „Buddha-Natur" lehrte, oder der aus Tibet stammende Lamaismus. Einige dieser Schulen gewannen in den folgenden Jahrhunderten mitunter wieder kurzfristig Einfluss im Staat, führten andererseits aber auch wie etwa die Sekte der „Roten Turbane" im 14. Jahrhundert Revolten an. Beim Volk blieben die zahlreichen Klöster und Kultstätten der buddhistischen Schulen bis in die Gegenwart geachtet und beliebt.

Was sollen wir gegen die Rezession bloß machen? Bloß machen!

Wenn du die Welt verbessern willst, „you have to start with the man in the mirror", heißt es in einem Popsong. Stimmt genau. Denn eine starke Gemeinschaft entsteht nur, wenn jeder auf seinem Posten anfängt sein Bestes zu geben.
Die Rezession mag wohl ein globales Problem sein, aber abgewendet wird sie an Ihrem Schreibtisch. Und an Ihrem und Ihrem und ... Mehr Information unter www.deutschland-packts-an.de oder Anregungen an info@deutschland-packts-an.de

DEUTSCHLAND PACKT'S AN!

EINE INITIATIVE DER DEUTSCHEN MEDIEN

Schon als Partner dabei: 12Cylinders, 9live, Appel Grafik, auratis, Axel Springer Verlag, Bauer Verlagsgruppe, Bertelsmann, Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI), Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), DaimlerChrysler, Deutscher Fachverlag, DDB COM Germany, DSF, Elephant Seven, F.A.Z., Gruner + Jahr, Getmobile, Hager Moss Commercial, Hamburg 1, Hubert Burda Media, InnoVenture, Institut für Demoskopie Allensbach, Kellerer & Partner Verlag, mediacom, MM-Musik Media Verlag, MTV, N24, netzwerk-p, n-tv, O & M Deutschland, ProSieben, ramjac Images, RTL, RTL2, SAT.1, Scholz & Friends, Springer & Jacoby, tvb, tvm, Verband Deutscher Zeitschriftenverleger (VDZ), Verband Privater Rundfunk und Telekommunikation (VPRT), Verlagsgruppe Handelsblatt, VIVA, ZDF, Zentralverband der deutschen Werbewirtschaft (ZAW).

DENKSCHULEN

Mit lokalen Göttern wohlvertraut: Zeremonien in einem dörflichen Gemeindetempel in der Provinz Zhejiang

Neokonfuzianismus

Revision des orthodoxen Konfuzianismus im 11. und 12. Jahrhundert, die als Wiederbelebung alter mystischer Traditionen gekennzeichnet wird – als Antwort auf metaphysische Lehren des Daoimus und des Buddhismus.

In der Song-Zeit (960 – 1279) begannen sich manche Philosophen kritischer auseinanderzusetzen mit dem →Daoimus und →Buddhismus. Sie lehnten die buddhistische Absage an die materielle Welt ab und konzentrierten sich darauf, Staat und Gesellschaft im Sinne des →*Konfuzianismus* zu verbessern.

Zhu Xi (1130–1200), der bedeutendeste Neokonfuzianer, stellte die „Vier Bücher" zusammen – eine Art Grundkurs der neokonfuzianischen Lehre. Sie enthalten die Werke des →*Mengzi*, die „Gespräche" (von Konfuzius-Schülern mit dem Meister) und zwei aus dem „Buch der Riten" ausgewählte Texte. Mit den „Fünf Klassikern" (→*Konfuzianismus*) und einigen weiteren Schriften bildeten sie den neuen Konfuzianischen Kanon und waren künftig Prüfungsstoff bei den Beamtenexamina.

Zhu lehrte auch, dass alle Dinge, also auch der Mensch, aus einem „ordnenden Prinzip" (*li*) und der Lebensenergie (*qi*) bestünden. Das verdichtete *qi* bestimme die äußere Gestalt der Dinge, während *li* (das nicht mit dem Begriff *li* = Sitte, Ritual verwechselt werden darf) den Charakter (die Natur, das Wesen) der Sache, der Ereignisse oder der Person festlege. Auf Menschen übertragen heißt das: *Qi* gestaltet sie, und *li* macht ihre wahre Natur aus. In die Spekulation über die Bedeutung dieser Prinzipien verlor sich die konfuzianische Philosophie mehr und mehr.

Volksreligion

Synkretismus aus Animismus, Schamanismus und teilweise uraltem Götterglauben, aber vor allem aus Elementen des Daoismus und des Buddhismus. Die konfuzianische Elite duldete die Volksreligion, verachtete sie aber in aller Regel.

Die meisten Chinesen sahen sich nicht als Daoisten, Buddhisten oder Konfuzianer – Begriffe, die vorzugsweise Priester, Mönche oder Beamte kennzeichneten –, sondern als Anhänger einer „Religion der Götter". Diese Religion vereinte konfuzianische Prinzipien (beispielsweise die kindliche Pietät) mit daoistischen Grundwerten (etwa der guten Vorbereitung auf den Tod nach einem langen Leben) und buddhistischen Idealen (wie der Belohnung guter Taten) und kannte zahllose Götter und vergöttlichte konfuzianische, daoistische oder buddhistische Heroen und deren lokale Kulte.

Der Volksreligion zufolge werden Sünden wider die Ordnung des Himmels oder der Menschen durch Krankheiten auf Erden oder Strafen in bürokratisch geordneten Höllen geahndet. Praktiziert wurde sie nicht nur in Gemeindetempeln, sondern auch daheim, etwa wenn ein Fengshui-Experte die korrekten Parameter für die Harmonie eines Hauses mit der umgebenden Natur erforschte oder wenn Frauen der „Bettmutter" opferten, damit es den Kleinkindern gut gehe.

Volkspriester, „Meister der magischen Künste", vertrieben Dämonen und feierten mit den Gläubigen zahlreiche Feste im Jahreskreislauf. In Tempeln, die oft früher daoistisch oder buddhistisch gewesen waren, richteten sie ihre durch Opfer bekräftigten Bittgebete meist an lokale Götter. Über diese stand dem Kaiser eine gewisse Jurisdiktion zu: Hatten etwa Regengötter ihre Pflicht versäumt oder andere Gottheiten sich als bestechlich erwiesen, dann konnte der Sohn des Himmels sie degradieren oder sogar absetzen.

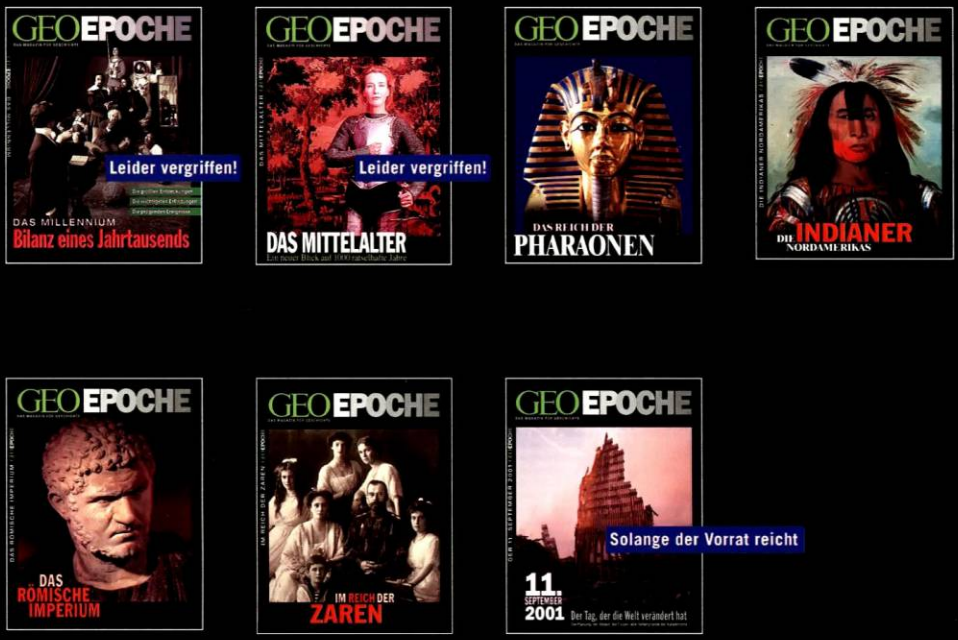
*

Der Untergang des Kaiserreichs traf die traditionellen Religionen und Weltanschauungen unterschiedlich. Zwar schleiften republikanische Neuerer schon bald unzählige Zentren der Volksreligion, respektierten aber Konfuzianismus, Daoismus und Buddhismus. Die Kommunisten indessen unterdrückten trotz verfassungsmäßiger Religionsfreiheit die Ausübung jeglichen „Aberglaubens" immer energischer, verwandelten Tempel in Lagerhäuser, Gefängnisse oder Kasernen. Auch zerstörte die Industriegesellschaft mit der Auflösung der Großfamilien die Basis der Ahnenverehrung.

Nachdem Beijing jedoch in jüngerer Zeit den Druck auf die traditionellen Kulte gelockert hat und Auslandschinesen viel Geld für sie aufbringen, erfährt besonders der Daoismus in China eine gewisse Renaissance.

Ernst Artur Albaum, 67, ist der Chef vom Dienst dieses Heftes. Er hat Volkswirtschaft, Geschichte und Orientalistik studiert und war mehr als zwei Jahrzehnte CvD von GEO.

Zahlreiche Informationen für diesen Beitrag stammen aus dem Werk „Das alte China", herausgegeben von Edward L. Shaughnessy im Verlag Frederking & Thaler, sowie aus dem von Wolfgang Franke unter Mitarbeit von Brunhild Staiger im Bertelsmann Universitätsverlag herausgegebenen „China Handbuch".



Manchmal bekommt man im Leben eine zweite Chance. Von GEO.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 0180-506 20 00 (0,12€/Min. in Deutschland) oder Fax 0180-508 20 00. Sie können im GEO Explorer im Internet unter **www.geo-webshop.de** nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

www.geo.de

GEO EPOCHE

GESCHICHTE ERLEBEN MIT GEO

ZEITTAFEL

China – von seinen Anfängen bis zum Ende des Kaiserreiches

VORGESCHICHTE

ca. 500 000 v. Chr. *Sinanthropus pekinensis* (Peking-Mensch), *Homo erectus* mit aufrechtem Gang und der Fähigkeit, Werkzeuge herzustellen: Fundstelle: Zhoukoudian südwestlich von Beijing.

ca. 8000 v. Chr. Ackerbau (Hirse und Reis), Keramikherstellung und Techniken des Steinschleifens in Nord- und Südchina; Beginn des Neolithikums.

5000 v. Chr. Mehrere neolithische Regionalkulturen; am bekanntesten die Yangshao-Kultur (5000–3000 v. Chr.) in der nordchinesischen Tiefebene. Charakteristisch: handgeformte rötliche Keramik mit schwarzer Bemalung.

ca. 3000–2000 v. Chr. Longshan-Kultur Kennzeichnend: schwarze, auf der Töpferscheibe hergestellte Keramik. Zahlreiche Gemeinwesen mit offenbar ausgeprägter Hierarchie. Vermutlich Anfänge der Schriftentwicklung.

ca. 2100–1600 v. Chr. XIA-DYNASTIE Angeblich auf den mythischen Kaiser Yu zurückgehend; bislang aber kein Herrscher archäologisch nachgewiesen.

ALTERTUM

ca. 1570–1045 v. Chr. SHANG-DYNASTIE Archaisches Königtum; letzte Hauptstadt Anyang im Norden der heutigen Provinz Henan. Orakelinschriften auf Tierknochen oder Schildkrötenpanzern (ca. 1200 v. Chr.) – älteste Schriftzeugnisse Chinas. Etwa 200–300 Clans mit dem Königsclan an der Spitze. Charakteristisch: Bronze für Waffen und Ritualgefäße (frühe Bronzezeit, 1500–1045 v. Chr. in China); pferdebespannte Streitwagen, Wälle aus gestampfter Erde, Ahnenverehrung; Anfänge zentralstaatlicher Kontrolle.

1045–221 v. Chr. ZHOU-DYNASTIE Später von Konfuzianern als „Goldenes Zeitalter" verklärt. Der als „Sohn des Himmels" (*tian zi*) durch das „Mandat des Himmels" (*tian ming*) legitimierte Zhou-König setzt Lehnsfürsten ein. Gegen Ende der Westlichen Zhou-Zeit (1045–771 v. Chr.) Verselbstständigung der Lehnsherren; Angriffe von Nachbarvölkern; Verlegung der Hauptstadt nach Chengzhou (heute Luoyang) im Osten markiert den Beginn der Östlichen Zhou-Zeit (770–256 v.Chr.).

841 v. Chr. – Beginn der datierten Geschichte Chinas – in den „Aufzeichnungen des Historikers" von Sima Qian (145–84 v. Chr.).

770–481 v. Chr. „Frühling-und-Herbst-Periode" So bezeichnet nach der gleichnamigen Chronik des Staates Lu. Unabhängige Stadtstaaten, später von erstarkten Mächten geschluckt. Wechselnde Hegemonen (*ba*) üben, theoretisch im Namen des Zhou-Königs, Oberhoheit über die anderen Staaten aus.

551–479 v. Chr. Kongzi (Konfuzius).

481–221 v. Chr. „Zeit der kämpfenden Staaten" Herrscher sieben großer Territorialstaaten usurpieren den Königstitel; aggressive Expansion. Lehnsrechtliche Bindungen zugunsten besserer steuerlichen Erfassung aufgehoben; Bevölkerungszunahme und Wirtschaftsaufschwung dank intensivierter Landwirtschaft; Infanterie- und Kavallerie-Armeen; Herstellung von Eisenwaffen in großem Stil. Während der zerfallenden Zhou-Ordnung zahlreiche Philosophenschulen. Es ist die Blütezeit der chinesischen Philosophie.

372–289 v. Chr. Mengzi (Menzius), konfuzianischer Philosoph.

381 v. Chr. Todesjahr des Philosophen Mo Di.

ab 359 v. Chr. Verwaltungsreformen des legistischen Kanzlers Shang Yang im Staate Qin. Aufstieg Qins.

310–ca. 215 v. Chr. Xunzi, konfuzianischer Philosoph.

233 v. Chr. Todesjahr des Philosophen Han Fei.

KAISERZEIT

221–206 v. Chr. QIN-DYNASTIE Zheng, König des Staates Qin, lässt sich – nach Unterwerfung aller übrigen Staaten – zum „Ersten Kaiser von Qin" (Qin Shi Huangdi) ausrufen. Seine Dynastie, deren Namen vermutlich das Wort „China" entlehnt wurde, ist erste Ausprägung des bis 1911 dauernden chinesischen Kaiserreichs.

221–210 v. Chr. Regierungszeit Qin Shi Huangdis.

213 v. Chr. Qin Shi Huangdi lässt wegen einer historisch verbrämten Kritik an seiner Person fast die gesamte historisch-didaktische Literatur verbrennen – somit auch viele konfuzianische Texte, die später mühevoll rekonstruiert werden.

209 v. Chr. Bauernaufstände nach dem Tod des Ersten Kaisers.

206 v. Chr.–220 n. Chr. HAN-DYNASTIE Nach Lage der jeweiligen Hauptstadt unterscheidet man eine Westliche Han-Dynastie (206 v. Chr.–9 n. Chr. ; Hauptstadt: Chang'an) und eine Östliche Han-Dynastie (25–220 n. Chr; Hauptstadt: Luoyang). Zwischen diesen liegt das Interregnum des Wang Mang (Xin-Dynastie; 9–23 n. Chr.). Mit Liu Bang (Ehrenname: Han Gaodi*, 206–195 v. Chr.) kommt ein Mann bäuerlicher Herkunft auf den Kaiserthron. Die ersten Han-Kaiser konsolidieren den Zentralstaat, dehnen ihren Einfluss bis in die nördlichen und nordwestlichen Steppen und Wüsten sowie bis zum Südchinesischen Meer aus. Nach Kaiser Xuandi (74–49 v. Chr.) verliert die Zentrale zugunsten lokaler Clans an Einfluss. Großgrundbesitz verdrängt Kleinbauern. Wang Mangs Reformen – Auflösung des Großgrundbesitzes, Einrichtung staatlicher Monopole – scheitern. Unter den Östlichen Han rasche Erosion der Zentralmacht. Lokale Magnaten setzen sich durch.

* Üblicherweise sind die Kaiser mit ihrem meist postumen Ehrennamen benannt – die auf -di (Kaiser) oder -zu/-zong (Ahn) enden. In der Ming- und der Qing-Dynstie hingegen werden sie nach der von ihnen jeweils ausgegebenen Regierungsdevise benannt.

Aufstieg von Eunuchen am Hofe fördert die Bildung politischer Cliquen und führt in der zweiten Hälfte des 2. Jh. n. Chr. zu bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen.

204 v. Chr. Die Xiongnu vereinigen die Nomadenstämme im Norden des Han-Reiches und bilden fortan die größte äußere Gefahr.

180–157 v. Chr. Kaiser Wendi.

ca. 179–117 v. Chr. Sima Xiangru, Protegé des Kaisers Wudi und bekanntester Rhapsodien-Dichter seiner Zeit.

145–ca. 85 v. Chr. Sima Qian, „Vater der chinesischen Geschichtsschreibung", Autor des „Shiji" („Aufzeichnungen des Historikers").

141–87 v. Chr. Kaiser Wudi.

139–126 v. Chr. Erste Reise des Diplomaten Zhang Qian nach Zentralasien (zweite Reise 115 v. Chr.): Kontakte mit dem hellenisierten Persien, Nachrichten über das Römerreich.

18–27 n. Chr. Der Bauernaufstand der „Roten Augenbrauen" und Gegner aus dem alten Han-Adel beendeten Wang Mangs Interregnum.

25 Kaiser Guangwudi (regiert bis 57) restauriert die Han-Dynastie.

105 Papier erstmals erwähnt.

189–220 Xiandi, der letzte Han-Kaiser.

220–280 „DREI REICHE" Reichsgründungen von Generälen: Wei (220–265) im Norden durch Cao Cao, Shu-Han (221–263) im heutigen Sichuan durch Liu Bei, Wu (222–280) im Südosten durch Sun Quan.

265–316 WESTLICHE JIN-DYNASTIE Vorübergehende Reichseinigung durch den Clan der Sima aus dem Reich Wei; Dezentralisierung der Macht durch Belehnung von Familienmitgliedern, die Privatarmeen aufstellen; Adelsfehden und Einfälle von Nomadenstämmen aus dem Norden führen zum Untergang der Dynastie.

291–305 „Aufruhr der Acht Prinzen".

311–316 Eroberung der Hauptstädte Luoyang und Chang'an durch nördliche Völker.

317–589 TEILUNG DES REICHES 16 teilweise nebeneinander existierende Kleinreiche in Nordchina (304–439); 439 eint die turkmongolische Stammesföderation der Tuoba den Norden (Nördliche Wei-Dynastie). Hof und Hochadel übernehmen chinesische Sitten, die Nordgrenzen schützende Tuoba-Stämme bleiben ihren Steppentraditionen treu. Erneute Teilung. Im Süden Herrschaft kurzlebiger chinesischer Dynastien. Hauptstadt ist Jiankang (heute Nanjing). Politisch gibt die in den Süden geflohene Aristokratie den Ton an. Erste Blüte des von den Eliten in Nord wie Süd geförderten Buddhismus.

Norden

„16 Reiche" (304–439)
Nördliche Wei (386–534)
Östliche Wei (534–550)
Westliche Wei (535–557)
Nördliche Qi (550–577)
Nördliche Zhou (557–581)

Süden

Östliche Jin (317–420)
Liu-Song (420–479)
Südliche Qi (479–502)
Liang (502–557)
Chen (557–589)

471–499 Tuoba-Kaiser Xiaowendi sinisiert den Hof systematisch, verlegt 494 die Hauptstadt nach Luoyang in chinesisches Kerngebiet.

502–549 Kaiser Liang Wudi, bedeutendster Förderer des Buddhismus.

581–618 SUI-DYNASTIE Die Sui-Dynastie eint von Norden her das Reich (589). Bauprojekte, Kriegszüge sowie eine aufwendige Diplomatie mit Turkvölkern (Tujue) führen zu ihrem Untergang.

581–604 Kaiser Sui Wendi; Bau des Guangtong-Kanals (584–589).

604–618 Kaiser Sui Yangdi. Ab 605: Luoyang wird Östliche Hauptstadt;

durchgehende Schifffahrtsverbindung von Hangzhou bis in die Nähe Beijings („Kaiserkanal").

609 Offensive gegen die Tuyuhun im Nordwesten; Militärkolonien in Gansu.

612–614 Feldzüge nach Korea.

618–907 TANG-DYNASTIE
Bis dahin größte Ausdehnung Chinas: Korea und Nordvietnam werden erobert, Westgrenze bis jenseits des Pamir verschoben, Tibet gelangt unter chinesische Oberhoheit. Japan in den chinesischen Kulturkreis; kulturelle Kontakte zur islamischen Welt; die Hauptstadt Chang'an ist eine der größten (eine Mio. Einwohner) und weltoffensten Metropolen jener Zeit; Muslime, Juden, Manichäer, Nestorianer, Zoroastrier und Anhänger anderer fremder Religionen dürfen ihren Glauben praktizieren. Einrichtung von Staatsprüfungen der Beamten, dadurch fortschreitende Schwächung der aristokratischen Dominanz im Verwaltungsapparat; Macht der regionalen Militärgouverneure wächst.

618–626 Kaiser Gaozu.

643 Gesandtschaft aus Byzanz in Chang'an.

653 Früheste überlieferte Sammlung von Gesetzestexten.

690–705 Wu Zetian, einzige Frau auf dem Kaiserthron.

712–756 Kaiser Xuanzong. Blütezeit der Dichtung: Li Bai (701–762), Du Fu (712–770), Wang Wei (701–761).

755–763 Aufstand des Generals An Lushan; Niedergang der Tang beginnt.

842–845 Kaiser Wuzong verbietet alle fremden Religionen, auch den Buddhismus.

868 Ältestes datiertes gedrucktes Buch, das „Diamantsutra".

907–960 „FÜNF DYNASTIEN"
Nach Ende der Tang Spaltung des Reiches in fünf Dynastien – Spätere Liang (907–923); Spätere Tang (923–936); Spätere Jin (936–947); Spätere Han (947–950); Spätere Zhou (951–960) im Norden (Hauptstadt: heutiges Kaifeng) – und zehn Kleinstaaten vorwiegend im Süden; die großen aristokratischen Familien verlieren an Macht. Staatszentralismus setzt sich durch in einigen Dynastien.

960–1279 SONG-DYNASTIE,
geteilt in die Nördliche (960–1127: Hauptstadt: Kaifeng) und die Südliche Song-Dynastie (1127–1279; Hauptstadt: heutiges Hangzhou). Höhere Ernteerträge und Aufschwung des Handels; viele technische Neuerungen; Anwachsen des Geldumlaufs und zunehmende Verstädterung; Bürokratie und formalisierte Beamtenrekrutierung setzen sich durch. Die orthodoxe Fassung des Konfuzianismus wird Staatsdoktrin.

1023 Das erste echte Papiergeld der Welt wird gedruckt.

1041–1048 Bi Sheng erfindet den Druck mit beweglichen Lettern.

1044 Erste Schießpulverrezepte im Buch „Wujing zongyao" („Sammlung der wichtigsten Militärtechniken").

1127 Die Song fliehen vor den Jin (Dschurdschen) nach Süden. Südliche Song – Gaozong, ihr erster Kaiser, regiert bis 1162.

1130–1200 Zhu Xi, Hauptvertreter des Neokonfuzianismus.

916–1234 FREMDREICHE JENSEITS DER NORDGRENZEN: Die Liao (vom Volk der Kitan; 916–1125) besetzen Gebiete im Norden des chinesischen Kernlandes, die Jin (Dschurdschen; 1115–1234) gewinnen Einfluss über ganz Nordchina. Die nordwestlichen Randgebiete von den Xixia (Tanguten; 1032–1227) beherrscht; Hochschätzung martialischer Härte; auf Konsens beruhende Entscheidungsfindung in der Elite; Frauen genießen größere Freiheit und Achtung.

ca. 1162–1227 Dschingis Khan, seit 1206 Großkhan der Mongolen.

1215 Mongolen erobern Beijing (seinerzeit Zhongdu) und den größten Teil Nordchinas.

1236 Mongolen geben erstmals Papiergeld aus.

1271–1295 Marco Polos Asienreise.

1271–1368 YUAN-DYNASTIE
China Teil des mongolischen Weltreiches. Eine vierstufige ethnische Hierarchie führt zu Benachteiligung und kultureller Ausgrenzung der Chinesen. Die Bevölkerung halbiert sich von ca. 120 Mio. (1207) auf ca. 60 Mio. (1290). Ende der Yuan-Herrschaft infolge Naturkatastrophen und Aufständen in Südchina. Die Mongolen ziehen sich zurück in die Steppe.

1260–1294 Khubilai Khan, mongolischer Herrscher.

1264 Zhongdu (Beijing) wird Hauptstadt, 1272 „Große Hauptstadt" (Dadu) der Mongolen.

1368–1644 MING-DYNASTIE
Chinesische Dynastie mit Hauptstadt Nanjing – seit 1421 Beijing Hauptstadt. Autokratische Kaiser. Folge: Palasteunuchen erhalten großen politischen Einfluss; die Große Mauer in ihrer heutigen Form entsteht; starke Nachfrage nach Seide und Porzellan im Ausland fördert die Integration des Ming-Reiches in den Welthandel; neuartige Nahrungsmittel (Süßkartoffeln, Mais, Erdnüsse) kommen ins Land; für kurze Zeit engagiert sich das Kaiserhaus in Übersee. In den schnell wachsenden Städten entsteht eine neue Volks- und Konsumkultur.

1403–1424 Kaiser Yongle. Blüte des Ming-Reiches.

1405–1433 Übersee-Expeditionen des Admirals Zheng He.

1426 Einrichtung einer Eunuchenschule; Eunuchen konkurrieren mit Beamten.

1225 Kaiser Jiajing lässt alle hochseetüchtigen Dschunken zerstören.

1567–1572 Kaiser Longqing.

1583–1610 Der Jesuit Matteo Ricci in China; Aufschwung der christlichen Mission.

1623 Der Kölner Jesuit Adam Schall von Bell (1592–1666) kommt nach Beijing; 1644 Leiter des Astronomischen Amtes.

1623–1627 Gewaltherrschaft des Eunuchen Wei Zhongxian.

1644–1911 QING-DYNASTIE
China wird von den Mandschuren erobert; erreicht danach seine größte Ausdehnung. Noch im 18. Jahrhundert steht es in Wirtschaftsleistung und Expansionskraft europäischen Staaten in nichts nach; der aufgeklärte Absolutismus der Kaiser Kangxi, Yongzheng und Qianlong stößt auf Beifall europäischer Aufklärer. Im 19. Jahrhundert fällt China wirtschaftlich, technologisch und militärisch hinter Europa zurück und wird zum Objekt des europäischen Freihandelsimperialismus.

1644–1661 Shunzi, erster Mandschu-Kaiser.

1661–1722 Kaiser Kangxi.

1710 Chinesisches Protektorat in Tibet.

1715–1763 Cao Xueqin, Verfasser des Romans „*Hongloumeng*" („Der Traum der roten Kammer").

1723–1735 Kaiser Yongzheng.

1736–1795 Kaiser Qianlong.

1751 Die Qing richten eine Garnison in Tibet ein.

1840–1842 Niederlage im anglochinesischen Opiumkrieg; 29. 8. 1842: Vertrag von Nanjing, der erste der „ungleichen Verträge" – Öffnung von fünf Vertragshäfen, Exterritorialität von Ausländern, Einschränkung der Zollhoheit, Abtretung Hongkongs.

1850–1864 Taiping-Aufstand.

1851–1861 Kaiser Xianfeng.

1858–1860 Zweiter Opiumkrieg. Großbritannien, Frankreich, Russland und die USA erzwingen die Legalisierung der Opiumeinfuhr, Missionsfreiheit und Freizügigkeit für Ausländer.

1860 Briten und Franzosen besetzen Beijing.

1862–1874 Kaiser Tongzhi.

1875–1908 Kaiser Guangxu.

1862–1908 Die Kaiserinwitwe Cixi regiert statt Kaiser Tongzhi und dessen Nachfolger Guangxu.

1894–1895 China verliert Krieg gegen Japan.

1897 Deutsche Marine besetzt die Region um Qingdao (Shandong). 6. März 1898: Abschluss eines Pachtvertrages.

1898 Die von Kang Youwei, Liang Qichao u. a. angeregte „Reform der 100 Tage" scheitert an Cixi.

1900 Boxer-Aufstand: Die „Gesellschaft für Rechtschaffenheit und Harmonie" belagert westliche Gesandtschaften (ab 20. 6.). Alliierte Truppen erobern am 14. 8. Beijing. Das „Boxer-Protokoll" (7. 9. 1901) legalisiert Stationierung ausländischer Truppen in China und erzwingt eine riesige Entschädigung.

1904–05 Russisch-japanischer Krieg teilweise auf chinesischem Territorium. Japan beginnt die Mandschurei zu besetzen.

1906 Reform des Regierungsapparats; Ministerien nach westlichem Muster.

1908–1912 Xuantong (Puyi, geb. 1906), Chinas letzter Kaiser.

1911 Xinhai-Revolution; Sturz der Qing-Dynastie.

1912 (1. Januar) Gründung der Republik China; Sun Yatsen (1866–1925) wird Präsident.

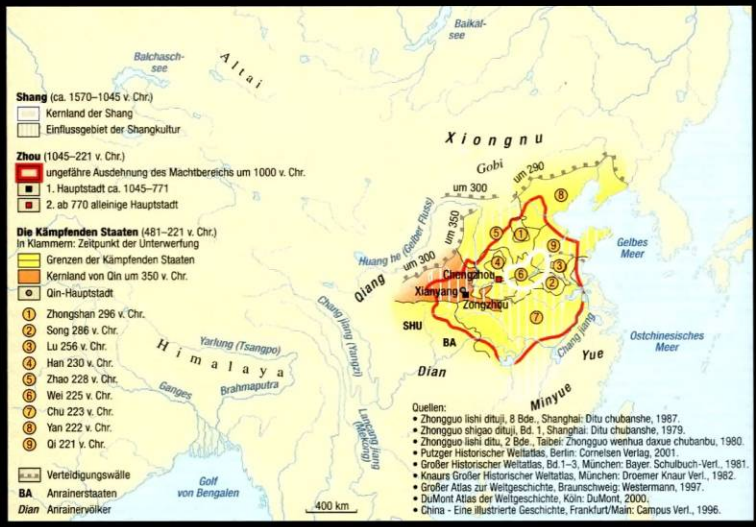
Thomas Jansen

Dr. Thomas Jansen, 36, studierte Sinologe in Freiburg, Beijing und München und lebt in Leipzig.

VON MATTHIAS RICHTER
UND STEFANIE PETERS (KARTOGRAPHIE)

Königtümer und Lehnsstaaten

Das Altertum
(1570–221 v. Chr.)



Unter dem archaischen Königtum der Shang, einer Kultur am Unterlauf des Gelben Flusses, nimmt der Adel die militärischen und rituellen Aufgaben wahr, vor allem den Orakel- und Opferkult. Die Shang werden um 1045 v. Chr. von den Zhou aus dem Westen besiegt. Die Könige der Westlichen Zhou (Angaben wie „westlich" bezeichnen die Lage der jeweiligen Hauptstadt, nicht unbedingt jedoch eine Gleichzeitigkeit der jeweiligen Reiche) regieren ihr ausgedehntes Herrschaftsgebiet von Zongzhou aus durch ein Lehnsfürsten-System. Angriffe von Nachbarvölkern zwingen die Zhou, ihre Königsdomäne und ihre westliche Hauptstadt aufzugeben. Die Östlichen Zhou (ab 770) herrschen von ihrer Hauptstadt Chengzhou aus zunehmend nur noch nominell. Aus ursprünglich mehr als 150 Stadtstaaten werden nach Jahrhunderten ständiger Kriege Mitte des 1. Jahrtausends sieben mächtige Territorialstaaten, deren Herrscher seit dem 4. Jh. selber den Königstitel annehmen. Qin setzt sich als mächtigster Staat durch, unterwirft im 3. Jh. die übrigen und vereint sie 221 v. Chr. zu einem Kaiserreich.

Reichseinigung und Expansion

Qin und Han
(221 v. Chr. – 220 n. Chr.)

Das unter dem Ersten Kaiser geeinte Reich dehnt sich bis zum Südchinesischen Meer aus. Im Norden sichert es sich durch Zusammenführung älterer und Schaffung neuer Befestigungsanlagen (Anfänge der Großen Mauer) gegen die Einfälle von Nomaden (Xiongnu). Bald nach dem Tod des Ersten Kaisers beendet eine vom alten Adel angeführte Aufstandsbewegung die Qin-Herrschaft. Liu Bang, ein Mann aus dem Bauernstand, gründet in Chang'an die (Westliche) Han-Dynastie und vergibt innerhalb seines Reiches Lehnskönigtümer an Kampfgefährten. Nach einer Phase der Machtkonsolidierung expandiert das Reich unter Kaiser Wudi vor allem nach Norden und Nordwesten. Nach Wudis Tod gerät die Zentralmacht in eine Krise (Interregnum des Wang Mang; 9–23 n. Chr.). Das Kaisertum der Östlichen Han (Hauptstadt Luoyang) ist der Macht der Grundbesitzerfamilien immer weniger gewachsen. Die Lage der Bauern verschlechtert sich. Nach Naturkatastrophen kommt es zu Aufstandsbewegungen, die zum Untergang der Dynastie führen.

Erste Teilungen des Reiches

Die Drei Reiche und die Dynastien Jin und Wei (220–ca. 400)

Nach dem Zerfall des Reiches der Östlichen Han gründen konkurrierende Heerführer eigene Staaten: Das zentralistische, autokratische Wei-Reich, gegründet von Cao Cao, beherrscht den Norden, in Sichuan gründet Liu Bei mit der Dynastie Shu-Han einen ebenfalls militärisch dominierten Zentralstaat, und im Südosten herrscht Sun Quan über das Reich Wu, in dem Grundbesitzerfamilien weitgehend die Macht innehaben. Im Jahre 263 erobert das Reich Wei den Staat Shu, fällt zwei Jahre später an die neue Jin-Dynastie, die auch Wu erobert und damit China für kurze Zeit wieder vereint. Das Erstarken inzwischen teilweise sinisierter und sesshaft gewordener Nomaden aus Norden und Westen führt zur erneuten Teilung (Zeit der Südlichen und Nördlichen Dynastien). Die Jin werden nach Südosten abgedrängt (Östliche Jin im heutigen Nanjing). Im Norden bilden sich im 4. Jh. 16 Kleinreiche, bevor die Stammesföderation der Tuoba 386 das Reich der Nördlichen Wei gründet. Die konfuzianische Staatsideologie gerät in eine Krise. Unter dem Einfluss des Buddhismus bildet sich vor allem im Süden eine metaphysisch orientierte Mischform des Daoismus und Buddhismus heraus.

Fremdvölker im Norden, Chinesen im Süden

Die Südlichen und Nördlichen Dynastien (ca. 400–589)

Die vom Hof der Nördlichen Wei betriebene zwangsweise Sinisierung führt zu Spannungen innerhalb der nicht chinesischen Tuoba-Gesellschaft. Während deren Adel in der Hauptstadt chinesische Sitten annimmt, bleibt das Militär in den Grenzgebieten den nomadischen treu. Nach zehn Jahren Bürgerkrieg zerfällt das Wei-Reich. Die traditionalistischen Östlichen Wei werden vom Militär dominiert, während die Westlichen Wei von einer Zivilverwaltung unter chinesischer Beteiligung regiert werden. Die Östlichen Wei werden 550 von der Dynastie der Nördlichen Qi abgelöst. Die Expansion der Westlichen Wei setzt deren Nachfolgedynastie, die Nördliche Zhou, vor allem nach Süden hin fort. Im Süden wechseln sich in der Hauptstadt Jiankang (heute Nanjing) mehrere chinesische Dynastien ab, die von der aus dem Norden hierher geflohenen Aristokratie beherrscht werden. Besonders unter den Liang kommt es im frühen 6. Jh. zu Wohlstand und zu einer kulturellen Blüte. Der Adel pflegt Dichtung, Malerei und Schachspiel, und der Buddhismus hat in China Fuß gefasst.

Zu den Karten siehe auch die Zeittafel auf den Seiten 172/173

Wiedervereinigung und Kontakt mit dem Westen

Die Dynastien Sui und Tang (581–907)

Ein Abkömmling der weiblichen Linie der Nördlichen Zhou gründet die Sui-Dynastie, die China 589 wiedervereinigt. Doch wie der Erste Kaiser überfordert sie mit militärischer Expansion und großen Bauvorhaben, so dem Ausbau eines Kanalsystems, die Staatsressourcen. Schon der zweite Sui-Kaiser wird von der Tang-Dynastie abgelöst, die die Reichsgrenzen weit nach Nordosten und Nordwesten ausdehnt. Die kosmopolitisch geprägte Gesellschaft der drei Jahrhunderte lang regierenden Tang treibt regen Handel mit den Staaten Zentralasiens und nimmt von diesen kulturelle Einflüsse auf.

Der Buddhismus wird vorübergehend zu einer Art Staatsreligion. Dichtung, Malerei und Unterhaltungskunst blühen. Das Prüfungssystems für Beamtenanwärter wird ausgebaut, die Macht der teils nichtchinesischen Militäraristokratie zugunsten der Zivilbeamten zurückgedrängt. Mitte des 8. Jh. leitet eine Militärrevolte unter General An Lushan den Niedergang der Tang und den Beginn der frühen Neuzeit ein. Die Tang verlieren große Gebiete im Norden und Westen an Tibeter und Uiguren.

Glanzzeit des Handels und städtischen Lebens

Die Song und die Fremdreiche im Norden (907–1279)

Nach einem halben Jahrhundert der Zersplitterung in Zehn Königreiche (davon acht im Süden) und Fünf Dynastien im Norden regiert seit 960 von Kaifeng aus die Nördliche Song-Dynastie. China grenzt sich ab; der Konfuzianismus wird in erneuerter Form zur orthodoxen Lehre. Technische Neuerungen begünstigen Produktion und Handel. Gebildete Grundbesitzer leben in zunehmend größeren Städten. Staats- und Verwaltungsapparat werden ausgebaut. Die Kitan gründen im 10. Jh. die Liao-Dynastie und beherrschen die Steppenzone im Norden, bis sie Anfang des 12. Jh. von den Dschurdschen

(den Vorfahren der Mandschu) nach Westen vertrieben werden, wo sie als Westliche Liao ein weiteres Jahrhundert fortbestehen. Die Dschurdschen gründen in Nordchina die Jin-Dynastie und verdrängen die Song nach Süden. Die Südlichen Song erklären 1138 Lin'an (heute Hangzhou) zur Hauptstadt. Vom 11. bis 13. Jh. regieren die tangutischen Xixia (Nachkommen der Tuoba) ein Reich an Mittel- und Oberlauf des Gelben Flusses.

Autoritärer Zentralstaat

Die Dynastien Yuan und Ming (1271–1644)

Anfang des 13. Jh. beginnen die unter Dschingis Khan verbündeten mongolischen Stämme die Tanguten, Kitan und Dschurdschen zu verdrängen. Von 1279 an steht erstmals ganz China unter Fremdherrschaft: Die Mongolen regieren autokratisch, übernehmen nur zögernd und nur zum Teil chinesische Verwaltungsmethoden, stützen sich vor allem auf nicht chinesische Beamte. Nichtmongolen, besonders Chinesen, werden diskriminiert. Korruption, Inflation und durch Naturkatastrophen verschärftes Elend der Bauern führen zu Aufständen. Einer der Anführer gründet 1368 in Nanjing die chinesische Ming-Dynastie. 1421 zieht der Hof nach Beijing, das bereits Hauptstadt der Mongolen und der Dschurdschen gewesen ist. Auch die Ming regieren autokratisch und mit harten Strafen, die Beamten kontrollieren sie durch eine Geheimpolizei. Während die frühen Ming-Kaiser China außenpolitisch stärken, zieht sich China ab Mitte des 15. Jh. auf sich selbst zurück. Die Erstarrung politischer Institutionen, eine Finanzkrise und Aufstände notleidender Bauern führen zum Untergang der Ming.

Die Herrschaft der Mandschu

Die Qing-Dynastie (1644–1911)

Anfang des 17. Jh. unter dem Fürsten Nurhaci verbündete Dschurdschenstämme nehmen 1635 den Namen Mandschu an. Sie vertreiben die Anführer der Bauernaufstände, die kurz zuvor in China eigene Reiche gegründet haben, und herrschen seit 1644 von Beijing aus als Qing-Dynastie. Anders als die Mongolen übernehmen die Mandschu chinesische Sitten und Verwaltungsmethoden. Die militärische Expansion unter den ersten Mandschu-Kaisern führt zur größten Ausdehnung Chinas in seiner Geschichte. Im 18. Jh. erlebt das Reich eine wirtschaftliche und kulturelle Blüte, doch die Kosten für das Militär wie für große zivile Projekte überfordern den Staatshaushalt. Die Korruption in der Beamtenschaft wächst. Die Finanzkrise und rasches Bevölkerungswachstum verschlimmern die Lage der Bauern. Große Aufstandsbewegungen sowie der wirtschaftliche und militärische Druck europäischer Mächte beschleunigen im 19. Jh. den Niedergang. Gegen Ende des 19. Jh. gewinnen lokale Militärmachthaber an Einfluss. Eine Militärrevolte führt 1911 zum Sturz der Qing und 1912 zur Gründung einer Republik.

© Gadt

DIE NÄCHSTE AUSGABE VON GEOEPOCHE ERSCHEINT AM 16. OKTOBER 2002

NACHKRIEGSZEIT

Deutschland 1945 bis 1955

1945 ist Deutschland, etwa in Hamburg, ein Trümmerfeld: besiegt, verwüstet, moralisch am Boden. Zehn Jahre danach scheint das Schlimmste überstanden

Die Frachträume gefüllt mit Milch und Kohlen, mit Ziegeln und mit Einzelteilen eines Kraftwerks dröhnen Flugzeuge im Zweiminutentakt nach Tegel. Rund 195 000 Flüge, fast 1,5 Millionen Tonnen Fracht, 78 Unfalltote – über die „Luftbrücke" wird 1948/49 das Ruinenfeld Berlins von ehemaligen Feinden versorgt: Symbol einer schwebenden Zeit, die im Frühjahr 1945 mit der „Stunde Null" begonnen hat, dem Zusammenbruch Hitler-Deutschlands. Einer Zeit, in der die Bevölkerung die Sieger sowohl fürchtet als auch herbeisehnt und in der zwölf Millionen Deutsche nach Westen geflohen sind. Einer Zeit, in der Zigarettenschmuggler den Schwarzmarkt beherrschen und ehemalige Zwangsarbeiter als „Displaced Persons" durch ein Niemandsland irren. Einer Zeit, in der der Kalte Krieg Deutschland in zwei Staaten auseinanderreißt und in der mit Intrigen um den Sitz der Bundesregierung gerungen wird. In der Kinder in Ruinen spielen, während ihre Väter zehn Jahre nach Kriegsende noch immer in sibirischen Lagern sitzen. Und in der Ludwig Erhard mit einem Trick gegenüber den Alliierten das „Wirtschaftswunder" startet. Das neue GEO EPOCHE über die Zeit danach.

FOTOVERMERKE NACH SEITEN
Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten
TITEL: Imperial Palace Museum, Beijing
EDITORIAL: Werner Bartsch
INHALT: Hu Chui/The Commercial Press: 4 o.; Imperial Palace Museum, Beijing: 4 l. m., 5 o.; Laurent Lecat: 4 u.; Pierre Colombel/Corbis/Picture Press Life: 5 m.; Christoph Gerigk © Frank Goddio/Hilti Foundation: 5 u.
BILDESSAY: Lowell Georgia/Corbis/Picture Press Life: 6/7; Imperial Palace Museum, Beijing: 8/9; Li Shaobai/Imaginechina: 10/11; Zhou Wanping: 12/13; Catherine Henriette/Hoa-qui: 14/15; Maggie Steber/Corbis Saba: 16/17; Dean Conger/Corbis/Picture Press Life: 18/19; Jeffrey Aaronson/Network Aspen: 20/21; Michael Yamashita/Aurora: 22/23
DER ERSTE KAISER: Todd Gipstein/Corbis/Picture Press Life: 26/27; Sovfoto/eastfoto: 27; Laurent Lecat: 28/29, 30, 31; aus „Sancai tuhui", 1607: 32, 38, 43; O. Louis Mazzatenta/National Geographic Image Collection: 32/33, 34, 35, 36, 41, 42; Wang Bao Ping & Gao Yu Ying: 39; Cultural Relics Publishing House, Beijing: 45
ZINNOBER UND BROKAT: National Palace Museum, Taipei: 47
IN DER GRÖSSTEN STADT DER WELT: Cultural Relics Publishing House, Beijing: 48/49, 52, 59; Hong Kong Museum of History: 50, 54, 57, 58, 60; Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz: 51, 56; British Library, London: 53; Pierre Colombel/Corbis/Picture Press Life: 56
ZU BUDDHAS EHREN: The Huntington Archive: 63 o; aus: „Qinding shujing tushuo", 1905: 63 u.
DIE ARMADA DES KAISERS: Christopher Liu/ChinaStock: 70; Photos12.com-ARJ: 71; Keren Su/Corbis/Picture Press Life: 72; Dorling Kindersley Images: 73; Philadelphia Museum of Art, Gift of John T. Dorrance: 74; Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz: 75
ORDNUNG IST DAS GANZE LEBEN: The Trustee of the Wellcome Trust, London: 78; Réunion des Musées Nationaux/Art Ressource, NY: 79; Science Museum/Science & Society Picture Library, London: 80; Sammlung Paul U. Unschuld: 81, 82; Museum für Völkerkunde Hamburg: 83
DAS VERMÄCHTNIS DER SCHMUGGLER: Christoph Gerigk ©Frank Goddio/Hilti Foundation
DER ABGLANZ DES UNIVERSUMS: Yi Nuo/Imaginechina: 96; Imperial Palace Museum, Beijing: 97, 98/99, 106/107, 110/111, 112; Collection Viollet/Transglobe: 100; Li Shaobai/Imaginechina: 101; Shenyang Palace Museum/Hamilton Photography and Film Co.: 102/103; Hu Chui/Imperial Palace Museum, Beijing: 104; Zhou Kang/Imaginechina: 108; Michel Urtado/Réunion des Musées Nationaux: 109
SPIEGEL DER LIEBE: Aus: „Der Traum der roten Kammer", Frankfurt am Main 1951: 115
DER AUFSTAND DER GOTTESKRIEGER: Bertelsmann Lexikon Verlag/Photos12.com: 116, 124; Harvard-Yenching Library, Harvard University: 117; Ernst Boerschmann: 118; aus: The Face of China As Seen by Photographers and Travelers 1860–1912, New York 1998: 119 l., 123 r.; John Hillelson Agency, London: 119 r., 120 u., 121 u., 124/125, 125; Royal Geographical Society, London: 120/121, 123 l.; Corbis: 126; Bridgeman Art Library: 127
FORM-VOLLENDUNG: The Museum of the Western Han Dynasty, Mausoleum of the Nanyue King, Guangzhou: 128; Hebei Provincial Museum, Shijiazhuang: 129; Qingzhou City Museum: 130; Cultural Relics Publishing House, Beijing: 131; National Palace Museum, Taipei: 132, 134 l., 136/137; Shanghai Museum: 133 o.; Hong Kong Museum of Art: 133 u., 136, 137; Bridgeman Art Library: 134 r.; Royal Ontario Museum/Corbis/Picture Press Life: 135 l.; British Museum/Dorling Kindersley Images: 135 m. und r.
SCHULE DER MORAL: Corbis: 139 o.; ChinaStock: 139 u.
CIXI, DIE LETZTE HERRSCHERIN: aus: The Face of China As Seen by Photographers and Travelers 1860–1912, New York 1998: 140/141, 147 u.; Corbis/Picture Press Life: 143 o., 148 m. und u.; Granger Collection: 143 l. u.; Royal Geographical Society, London: 144/145; Underwood & Underwood/Corbis/Picture Press Life: 147 m.; Bettman/Corbis/Picture Press Life: 147 o., 148 o.; Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz: 150/151; Hulton/Getty: 152/153; Bertelsmann Lexikon Verlag/Photos12.com: 152; Hulton-Deutsch Collection/Corbis/Picture Press Life: 153
CAMPUS: Jeffrey Aaronson/Network Aspen: 154; Cultural Relics Publishing House, Beijing: 155 o.; Dorling Kindersley Images: 155 u.; Xinhua/Gamma, Paris: 156 u.; aus „Sancai tuhui", 1607: 156 o., 157 l., 157 m. l., 157 m. r.; Michel Urtado/Réunion des Musées Nationaux: 157 r.; Michael Wolf/Visum: 158/159; Art Archive: 159; www.culturalheritagewatch.org: 160 o.; Sexton/Corbis/Picture Press Life: 160 u.; Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz: 162; R. V. Dunning FC: 164 l.; Kwan Kwong Chung/FormAsia Books Limited: 164 r.; British Museum, London: 165; James L. Stanfield/National Geographic Image Collection: 166; Liu Liqun/Corbis/Picture Press Life: 168; Zhuge Ming/Imaginechina: 170
VORSCHAU: Hulton/Getty: 178 o.; AKG: 178 u.
ILLUSTRATIONEN UND KARTEN: Wiesław Smetek: 4 r. m., 64–69; Kuan Yu-Chien: 24, 25, 46, 62, 114, 138; Reinhard Schulz-Schaeffer: 44; Patrice Sandrin © Frank Goddio/Hilti Foundation: 93; Stefanie Peters: 174–177
Einem Teil unserer Auflage liegen Prospekte der Firmen Zeit-Verlag, Hamburg, und Gruner + Jahr AG & Co, Hamburg, bei.

Zuletzt erschienene Ausgaben – zu bestellen über den Kundenservice (siehe Seite 171)

Studiosus
Intensiverleben
Reisen. Weite? Tiefe!
Erleben Sie ein Land in seiner ganzen Vielfalt – Kultur und Geschichte, Märkte, Strände und die Menschen.
Lassen Sie die Oberfläche hinter sich, kommen Sie der Ferne ganz nah: Intensiverleben.
Studiosus
Jetzt die aktuellen Kataloge kostenlos anfordern:
00 800/24 01 24 01
Gebührenfrei für D, A und CH
www.studiosus.com

(Gerd-R. Lang, Gründer und Inhaber von Chronoswiss mit seinem Chronometer, gebaut um 1806, Paris)

CHRONOSWISS

Faszination der Mechanik

„Wenn etwas für die Ewigkeit ist, hinterlassen die Jahre keine Spuren." Eine Vase aus chinesischem Porzellan der Ming-Dynastie oder die Uhr von Louis Berthoud aus dem 19. Jahrhundert sind meisterhafte Beispiele. Jedes alte Handwerk erfordert Hingabe bis ins kleinste Detail und eine ruhige Hand. Dennoch geht so manches zu Bruch, bevor Perfektion entsteht. Das gilt auch für die Emailzifferblätter meiner Orea. Mit ihnen habe ich einer fast vergessenen Kunstfertigkeit zu neuem Glanz verholfen. Am Ende hält nur das Original eine ganze Ewigkeit. Und manchmal auch länger. Lesen Sie mehr darüber in meinem „Buch mit dem Tick", das ich Ihnen gerne zuschicke.

Chronoswiss, Elly-Staegmeyr-Str.12, 80999 München, Telefon (0 89) 89 26 07-0, Telefax (0 89) 8 12 12 55, www.chronoswiss.de